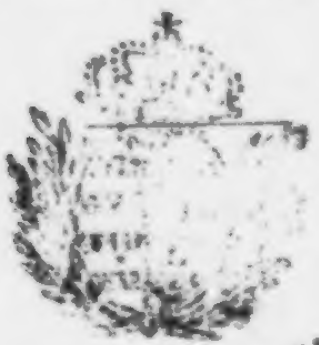
Brüssel und Paris

von

Eduard Beurmann.



Erſter Band.

Leipzig,
bei Theodor Fiſcher,
1837.

8960.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Erſtes Kapitel.

Achen. — Paß-Weitläuftigkeiten. — Die Mayerſche Buchhandlung. — Die belgiſche Grenze. — Lüttich. — Die erſten franzöſiſchen Uniformen nach vierundzwanzig Jahren. — Eindrücke der Stadt und der Menſchen. — Fahrpoſten in Belgien.

Achen im kalten April-Regenwetter, das ſelbſt den Mai nicht reſpectiren wollte, ſah recht düſter und unheimlich aus. Während auf die ſchönen Environs lange ſchwarze Regenwolken herabhingen, die mich ſelbſt von einem Ausflug nach dem Louisberg abhielten, und die Witterung einen ſcharfen Gegenſatz gegen die heißen Quellen zu bilden ſchien, harmonirten nur die engen, ſchiefen und zum großen Theil von kleinen, unanſehnlichen Häuſern eingefaßten Straßen mit dem grauen Himmel über ihnen. Man

rüſtete ſich zur Saiſon, aber die Stadt glich einer Bühne, die man zu einer glänzenden Vorſtellung herſtellt; nur dann und wann ſtahl ſich ein zweifelhafter Sonnenſtrahl in die Straßen, wie einzelne Lampen auf einer Opern-Probe die Couliſſen beleuchten. Ein Badeort verliert an Illuſion, wenn Regen und Schnee in ſeinen Straßen wetteifern. Zu dem Allen kamen noch Paß-Weitläuftigkeiten, ein Unter-Beamter der dortigen Polizei meinte, ich würde mich um ein Viſa der Achner Polizei bekümmern, wenn ich Eile hätte, die belgiſche Grenze zu erreichen und ſchrieb kurz und gut auf meinen Hamburger Paß, der freilich abgelaufen, aber ſtets von Neuem prolongirt worden und mit den erforderlichen Viſa bis nach Achen verſehen war: „Gut zur Rückreiſe nach Hamburg!“ Ich wollte nach Brüſſel — die zuvorkommende Bürgſchaft eines achener Kaufmanns meiner Bekanntſchaft, den ich in der Verzweiflung aufſuchte, und die freundliche Berückſichtigung, die der Polizeidirector, Herr von Lüdemann, meiner Lage ſchenkte, verſchafften mir einzig und allein einen neuen Paß.

Sonſt hätt' ich in Gottes Namen ſtatt weſtlich, nördlich reiſen können.

Unter ſolchen unangenehmen Witterungs- und Polizeizuſtänden mußt' ich mich doppelt glücklich ſchätzen, ein Aſyl in der Mayerſchen Buchhandlung in Achen zu finden. Derſelbe Kaufmann, der meinen ehrlichen Namen und meinen guten Geiſt mit ſeiner Unterſchrift garantirte, führte mich, nachdem er im Gaſthauſe des Herrn Drimel die Ungaſtfreundlichkeit jenes Unter-Beamten der Achener Polizei ausgeglichen hatte, in das erwähnte, höchſt elegante Etabliſſement. Herr Mayer war zur Leipziger Oſter-Meſſe gereiſet, aber Madame Mayer iſt eine Dame, die ihren Gatten in literariſcher und ſocialer Beziehung vollkommen vertreten mag. Wenigſtens ließ mich Nichts die Abweſenheit des Chefs jenes Hauſes vermiſſen, ſo gewandt, fein und unterrichtet bewegte ſich ſeine Gattin in den Geſchäftsverhältniſſen. Was aber die kleinen Details der Gaſtfreundſchaft betrifft, ſo überlaſſ' ich mich in dieſen Dingen gern den Frauen, die

in dergleichen Angelegenheiten einen Tact bekunden, den man nicht wohl beſchreiben kann, aber von dem man gelten laſſen muß, daß er doch höher ſteht, als das glänzende Diner, zu welchem man gezogen wird. Madame Mayer war gegen das junge Deutſchland und die Emancipation der Frauen, und doch bot ſie — ſeltſam genug — den beſten Beweis für die Letztere. Wenn alle Ehefrauen der Buchhändler in Deutſchland wie jene Dame wären, ſo würd' ich vorſchlagen, daß ſie zunächſt mit der Literatur unterhandeln möchten. Die Männer könnten dann die Leipziger Bücherballen expediren. So würde ſich wenigſtens die Poeſie leichter mit dem Geſchäfte vermitteln laſſen. Herr Mayer aber wird es mir verzeihen, wenn ich über die zuvorkommende Conduite ſeiner Gattin es verabſäume, den Stolz und die Leidenſchaft ſeines Lebens, ſein Etabliſſement, en détail zu beſchreiben. Es mag genügen, wenn ich behaupte, daß Cockerill für das Maſchinenweſen und Mayer für die Literatur die eleganteſte Auswahl in Achen bieten. Man kann einen Buchhändler, der ſeine Stel-

lung ſo wohl begreift, nicht genug empfehlen. Was würde Achen, eine Stadt, die an ihre Heilquellen einen europäiſchen Ruf befeſtigt hat, rückſichtlich der literariſchen Quellen ohne Mayer ſeyn! In dem Buchladen dieſes Mannes findet man die Literatur aller Länder, und eine Eleganz und Auswahl, die ſich mit der Elite der Badegäſte meſſen kann, daneben aber ein Leſe-Cabinet von Journalen, das wenigſtens ſo europäiſch iſt, als es die preußiſche Cenſur geſtattet. Ueber dieſen Maßſtab kann freilich Herr Mayer nicht hinaus, und dennoch – wenn ich nicht irre hatte man dem loyalen Manne Galignani's Meſſenger geſtattet, der wenigſtens damals — ich meine im Mai 1836 — noch in Preußen verboten war. Die Leitung dieſes Leſecabinets iſt — ſo viel ich weiß — dem rühmlichſt bekannten Schriftſteller, Herrn Lax, anvertraut, der überhaupt nicht nur Mayers rechte Hand, ſondern auch ſogar ſein Kopf iſt. Die Mayerſche Buchhandlung hat ihn ausſchließlich occupirt, er denkt, ſchreibt, lebt für ſie und in und von ihr.

Ich verließ Achen Morgens um zehn Uhr.

Die preußiſchen Eilpoſten haben hier ihre Grenze; zwiſchen Lüttich und Achen iſt bereits die Diligence Privat-Unternehmung. Daß der Poſtillon ſein Viergeſpann vom Kutſch-Bocke aus leitete, ganz nach belgiſcher und franzöſiſcher Manier, war die erſte Wahrnehmung, die mich zugleich einſehen ließ, daß die Ordnung der preußiſchen Poſten hier ihr Ende erreicht habe. Im Uebrigen ſaß ich im Cabriolet recht bequem, während der innere Wagen, ſtatt der kutſchartigen Einrichtung, hinterrücks nur Sitze mit Lehnen hat. Das, was man bei den deutſchen Eilwagen Coupé nennt, war hier von der Kutſche nicht durch eine Wand, ſondern eben nur durch jene Lehne getrennt. Der Conducteur aber, der ſich in den deutſchen Eilwagen ſo breit und bequem dehnt, hatte ſeinen Platz oben auf der Diligence eingenommen, eine Einrichtung, die ich ganz lobenswerth finde; denn eines Theils iſt der Sitz im Cabriolet, der in Deutſchland von dem Conducteur den Reiſenden entzogen wird, ein ſehr bequemer, und dann hat auch der Conducteur, iſt er oben placirt, eine beſſere

Ueberſicht über den ihm anvertrauten Wagen, als im abgeſchloſſenen Cabriolet.

Wir gelangten raſch nach Henri Chapelle und Preußen lag hinter uns. Hier fand ich bereits im Gaſthauſe gleich jenſeits der preußiſchen Grenze den „Courrier Belge," den Herr Mayer in ſeinem Leſe-Cabinet nicht auflegen durfte, und man rechnete nach Francs. Nach meinem Paß fragte man oberflächlich, ſah hinein und gab ihn mir, da man ihn nicht leſen konnte, ſogleich wieder zurück.

Der erſte Eindruck Belgiens iſt ſofort günſtig. Die Natur ſteigert ſich hier mit jedem Schritt und gewinnt immer mehr das Anſehen einer großen, üppigen Gartenflur. Der Boden iſt wellenförmig, mit ſaftigem Grün bedeckt, die Dörfer ſind voll maſſiver, ſtattlicher Häuſer und abgezäunter Felder. Wir bemerken an ihnen den Anflug holländiſcher Reinlichkeit und vor den Fenſtern der Häuſer die meſſingenen, glänzenden Kaffeekannen, die eine Zierde des Hausgeräthes bilden. Friſche, luſtige niederländiſche Geſichter blicken uns von allen Seiten an, der

Katholicismus, der mir — vielleicht wegen des ſchlechten Wetters — in Achen ſo finſter vorkam, erhielt hier einen lichten, freundlichen Anſtrich. Selbſt die kleinen Bettelbuben, die ſich an die Diligence drängten, mußten ſich alle Mühe geben, ein trauriges Geſicht zu ſchneiden, unter der kläglichen Miene, mit der ſie ihr: „Monsieur, donnez moi un peu d'argent, s'il vous plait — der ſtereotypen Anrede der Bettelei — begleiteten, lagen Schalkhaftigkeit und Lächeln verbergen. Es bedurfte nur eines Scherzes von Seiten der Reiſenden, eines Centime, um ſie ihre Rolle vergeſſen zu machen, und in lauten Jubel, in tollen Muthwillen ausbrechen zu laſſen. Man ſieht und fühlt es an Allem, daß man in einem Lande des geſegnetſten Materialismus iſt. Die Natur hat eben ſo mütterlich, wie die Kirche ſtiefmütterlich für Belgien geſorgt. Der Clerus, der von jeher ſo ſchwer auf Belgien laſtete, konnte nicht ſo viel vergeuden, als der Himmel gewährte.

Vier Uhr Nachmittags kamen wir in Lüttich an. Ich hatte ſeit 1813, ſeit meinen Knaben-

fahren, nicht den Schnitt französischer Uniformen gesehen. An der Citadelle vor der Stadt sah ich nach vierundzwanzig Jahren die ersten wieder. Wir zogen inmitten einer langen Reihe belgischer Uhlanen, die ihre Pferde von der Schwemme heimführten, in Lüttich ein. Trotz meines Liberalismus konnte ich mich doch eines unheimlichen Gefühls beim Anblick dieser Soldateska nicht erwehren. War nicht Vandamme, dessen Arm meine Vaterstadt Bremen so nachdrücklich traf, ein Belgier? Und Chassé, der die Citadelle von Antwerpen so tapfer vertheidigte, hatte er nicht unter Napoleon seine Truppen auf der „Bürger-Weide" in Bremen gegen bremische Ochsen geführt, gegen jene Ochsen, die patriotischer waren, als alle freien Bremer, und dem General nicht ein Manoeuvre auf ihrem Territorium gestatten wollten? So sind wir Deutsche, unser Patriotismus ist zu leicht zu rühren.

Lüttich liegt, von der Maas durchströmt, in langer Ausdehnung an einem hohen Bergrücken, von dessen Gipfel Fabrikgebäude glänzen. Nicht

leicht mag ſich eine Stadt vortheilhafter präſentiren, als Lüttich, beſonders im Maimond, wenn der Frühling die alten Steinmaſſen der biſchöflichen Stadt mit dem friſchgrünen Kranze der Wiedergeburt umflicht, und die junge Natur ſich an die gothiſchen Ueberreſte vergangener Zeiten ſchmiegt. Ueber dieſe alte ehrenfeſte Lapidarſchrift des Mittelalters hat nun eine neue Zeit ihre Züge geſchrieben; die biſchöfliche Reſidenz iſt jetzt zum palais de justice gemacht, wo die moderne Jury zu Gericht ſitzt.

Wir blieben nur zwei Stunden in Lüttich, gerade ſo lange, um einige Straßen zu durchwandern und zu Mittag zu eſſen. Dieſe Stadt bildet ein Mancherlei von niederländiſcher, gothiſcher und moderner Bauart, die Straßen ſind eng und winkelig, aber die öffentlichen Plätze gewähren erfreuliche Lichtpunkte, und das bewegte Leben der Induſtrie, das nach allen Seiten hin verbreitet iſt, mildert die Unheimlichkeit zwiſchen den hohen, kohlendampfeingeräucherten Häuſern. Zudem vergaß ich Straßen und Häuſer über meine Einbildungskraft, die mir

allerhand Dinge vorspiegelte. Ich war noch niemals in einem Lande mit Preß- und persönlicher Freiheit gewesen und es wollte mich dünken, als ob die Menschen hier anders aussähen, freier, selbstständiger, nicht so maschinenartig, wie jenseits Henri Chapelle. Es war gewiß Täuschung, aber ich konnte mich nicht satt sehen an Leuten, die außerhalb des großen Gedanken-Mauth-Verbandes wohnen. Hier waren die Cafés überfüllt mit Zeitungslesern, die Ouvriers auf der Straße lasen Zeitungen; eine alte Französin — wie ich vernahm, die Frau des Schauspiel-Directors — protestirte laut und vernehmlich auf der Straße gegen eine vermeintliche Ungerechtigkeit von Seiten der Behörden; gemeine Soldaten grüßten ihre Officiere wie sich gute Bekannte grüßen, mit einem Wort, ich vermißte hier jene lange Schnur, an welcher die Regierung sonst gewöhnlich die Gesellschaft hält: die Scheidung der Stände, die Disciplin, die allzu bereitwillige Polizei, die Hintenanstellung der Oeffentlichkeit. Dieser Eindruck war ein schlagender, denn er bemächtigte sich meiner

in zwei Stunden. Ob aber die Menschen glücklicher waren, als anderwärts, wo sie unter sorgfältigerer Contrôle stehen, das ist eine andere Frage. Diejenigen, welche behaupten, das größte Glück der Menschen sey eben das, Mensch zu seyn, wollen es behaupten. Ein stiller Staatsbürger, wie ich, fühlt sich dagegen ängstlich getroffen von solcher Anschauung der Dinge; ich dachte gleich an eine Revolution, als jene Theater-Directrice auf öffentlicher Straße die Behörden zur Rede stellte, und zog mich bedächtig und voll conservativer Ideen in das Gastzimmer zurück.

Für zwölf Francs erhielt ich einen Platz im Coupé der Brüsseler Diligence, (unter Cabriolet versteht man den Siz oben auf derselben) im Vergleich mit dem deutschen Postgelde eine sehr geringe Summe. Aber das Postgeld von Brüssel nach Paris ist noch geringer. Van Gent in Brüssel ist Eigenthümer der bedeutendsten belgischen Messagerieen und läßt sich für die Fahrt von Brüssel nach Paris, welcher die dreifache Entfernung Lüttichs von Brüssel zum Grunde

liegt, nur zwanzig Francs im Coupé zahlen, nebſt ſechs Francs Conducteur-Gebühren, alſo gerade zehn Francs weniger, als die Reiſe nach der Brüſſel-Lütticher Berechnung betragen würde, der nur zwanzig Lieues zum Grunde liegen. Indeß in Betreff der Pariſer Meſſagerie hat van Gent die Concurrenz zu bekämpfen und es ſoll nichts Seltenes ſeyn, daß ein Concurrent eine Million Francs daran wagt, um ſeinen Gegner hors de combat zu ſetzen. Dann werden die Preiſe ſofort erhöht. Eine Dame, Briard, war die Concurrentin van Gents; Beide konnten ſich anfangs nicht vereinigen, weil die Letztere darauf beſtand, ihren Namen allem auf den Diligencen angeführt zu ſehen, und van Gent war nicht galant genug, ſolches zuzugeben. Später indeß hat man ſich über dieſen Umſtand ausgeglichen und die Entrepriſe ſchreibt ſich jetzt: Briard veuve et van Gent. Natürlich ſtützt ſich dieſe Firma auf eine Actien-Geſellſchaft.

Neben mir, im Coupé hatte eine ſehr corpulente Lütticherin mit ihrem achtjährigen Söhnchen Platz genommen. Die Dame machte mich

auf die vue de la montagne aufmerksam, als wir den Bergrücken hinauffuhren, der den Hintergrund Lüttichs bildet. In der That, diese Ansicht mochte selbst ein niederländisches Phlegma entzücken. Fast steil hebt sich der Berg und die alte bischöfliche, ganz in dem von der Maas durchströmten wiesengrünen Thale gelegene Stadt scheint vor unseren Blicken aus der Erde emporzusteigen. Je höher wir kamen, desto mehr erweiterte sich unser Gesichtskreis, der durch Nichts beengt wurde, indem die jenseitigen Berge, die nach Deutschland hin die Hauptstadt der Provinz Lüttich begrenzen, die Höhe, auf welcher wir uns befanden, nicht erreichten. Die Schönheiten Belgiens entfalten sich wie eine Idylle, sie sind ein juste milieu zwischen Poesie und glänzender Prosa des Materialismus. Eine solche idyllische Skizze ist auch die Umgegend von Lüttich: das saftigste Grün, von der ruhigen, klaren Maas durchflossen, berganschwellende Hügel, die üppige Wiesen begrenzen, reiche Fabriken, mit den hohen Schornsteinen der Dampfmaschinen, zutrauliche Villen bilden die Details

dieſer Skizze. Was Holſtein für Dänemark, das war Belgien für Holland: ein Garten und eine ergiebige Hülfsquelle.

Es iſt erſtaunlich, welch eine Laſt man in Belgien den Poſtpferden anvertraut. Schon in Lüttich war die Diligence vollauf bepackt, und auf dem Wege nach Brüſſel erhielt ſie beinahe in jedem Orte Zuwachs an Perſonen und Sachen. Als alle Plätze beſetzt waren, nahm man einen Beiwagen, aber die ſchwerſten Frachtgüter wurden demungeachtet in dem Raum über unſeren Köpfen verwahrt. Dabei nahm man kaum auf das Gleichgewicht des Wagens Rückſicht, er neigte ſich merklich auf die äußerſte Rechte, und mußte der Poſtillon von der Chauſſee auf die ſandigen Nebenwege ableiten, um einen Frachtwagen vor uns zu umfahren, ſo ſchwankte die überladene Maſſe, die ihm anvertraut war, ſo unheimlich, daß ich jeden Augenblick fürchtete, wir würden mit dem Erdboden in einen unangenehmen Conflict gerathen. In dieſem Falle würde die ſchwere Dame aus Lüttich von der äußerſten Linken, die allerdings bis zu einem

Umſturz des Wagens eine tüchtige Oppoſition gegen die Majorität der Rechten bildete, ſammt ihrem Söhnchen auf mich geſtürzt ſeyn, und der Fall dieſer Maſſe würde nach allen Grundſätzen der Schwere ſtattgefunden haben, da beide im tiefen argloſen Schlafe lagen. Der Conducteur ſtieg oft von dem Wagen, ging es bergab; ich hielt es für beſſer, ſeinem Beiſpiele zu folgen, worauf er mir bemerkte, daß er es gar nicht gern habe, wenn jemand von der Geſellſchaft ausſtiege, die Paſſagiere müßten dazu beitragen, das Gleichgewicht des Wagens zu erhalten. Da lob' ich mir doch die abſolute Ordnung der preuſſiſchen Eilpoſten; die conſtitutionelle Einrichtung der belgiſchen Diligencen eignet ſich treffl.ich zum Halsbrechen.

Nicht mehr als drei, freilich rieſig-kräftige, hohe und ſehr kurze Pferde, mit langherabhängenden Mähnen, bildeten das Geſpann der Diligence. Rüſtig zogen ſie uns bergan, indem ihnen nur dann und wann Vorgeſpann zu Hülfe kam, im raſchen Trabe eilten ſie mit uns bergab; um die gefahrdrohenden Schwankungen des Wa-

s kümmerte sich niemand, außer mir und
em Berliner, der mir in Brüssel weitläuftig
e Vorzüge Preußens, von dem Herrn Nagler
bis zum preußischen Landrecht, in Folge die=
Fahrt, auseinandersetzte. Ich habe später,
ich zwischen Peronne und Paris mit der Di=
ence umgeworfen wurde, noch bessere Gele=
heit gehabt, die Vortrefflichkeit der preußi=
n Posteinrichtungen zu würdigen. Die bel=
hen und französischen sind auf so republica=
hem Grunde basirt, daß man seines Lebens
nigstens nicht froh darin werden kann, wenn
n auch mit dem Leben davon kömmt, was
nfalls von den Conducteurs, im Vergleich
der Bagage, nur als Nebensache betrach=
wird.

Ich bemerke nur noch, daß man sich im Bu=
u der Messagerie nicht um die Ueberfracht
Passagiere bekümmerte: die Effecten wurden
enommen und aufgeladen. Eine Passagier=
rte erhielt man eben so wenig, sondern nur
mündliche Angabe des Platzes, den man in
Diligence einzunehmen habe. Kurz vor der

Abfahrt kam ein Schreiber des Bureaus an den Wagen und las die Namen der Reisenden nach der Ordnung ab, die man im Wagen zu beobachten hatte. Jeder nahm, aufgerufen, den für ihn bestimmten Platz ein.

Nachdem wir vier Uhr Morgens Löwen, wo sich die Passagiere nach Antwerpen von uns trennten, passirt, gelangten wir um sechs Uhr Morgens nach Brüssel.

Zweites Kapitel.

Brüſſel.

Eindruck der Stadt. — Die Eſtaminets und Kaffeehäuſer. — Alexander Rodenbach. — Théâtre royal. — Théâtre des variétés. — La place des Martyrs. — Die Dame in Trauer.

Es war wieder Regenwetter, als wir den Berg in die Löwener Vorſtadt hinabfuhren, und die Regenwolken hingen eben ſo grau auf die grünen Abhänge hernieder, wie vor einigen Tagen auf die Umgebungen von Achen. Ein dichter, nebeliger Schleier umhüllte den Morgen. Brüſſel allein bot dem Auge einen Ruhepunkt; lang und dichtgedrängt, in Birnenform, zog es ſich von der Höhe, die einſt dem Walde von Soigne angehörte, bis in die von der Saone durchfloſſene Ebene hinab. Eine Stadt im Frühregen ſieht ſchlaftrunken und ſchwerfällig aus,

es dünkt uns, als stünde sie später auf, als gewöhnlich. So auch Brüssel, das sich die Augen zu reiben schien; es war um sechs Uhr noch nicht so rüstig und frisch auf, wie an anderen Tagen, in hellem, blankem Sonnenschein.

Ich liebe keine topographischen Weitläuftigkeiten, d'rum sag' ich es mit einem Worte, Brüssel ist eine schöne Stadt, eine königliche Stadt. Der Reichthum und Glanz der südlichen Niederlande hat sich hier in den Kirchen und der alten, soliden, die Jahrhunderte überdauernden Pracht jenes gewaltigen, welterobernden Spiritualismus erhalten, der neben den Menschen die Steine durchgeistigte, der den Marquis von Antwerpen, den ritterlichen Bouillon mit Tausenden zum heiligen Grabe führte, und jene himmelanragenden Cathedralen hervorrief, „Brabanter-Spitzen" aus Felsen. Aber neben dem Alterthum macht sich der Luxus der jungen Zeit geltend, neben Brüssel gewahrt man Paris en miniature. Die prachtvollen Kaufläden in der rue de la Madeleine haben keinen Vergleich mit den schönsten Ausstellungen jener Stadt zu scheuen;

und die Palläſte, die place royale, der Park, der reiche alte Adel, der ſich an die Zeiten der burgundiſchen Herzöge lehnt — ich muß es wiederholen, Brüſſel iſt eine ſchöne Stadt, ein Inbegriff von Luxus, Eleganz, Reichthum, Fülle, Großartigkeit und — Langerweile. Die Letztere will ich nicht in einem beſonderen Kapitel beſchreiben, ich verweiſe vielmehr die Leſer auf alle Kapitel. Sie werden aus der Zuſammenſtellung der Thatſachen am beſten ein Réſumé ziehen können und was ich damit ſagen will, wenn ich Brüſſel langweilig nenne.

Wenn man Brüſſel für eine „Copie von Paris" erklärt, ſo hat das nur inſofern ſeine Richtigkeit, als man die erſten Artikel der haute ville, die Kaffeehäuſer, die Theater, die Kaufladen, die Manier in der Erziehung der vornehmen Jugend vor Augen hat. Aber in der basse ville hat ſich die flamändiſche Originalität erhalten, wie in Sprache, ſo in Sitte. Beſucht jene Eſtaminets der unteren Volksklaſſe, betrachtet jene behaglichen Phyſiognomieen, die ſich an „Lembick" und „Faro" in polirten, zinnernen

Bierkannen erquicken, und ſagt mir, ob Euch nicht Rembrandt einfällt. Hier ſpricht man nicht franzöſiſch, ſondern flamändiſch; hier gewahrt Ihr in den blauen Augen und den lichtblonden Haaren der Aufwärterinnen allenthalben Erinnerungen an jene Meiſter der niederländiſchen Schule, die das Alltagsleben ihrer Zeit ſo trefflich veranſchaulichten; hier findet Ihr die gerühmte holländiſche Nettigkeit und Reinlichkeit, die blanken Tiſche, den geſcheuerten, weißen Fußboden und ringsum Einförmigkeit und Phlegma.

In den Eſtaminets der mittleren und oberen Stadt findet man dagegen franzöſiſchen Firniß über flamändiſchen Grund gezogen. Man trinkt auch hier Bier aus Kannen, und wenn fille und garçon franzöſiſch ſprechen, ſo ſprechen ſie es mit jenem breiten, gedehnten Accent, der aus porte „pohrte“ macht und die leichte ſchnellfüßige Sprache zu einem Phlegma verklärt, das immer noch früh genug kömmt.

Uebrigens bieten die Eſtaminets — nach meiner Anſicht — das treueſte Bild des belgiſchen Grundcharakters. In Paris iſt es gegen

den guten Ton, eine Schenke zu beſuchen, wo Bier getrunken wird, ein ſogenanntes estaminet, und wär' es auch das estaminet Hollandais im Palais royal. In Brüſſel dagegen frequentiren angeſehene und gebildete Leute ſolche Schenken, und der Cour de Vienne hat die reſpectabelſte Geſellſchaft aufzuweiſen. Brüſſel iſt das München von Brabant in Betreff der Bier-Leidenſchaft, jeder ächte Belgier trinkt Morgens, Nachmittags und Abends Bier. Dieſes Bier ſcheidet ihn zunächſt von Frankreich.

Die cafés ſind — wie geſagt — nach franzöſiſchen Muſtern eingerichtet; das café des mille colonnes, das café Suisse und das café royal können mit Paris wetteifern. Aber ſie ſind nur der Sammelplatz der Fremden aus Frankreich, England und Deutſchland und jener kleinen, feinen Welt, die, wenn ſie auch zu Brüſſel gehört, doch nicht aus Brabant ſtammt, ich meine die Börſenſpeculanten, die Schauſpieler und alle faſhionablen Müſſiggänger, die wenigſtens einmal in Paris geweſen ſind. Die eigentliche Bourgeoiſie der Hauptſtadt Belgiens

„théâtre royal“ ein. Eine alte Gewohnheit verändert nämlich alljährlich das Personal der königlichen Bühne. Der Brüsseler liebt es, die ersten Acteurs der französischen Provincial-Theater an sich vorüberziehen zu lassen; natürlich kann die Kunst dabei nicht gewinnen, wie denn die Bühne der Hauptstadt Belgiens auch nur eine künstlerische Zerrissenheit ist, eine Composition von Vorzüglichkeiten und Schwächen. In diese ewige Abwechselung kann keine innere Einheit gebracht werden.

Die neue Organisirung der Anstalt wurde gedruckt proclamirt: Oper, Schauspiel, Ballet, Alles war neu recrutirt, bis auf wenige Ueberbleibsel der früheren Truppe, die den Sieg über das Aprilwetter des Brüsseler Parterres davon getragen hatten. Man war auf die Resultate der dießjährigen Engagements sehr gespannt, man sprach an der table d'hôte, in den cafés, den Estaminets von Nichts weiter, als von der neuen Truppe, und Herr Tesseire, der erste Tenorist, bat das Publicum in den öffentlichen Blättern, ihn erst nach seinen Débuts auszu-

pfeifen und bis dahin das Definitiv-Urtheil zu ſuspendiren. „Guillaume Tell“ war die Einleitung der Oper und Herr Teſſeire, der den Melchthal ſang, wurde unbarmherzig ausgepfiffen. An dieſem Abend behielt die Oppoſition die Oberhand über die Claqueurs, die allenthalben im Hauſe vertheilt waren. Ich war nicht zugegen, aber man ſagte mir, Herr Teſſeire ſey ein herzlich ſchlechter Tenoriſt. Indeß ein Franzoſe läßt ſich ſo leicht nicht entmuthigen, Herr Teſſeire unternahm einen zweiten Angriff auf die Brüſſeler Kunſtfreunde. Es hieß: Pour le premier début de Mlle Julie Bertault, première chanteuse, et le second de M. Tesseire, premier ténor de grand-opéra: Robert le diable, und weiter: M. Marquilly, ayant rénoncé à son engagement, M. Cornélio désirant se faire connaître, remplira le rôle de Raimbaut. Dieſer Herr Marquilly, zweiter Tenoriſt, war bei ſeinem erſten Debut ſo nachdrücklich ausgepfiffen worden, daß er keinen weiteren Verſuch wagen mochte. Herr Teſſeire aber hatte die ſchwierige Ausführung der Rolle des Robert übernommen.

Die Direction, ihr Intereſſe wahrend, da die grand-opéra für dieſes Jahr hauptſächlich von der Annahme des Herrn Teſſeire, als erſtem Tenoriſten abhing, hatte das Corps der Claqueurs ſehr verſtärkt, und in meiner Nähe, vor und hinter mir, nahmen zwanzig tüchtige Fäuſte aus der basse ville Platz. Man ſprach flamändiſch, aber mir, dem Niederſachſen, dem plattdeutſchen Bremer, wurde es bald verſtändlich, daß man ſich gegenſeitig aufmunterte, Stand zu halten und Herrn Teſſeire nicht fallen zu laſſen.

Die Oper begann, das Orcheſter executirte die Ouverture präcis, obſchon ich hier jene Electricität vermißte, in welche Guhr das Frankfurter Orcheſter ſo vortrefflich zu verſetzen weiß. Der Männer-Chor des erſten Acts war ohne alle Wirkung, während die Quantität für das Auge beiſammen war, ließ die Qualität gänzlich unbefriedigt. Dieſer Chor war eine Anzahl von Schwächen, die nur durch den Mechanismus verbunden wurden. Herr Teſſeire wimmerte wie ein gehetzter Jagdhund auf der Bühne umher; dieſe dünne Stimme, die allenfalls im Zim-

mer, in Begleitung einer Guitarre, ausgereicht haben würde, wurde durch die Angſt noch ohnmächtiger und farbloſer. Und Herr Teſſeire ſollte einer der Grundpfeiler der grand-opéra ſeyn. Es war zum Erbarmen! So lange man nicht applaudirte, verhielt ſich die Oppoſition ruhig; aber die Claqueurs wollten zu Reſultaten gelangen; im zweiten Act boten ſie deshalb alle ihre Kräfte auf, und die Siffleurs machten ſich nun ebenfalls geltend. Es war ein Teufelslärm. Oben auf der Bühne bemühte ſich die Tochter des Königs von Sicilien, Roberts ängſtliche Blicke, die nur auf das Parterre gerichtet waren, auf ihre Liebe zu lenken, während unten vor der Bühne das wilde Heer lärmte. Immer ſpielte das Orcheſter fort, immer ſangen die Sänger darauf los, immer klatſchten die Claqueurs, immer pfiffen die Siffleurs. Wer wird das letzte Wort behalten? Man denke ſich zu der gewaltigen Inſtrumentirung Meyerbeers nun noch das Accompagnement des Publicums, ein Eber in den Ardennen hätte nach dieſer Melodie gehetzt werden können, und Herr Teſſeire ſah wie

ein Lamm aus. Er machte am Ende nur noch den Mund auf und ſang gar nicht mehr, was daſſelbe war, als wenn er ſang. Da aber ermannten ſich die zehn Flamänder neben mir zum letzten, gewaltigen Sturme und ſchlugen ihre zwänzig Fäuſte in ſo gleichförmigem Tact und mit ſolcher Kraft gegen einander, daß das Haus erbebte und die gellendſten Laute der Gegenpartheі unhörbar wurden. Es half Nichts, die Pfeifen waren eben ſo tapfer, wie die Fäuſte. Herr Gott, wie wird das enden! Ein Glück für Herrn Teſſeire war es, daß das Publicum — ich meine alle ruhigen, bedächtigen Leute, die weder klatſchten, noch pfiffen — Nichts von den Sängern und der Muſik hören konnte. Dieſe Leute ergrimmten nämlich und ſchlugen ſich auf die Seite der Claqueurs, um doch endlich Land in dieſem Sturm zu erblicken und wenigſtens das zu hören, wofür ſie nun einmal ihr Geld ausgegeben hatten. A la porte les ſiffleurs! ſchrieen hundert Stimmen, indem ſie zugleich alle Fauſtkräfte aufboten für Herrn Teſſeire. Am Ende wird es noch zu einer Schlacht kom-

men, dachte ich, und ſah mich nach der Thür um. Allein die edlen Vertheidiger Teſſeire's ſiegten, ein donnerndes Bravo und ein Beifallsſturm aller Hände waren das Finale des groſſen Spectakel-Schauſpiels im Parterre. Herr Teſſeire, der vor Angſt die Stimme ganz verloren hatte, durfte — ſo gut es ging — weiter ſingen. Indeß dergleichen Scenen erneuerten ſich mehre Male. Freilich war unter ſolchen Umſtänden kein Kunſtgenuß zu erwarten, aber der Brüſſeler rechnet auf einen ſolchen auch während der Debuts nicht; er geht dann in's Theater, um dem Partheikampf beizuwohnen, und die Rufen vertreten die Stelle der engliſchen Doggen. — Die Damen Bertault und Stolts, Iſabelle und Alice, waren brav. Die Erſtere entfaltete allen jenen Luſtre franzöſiſcher Koketterie, der nie ſeine Wirkung verfehlt, in ihrem Spiele, indem ſie mit ihren ſchönen Augen jedem Einzelnen der Logen und des Parterres bedeutſame Blicke zuzuwinken ſchien, die freilich mehr nach einem verabredeten Rendez-vous, als nach dem Charakter der Rolle aus-

ſahen; und die Letztere bot in der That tragiſche Momente und viel innere Gluth. So ſiegten Beide, die Eine eroberte die Sinnlichkeit, die Andere die Herzen. In Deutſchland würde man vielleicht die Erſtere ausgepfiffen haben, hier ſprach man: elle est charmante. Ich war in Brüſſel und konnte ebenfalls, ohne Anſtoß zu erregen, ſagen: elle est charmante. Die Arrangements und Decorationen waren ſehr mittelmäßig. Aber für alle Mängel der Scene entſchädigte das Ballet, an deſſen Spitze Demoiſelle Varin ſtand, eine Schönheit, die mit der Leichtigkeit einer Sylphide die Formen einer Juno verband, und die ich in Paris nur von der Taglioni übertreffen ſah, von jener Tänzerin, deren Pas hingehaucht ſcheinen, ſo luftig und zart werden ſie ausgeführt. Eine franzöſiſche Ballet-Tänzerin tanzt übrigens mit allen Theilen des Körpers, bis in die Fingerſpitzen zuckt der Rhythmus: Auge, Arme, Beine und Oberkörper, Muskeln und Nerven participiren an der Bewegung, die in die ſchönſte Harmonie verklärt wird. Hier begreift man die Poeſie des Tanzes.

Aus der ganzen Darstellung, dem Benehmen des Publicums und der Kritik der Blätter — von denen die meisten Herrn Tesseire nach der Darstellung des Robert mit den Worten: Il est admis! begrüßten, und nur der „Lynx" eine rücksichtslose Beurtheilung enthielt — hab' ich nun so viel entnommen, daß den Brüsselern die Musik in ihren tiefsinnigen Beziehungen wenig bekannt ist. Der Belgier hat keine Gefühlswelt, eine Dame der Brüsseler Salons sagte deshalb zu einem jungen Musiker, der eine Kunstreise unternahm: il apprendra à sentir; und dasselbe Publicum, welches einen großen Theil des Winters hindurch von Madame Malibran entzückt wurde, begnügte sich jetzt mit Herrn Tesseire.

Was die Gagen des théâtre royal betrifft, so sind sie anständig genug für Talente ersten Ranges. Man zählt zwischen 16 und 20,000 Francs jährlich an die ersten Mitglieder der Oper und des Ballets.

So tumultuarisch und revolutionair, wie es indeß im Parterre zuging, so bemerkte ich doch

beim Entrée eine Ordnung, die ich später auch in Paris wieder fand und die Deutschland zum Muſter dienen könnte. Der Andrang an der Kaſſe war nehmlich ſehr groß; aber ſo viel Schauluſtige ſich auch einfanden, ein Gedränge fand hier nicht Statt. Einer placirte ſich hinter den Andern, und es entſtand alsbald eine unabſehbare Reihe. Jezt wurde die Kaſſe geöffnet und der Hintermann trat in die Fußſtapfen des Vordermanns, wenn dieſer ſein Billet gelöſt hatte.

Das théâtre royal hat eine Länge von 208 Fuß, ſeine Breite beträgt 107. Ein Periſtyl von acht ioniſchen, dreißig Fuß hohen Säulen bildet die Fronte des Gebäudes. Siebenzehn Arcaden, die eine offene Gallerie vorſtellen, ſchmükken die drei anderen Seiten. Der Fronton erwartet noch ſeine Basreliefs, wird ſie aber wahrſcheinlich nicht erhalten, denn die politiſchen Ereigniſſe der neueſten Zeit haben wenigſtens vorerſt das Theater ſehr in den Hintergrund geſtellt. Der Saal ſelbſt hat 45 Fuß im Durchmeſſer, aber die dünnen mageren Säulen, welche die vier Logenreihen tragen, ſtehen nicht im Ver-

hältniß zu der Größe des Saales. Talma äußerte ſich, in Bezug auf dieſen Mißſtand: „Cela me fait l'effet d'une botte d'asperges, déliée dans le fond d'un puits.“ Den erhabenen Plafond zieren die Muſen; den Foyer Corinthiſche Säulen.

Was das théâtre royal des variétés im Park betrifft, auf welchem die Mitglieder des Haupttheaters das franzöſiſche Vaudeville darſtellen, ſo muß ich bekennen, daß die Leiſtungen deſſelben wahrhaft vortrefflich ſind. Die Schauſpieler dieſer Bühne wetteifern mit dem Beſten, was Paris im Fache des Vaudeville und der Lokalpoſſe bietet, und die Hauptſtadt Frankreichs ſendet ihr mehre Male im Jahre ihre erſten Komiker als Gäſte. Ich ſah hier Vernet, Arnalt und die Dejazet, vom théâtre du vaudeville, des variétés und du palais royal in Paris.

Einer meiner erſten Ausgänge in Brüſſel war zu der „Place des Martyrs.“ Ich liebe es, diejenigen zu beſuchen, die ihr Beſtes, ihr Herzblut für die Freiheit hergaben. Sie meinten es wenigſtens ehrlich, ſie ermuthigen und trö-

ſten uns, jenen gegenüber, die der Freiheit das Herzblut abzapften, um ſo mehr tröſten ſie uns, da ſie keinen Rückſchritt mehr thun können und wir ihrer gewiß ſind.

La place des Martyrs, ci-devant la place de St. Michel iſt das Begräbniß der im September 1830 Gefallenen. Er hat die Geſtalt eines länglichen Vierecks und iſt ringsum von einer doppelten Reihe Lindenbäume umkränzt. Rechts und links, von Holzgittern eingeſchloſſen, befinden ſich die Gräber der gefallenen Belgier, des braves morts pour la défense de la patrie, oder pour la liberté, oder pour l'indépendance de la Belgique — wie die zahlreichen Inſchriften ſagen. Lorbeerbäume zieren die Grabſtätten, und man iſt beſorgt geweſen, dieſen Ort der Trauer durch Blumen und Myrthengrün ſo freundlich, als möglich hinzuſtellen. Zwei Schildwachen wehren der Beſchädigung, und man kann ziemlich gewiß ſeyn, hier zu jeder Tageszeit Leidtragende und Betende anzutreffen, meiſtens Weiber in tiefer Trauer; denn hier ruhen viele Väter und Söhne. Die ſchwarzrothgelbe Fahne

nimmt ſich am beſten auf dieſen Gräbern aus und faſt wie eine Trophäe; denn die, welche die Fahne eroberten und jetzt unter ihr ruhen, ſind vielleicht die Einzigen, welche treu blieben. In der Kammer der Repräſentanten gewahrte ich dieſelben Farben, aber ſie machten nicht den Eindruck auf mich, als dort, wo das Roth der Fahne das Herzblut des Volks war.

Neben einer ziemlich verblichenen Tafel, am Fuße eines Lorbeerbaumes, ſtand eine Dame, die bereits im Spätſommer des Lebens befindlich war. Sie blickte ſtarren Auges auf den geebneten Boden — denn die Gräber ſind durch keine Erhöhungen ausgezeichnet — unbeweglich und gedankenvertieft. Ich trat zu ihr, halb neugierig, halb theilnehmend, und las die Inſchrift der Tafel. Sie bezeichnete die Ruheſtätte eines ſiebzehnjährigen Knaben, der kämpfend gefallen. Das Unglück jugendlicher Begeiſterung rührte mich; ich war überzeugt, daß dieſen jungen Menſchen wenigſtens eine große Idee in den Tod getrieben hatte, denn die Jugend kennt den Egoismus nicht; ich trocknete eine

Thräne aus meinen Augen. Wie die Mutter — denn keine Andere war die Dame — das gewahrte, sprach sie stolz und spartanisch: C'est mon fils, Monsieur! So viel ist gewiß, das Ohr des Belgiers hört noch jetzt, wie vor Jahrhunderten, gern die Klänge der Nationalität und Freiheit; aber dem Volke fehlt geistige Selbstständigkeit; während es stets an den Revolutionen den edelsten Antheil nahm, eigneten sich Adel und Geistlichkeit die Resultate derselben zu. Selbst le pays légal — wie es Herr Guizot als Grundlage einer Nation betrachtet wissen will — wird sich in Belgien nicht geltend machen können.

Drittes Kapitel.

Ein Abend im Café des Arts. — General Meilinet — Gendebien. — Letewel. — Partheien in Belgien. — Die Orangiſten in Gent; Grund dieſer Oppoſition. — Die katholiſch-republikaniſche Parthei in der Kammer. — Der Clerus und der Adel. — Graf von Merode. — Der Herzog von Aremberg. — Leopold. — Belgien und Frankreich zu und gegen einander.

Alles eilte herbei, um die Muſiker aus dem ſächſiſchen Erzgebirge zu hören, die im Café des Arts zu Brüſſel, einem der erſten Eſtaminets, neben Strauß und Lanner, Carl Maria von Weber, ja Mozart und Beethoven hören ließen. Sie ſpielten vortrefflich und machten in der Hauptſtadt Belgiens Furore, obſchon ihnen die große Trommel fehlte. Es war eine Muſik aus einem Guſſe, was man hörte, eine Muſik, der die Weihe nicht fehlte, und keine mechaniſche Zuſammenwirkung einer großen Maſſe von In-

ſtrumenten, wie ſie die Tonkunſt in Belgien liebt, an der man ſelten das mathematiſche Studium vermiſſen wird und die deshalb, wenn auch noch ſo präcis executirt, doch theilnahmlos, ja kalt läßt.

Am Tiſche zu meiner Rechten ſaßen Polen, junge Leute von den Schlachtfeldern von Grochow und Oſtrolenka, die die Revolution von den erſten Auftritten in Warſchau an, bis zu dem Verrath der Hauptſtadt durchlebt hatten, und nun ruhig Löwener Bier und Faro tranken und ſo heiter in polniſcher Sprache ſchwatzten, als hätten ſie nie ein Vaterland verloren. So iſt die Jugend, ſie wird ſich für die Zukunft opfern, aber ſie lebt nur in der Gegenwart.

Ein Walzer von Strauß erſcholl und die Füße regten ſich unter den Tiſchen, die Köpfe nickten den Takt, die Geſichter lachten, es lief eine fröhliche, ſorgloſe Bewegung durch die ganze Geſellſchaft.

In dieſem Augenblick fielen meine Blicke auf einen Tiſch, den eine Gruppe Männer in reiferem Lebensalter umgab. Einer derſelben

declamirte und geſticulirte ſo gewaltig, als wolle er die raſche, anmuthige Weiſe der Muſik übertönen, aber dieſe Abſicht hatte er nicht; denn dem aufmerkſamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß General Mellinet die Bergknappen überhörte, er eiferte über die jüngſten Vorfälle in der Kammer der Repräſentanten, die eine ſtrengere Disciplin der Soldaten feſtgeſtellt hatten, in die ſich der alte Militär, ſeltſam genug, nicht finden konnte, obwohl er unter Napoleon gedient hatte und das Band der Ehrenlegion trug. Aber Mellinet wollte den Krieg, und die Aufhebung der Belagerung von Maſtricht kam ihm ſo ungelegen, wie die Belagerung der Citadelle von Antwerpen durch die Franzoſen. Seitdem iſt er zur Oppoſition übergetreten und zur Dispoſition des Kriegsminiſters geſtellt worden. Ihm gegenüber ſaß Gendebien, der unbeugſame Oppoſitions-Repräſentant, der weder zu beſtechen, noch zu überzeugen iſt. Gendebien gab nie einem Portefeuille Gehör, noch weniger der Vernunft; er iſt ein redlicher Mann, aber ein ſo einſeitiger Natio-

nalitäts-Enthuſiaſt, daß er keinen Augenblick ſäumen würde, ganz Europa den Krieg zu erklären, wenn es ſein Vaterland nur mit einem ſcheelen Auge anſehen könnte. Solche Geſinnungen mögen auf edlem Boden wurzeln, aber ſie ſind für Belgien ohne poſitive Reſultate; denn ſie können ſich nur in eine fortwährende Negation auflöſen, die freilich der Willkühr Hinderniſſe in den Weg legen, die aber auch eben ſo oft die Intereſſen des Landes über ſich vergeſſen wird.

Dieſe beiden Männer feſſelten nur vorübergehend meine Aufmerkſamkeit. An der Seite Mellinets ſaß eine ſinnende Geſtalt, die mechaniſch den Takt zu der Muſik nickte und ſie eben ſo wenig zu hören ſchien, wie die beiden Anderen, aber an dem Geſpräch nahm ſie auch keinen Antheil, ſo ſehr auch Mellinet mit Worten, Händen und Blicken auf ſie einredete. Der Mann, von dem ich ſpreche, war äußerſt nachläſſig gekleidet, über dieſes Antlitz, in welchem ſich Geiſt, Studium und Reflexion ſpiegelten, war ein tiefes Leid ergoſſen, dünnes, blondes

Haar deckte dieſen Scheitel, unter welchem Sorge und Unglück zu brüten ſchienen, und das blaue matte Auge ſchaute wehmüthig in die Freude ringsum. Nur von Zeit zu Zeit flogen die Blicke des Mannes ſcharf und muſternd über die Menge, er griff dann zu einem Lorgnon und ſchien in den Geſichtern leſen zu wollen, ob wirklich er allein der Trauernde im Saale ſey. Neben ihm ſtand eine Karaffe mit Waſſer und eau de mille fleurs, der Mann lebte ſehr mäßig; ſein Anzug war dürftig, aber er hatte einen noblen Air.

Wer iſt der Mann? fragte ich einen Freund neben mir. Er kannte ihn nicht. Wir fragten mehre Deutſche, Keiner kannte ihn.

Plötzlich ſpielten die Muſici aus dem Erzgebirge das alte, bekannte Lied, „Polen iſt noch nicht verloren!“ und dieſes Lied, das in der That dazu geeignet iſt, alle Gemüther auf einen Punkt zu lenken, verfehlte auch ſeine Wirkung in unſerer Geſellſchaft nicht. Man wurde enthuſiaſtiſch und die Polen ſtimmten den Chor an und drückten ſich die Hände. Hier ſang man polniſch und dort accompagnirten die Deutſchen

in deutſcher Sprache. Und wieder zogen ſich meine Blicke auf den Mann mit dem tragiſchen Antlitz zurück; ich konnte ihn ſelbſt über Polen nicht vergeſſen. Der hatte ſich abwärts gewendet und weinte recht erquicklich, aber unbemerkt. Die neben ihm Sitzenden wollten vielleicht nicht auf ihn Acht geben; aber meine Spannung ſtieg auf's Höchſte.

Das Lied war beendet, und die jungen Polen erhoben ſich, das Café zu verlaſſen. Doch bevor ſie ſchieden, traten alle zu dem für mich ſo verhängnißvollen Tiſch; ſie grüßten den Mann, an welchem meine Blicke hingen, mit jener Ehrfurcht, die auf Ueberzeugung und Enthuſiasmus beruhet. Er lächelte jetzt freundlich und mit aller conventionellen Grazie, indem er ſich in polniſcher Sprache wahrſcheinlich über die gleichgültigſten Dinge mit ihnen unterhielt. Beim Abſchiede drückte er den jungen Leuten vertraumngsvoll die Hände.

Monsieur ne pouriez vous pas me dire, qui est ce Monsieur? fragte mein Freund Einen derſelben, den er näher kannte. Ah! Monsieur —

erwiederte dieſer halb mit Erſtaunen, halb unwillig — vous ne connaissez pas Lelewel!

Alſo Lelewel! auf dieſe Entwickelung war ich in der That nicht vorbereitet. Ich hatte nicht geglaubt, den zweiten Kosciusko Polens, der mit dem Schwerte des Geiſtes die Schlachten bei Grochow und Oſtrolenka ſchlug und deſſen Worte Batterieen waren, in einem Brüſſeler Eſtaminet kennen zu lernen. Noch in dieſem Augenblick iſt er der ſtille Concentrationspunkt der flüchtigen polniſchen Revolution, der Ausdruck jener demokratiſchen Parthei, die vielleicht noch Diebitſch, Paskewitſch von Erivan beſiegt hätte, würde dieſer nicht mit ſilbernen Kugeln geſchoſſen haben.

Ich ſah ihn ſpäter häufig, aber nie wieder im Café des Arts; denn Lelewel lebt ſehr ökonomiſch, weil er von Niemanden Hülfe begehrt, er ißt für 5 Sous zu Mittag, und weil er den Frack für einen unglücklichen Verbannten, ohne Vermögen, überflüſſig hält, ſo trägt er gewöhnlich eine blaue Blouſe und eine Mütze, wie ſie

die Ouvriers tragen. So trat er eines Tages in die Buchhandlung von Mayer und Somerhausen, nach einem alten numismatiſchen Werke fragend, denn Lelewel beſchäftigt ſich jetzt unabläſſig mit der Wiſſenſchaft und arbeitete während meiner Anweſenheit in Brüſſel an ſeinen Münzen des Mittelalters und der Geſchichte der polniſchen Revolution. Der Commis hielt ihn, wie er ihn da ſah, ſo ärmlich in ſeiner Kleidung, und ſo ſchüchtern und zurückhaltend, für das, was er zu ſeyn ſchien; jenes Werk war natürlich nicht vorräthig und Herr Mohr fragte Lelewel, an wen er die Beantwortung wegen der Preisnachfrage, wenn ſie aus Deutſchland einlaufen würde, ſenden ſolle? „An mich, an Lelewel!“ So fern liegt dieſem Manne alle Oſtentation, daß er ſelbſt nicht ahnen läßt, wer er ſey. Als endlich die Antwort kam, konnte Lelewel den Preis nicht zahlen und fragte, ob nicht ein Austauſch möglich wäre? Das ließ ſich natürlich nicht bewerkſtelligen und der Arme hatte ſomit zu den Beſchwerden des Lebens und der Exiſtenz auch noch den Mangel an Quellen

für die Wiſſenſchaft aus dem allermiſerabelſten Grunde zu fühlen.

Es iſt gewiß, daß ſich Lelewel den Partheien und der Politik fern hält, er mag es einſehen, daß die zerſprengte Kraft der Revolution, die in der Idee und dem Genie Einzelner, an welches ſich die Maſſe lehnte, einen Anhaltspunkt fand, ſich in unzählige Schwächen aufgelöſt hat, die keine Garantie für Tendenzen bieten. Alle dieſe Details, die von der conſervativen Parthei und dem Frieden ängſtlich bewacht werden, unter eine Idee, oder gar ein Syſtem zu ſammeln, iſt eine Unmöglichkeit, und die abentheuerlichen Pin- und Herzlige der Propaganda ſieht Lelewel ruhig an, er ſcheint ſie für keine Zukunft bezeichnend zu halten, wie ſie denn in der That auch nur die negative Seite der Freiheit herauskehren.

Ich muß übrigens hier bemerken, daß Belgien ſich von allen derartigen Manifeſtationen emancipirt hat, oder vielmehr, es hat ſie nie geäußert. Wir ſtoßen hier nur auf eine Oppoſition der inneren Angelegenheiten und auf kei-

nerlei Umtriebe, die sich über die Grenzen erstrecken könnten. Ein großer Theil dieser Verhältnisse mag der Mäßigung und Umsicht der Regierung zugeschrieben werden, Einiges davon aber kömmt auf die Rechnung eben jener Abgeschlossenheit des Belgiers, der sich leider! auch eben so sehr zu seinem Nachtheile, nicht um die übrige Welt bekümmert, das Meiste möchte indeß aus dem glücklichen Wohlstande dieses Landes herzuleiten seyn, wo die eigentliche Armuth doch nur immer die kleinste Minorität bildet. Man ist zufrieden, und wird sich deshalb nicht in Verwickelungen einlassen, die man nicht übersehen kann. Die Opposition, wie sie sich in Belgien herausstellt, wird in jedem Staate angetroffen werden, der sich auf eine freie Verfassung stützt. Zu dem Allen kömmt endlich noch der Umstand, daß die Masse nichtnur nicht an der auf die Spitze getriebenen Aufklärung Frankreichs leidet, die allerdings die jetzige Gesellschaft sich nicht anpassen kann, sondern sogar in einem, sehr beschränkten Ideenkreise lebt. In der That man ist unschlüssig, wenn man Brüssel und

Paris vergleicht, ob man der Einfalt dort, oder der Civilisation hier, die nur eine Zukunft in einer neuen Gesellschaft erblickt, den Vorzug geben soll. Eine Umgestaltung der Dinge wird immer eine größere Gefahr involviren, als ein Stillstand der Ideen in einer Zeit der revolutionairen Krise, wie sie denn doch offenbar in diesem Augenblick, in Betreff Europa's, vorzuliegen scheint.

Wenn man in den Zeitungen von Meetings und Umtrieben las, an deren Spitze ein gewisser Kats stand, so mag man diese Dinge ja nicht für gefährlicher halten, als sie wirklich waren. Hier wurden Volksreden ohne Zweck und Ziel und in gutem Flämisch gehalten, die sich mehr zur Unterhaltung der Masse eigneten, als dieselben haranguiren konnten. Man sprach sich derb und kräftig über die Gebrechen des Staats aus, und Kats, ein sehr populärer Handwerker, erklärte, er werde, als Minister, weit wohlfeiler und besser regieren, als der ganze Conseil. Man kann sich denken, daß revolutionaire Kanonengießereien der Art nur die unterste Volks-

klasse fesseln konnten und die öffentliche Meinung, die in Belgien durchaus nicht in den Journalen repräsentirt wird, sondern eine selbstständige Autorität behauptet, pflichtete der Regierung vollkommen bei, als sie kurz und gut einschritt und den Versammlungen Einhalt that. Ich kann übrigens versichern, daß die letztere Maßregel nicht etwa in Besorgnissen der Regierung ihren Grund hatte, sondern lediglich weiterem Scandal vorbeugen sollte.

So hat man auch die Manifestationen der orangistischen Parthei in Gent, bei Gelegenheit der Municipal-Wahlen, aus der Ferne für bedeutsamer gehalten, als sie waren. Man glaubte in ihnen einen Ausdruck der Volksstimmung zu erblicken, während sie doch nur in dem Eigennutz jener Kaufleute begründet waren, die durch den Abfall Belgiens zunächst in ihren Handelsinteressen verletzt wurden und der Regierung deshalb noch bis auf den heutigen Tag Widerpart halten. Regierungsveränderungen werden stets solche Folgen haben, dieselben sind indeß

am leichteſten auszugleichen, indem man nur mit materiellen Motiven zu kämpfen hat. Natürlich hat die jetzige Regierung der belgiſchen Induſtrie die Summe entzogen, welche ihr Wilhelm I. bewilligt hatte, aber dieſe Summe kam auch nicht der Maſſe des Volks zu Statten, ſondern nur den Reichen. Ihre Entziehung hatte einen guten Grund und auch einen populären; denn die öffentliche Meinung hat ſich ganz dafür ausgeſprochen. Indeß hat dieſer Schritt hauptſächlich die orangiſtiſche Parthei in Gent hervorgerufen, deren Oppoſition man durchaus nicht mit einer Sympathie für den König von Holland verwechſeln darf, oder mit legitimiſtiſchen Tendenzen. Das Regiment wird den Herren ganz gleich ſeyn, wenn es nur ihre Intereſſen nicht verletzt.

In der Kammer macht ſich die katholiſch-republicaniſche Parthei, mit Lamennais'ſcher Färbung geltend, aber ſie kann nicht um ſich greifen, da die Einflüſſe des Clerus auf das Volk zu bedeutend ſind. Die katholiſche Parthei,

welche nur das Intereſſe der Hierarchie verſicht, iſt auch in der Kammer bedeutend, indem das platte Land gleiche Wahlrechte mit den Städten genießt. Dieſe an und für ſich ſo liberale Beſtimmung der Conſtitution iſt eben deßhalb, weil das platte Land in dem rohen ſtarren Katholicismus befangen und ohne alle civile Politur iſt, dem Staate mehr nachtheilig, als förderſam geworden. Der Prieſter vertritt dort Gott und wie er räth, ſo wird gewählt. Zudem ſind die ſtarren Katholiken im Lande reich und man hält zuſammen. Ein Beweis davon iſt die Löwener Univerſität, die die beſtfundirteſte und organiſirteſte des Landes iſt. Die Regierung muß ſomit, um ſich mit dem Katholicismus zu vermitteln, den alten Adel und die Hierarchie für ſich zu gewinnen ſuchen, die ſich Eine auf die Andere ſtützen und beide auf mittelalterliche Principien. Sie ſind die wirkſamſte Oppoſition, da ſie unter allen Umſtänden ſtillſchweigend die Majorität für ſich haben, aus altem hergebrachten Rechte und Glauben. Man wird dieſe Oppoſition nur dadurch beſchwichtigen können, daß

man ſich innerhalb der von ihr gezogenen Grenzen bewegt; emancipiren kann ſich die Regierung mit dem beſten Willen nicht von ihr. Somit tritt freilich dieſe Oppoſition nicht in der Kammer hervor, aber ſie beſteht nichts deſto weniger im Lande; ſie übt nur einen mehr moraliſchen, als parlementariſchen Einfluß auf den Gang der Geſchäfte aus. Der alte Adel, der ſein Anſehen und ſeinen Glanz bis zu den burgundiſchen Herzögen zurückleitet, iſt zudem ſo ſtolz, daß er nie eine Regierung reſpectiren wird, die nicht älter iſt, als er. Einzelne deſſelben ziehen aus dieſem Grunde Wien Brüſſel vor und es iſt dem Hofe bis jetzt nicht gelungen, die Elite der belgiſchen Ariſtokratie um ſich zu vereinen. Nur der Graf von Merode nimmt lebhaften Antheil an der Regierung, weil er, neben der Abneigung gegen das Haus Oranien, auch die Unabhängigkeit Belgiens vor Augen hat und gern auf den Tod ſeines Bruders zurückblickt, der bei Berchem gegen die Holländer fiel.

Dem Herzoge von Aremberg begegnete ich

einſt in der Allée verte. Er fuhr, wie der König, in einem Viergeſpann und ſo ſtolz, wie es nur einem Abkömmling der alten Grafen von der Mark zukommen konnte. Alle dieſe Herren verhalten ſich im beſten Falle indifferent, aber ſtets in einer iſolirten Stellung von der Dynaſtie Coburg.

Dieſer Umſtand mag auch die häufigen Ausflüge des Königs nach Paris veranlaſſen, die ihm von den Brüſſelern am meiſten verdacht werden. Leopold langweile ſich in Brüſſel — heißt es. Dagegen möchte kaum etwas zu erwiedern ſeyn. Aber wie ſoll er ſich auch in Brüſſel unterhalten. Während ein eigentlicher Hof nicht beſteht, indem ihm die Umgebung fehlt, iſt der König von allen ſocialen Beziehungen verlaſſen. Man betrachtet ſomit die Reiſen nach Paris als tours de plaisir, und die königliche Familie von Frankreich iſt gern beiſammen. Aus demſelben Grunde ſieht man die Königin der Franzoſen, Madame Adelaide, und die königlichen Kinder eben ſo häufig in Brüſſel. Zudem bedarf es gewiß häufig perſönlicher Beſprechun-

gen mit Ludwig Philipp und Leopold ſcheint die Intereſſen Belgiens mit der franzöſiſchen Regierung beſſer zu vermitteln, als ſolches bis auf dieſen Augenblick durch die Stimmung des Volks und die Kammer geſchehen iſt. Man mag ſagen, was man will, Belgien wird ſtets in einem nothwendigen Abhängigkeits-Verhältniß von Frankreich bleiben und nie eine entſchiedene Sprache gegen dieſen Staat annehmen können. Auf der anderen Seite aber möchte es der franzöſiſchen Kammer zu rathen ſeyn, dem Belgien ſo nachtheiligen Monopolſyſteme, das lediglich auf den perſönlichen Intereſſen der Majorität fußt, zu entſagen, um ein Volk, das durch die Idee mit Frankreich verbunden iſt, nicht zu zwingen, der materiellen Exiſtenz wegen ſich anderen Tendenzen anzuſchließen. Das Königreich Belgien, das eine Folge der Julius-Revolution war, darf von der franzöſiſchen Regierung auch in ſeinen induſtriellen Beziehungen, die das Leben dieſes Staats bilden, nicht überſehen werden, und der Haß des belgiſchen Volks gegen Frankreich, der kaum dem gegen Holland nach-

ſieht, erſcheint wenigſtens inſofern gerechtfertigt, als man bis jetzt ſich noch als Mittel behandelt glaubt und als ein Werkzeug für gänzlich fremde Zwecke. Ein Volk wird in ſolchen Fällen nur zu geneigt ſeyn, das Kind mit dem Bade auszuſchütten; und wenn es wahr iſt, wie man behauptete, daß im vorigen Jahre bereits Annäherungen von Seiten der belgiſchen Regierung an den allgemeinen deutſchen Mauthverband verſucht wurden, ſo mag man daraus leicht entnehmen, daß die eingezwängte belgiſche Induſtrie ſich um jeden Preis Luft machen will. Freilich wird es die franzöſiſche Regierung nicht dazu kommen laſſen, aber es wäre beſſer, ſie verhinderte nicht bloß, ſondern ſie vermittelte, indem ſie die materiellen Intereſſen Belgiens mehr berückſichtigte und es in dieſer Hinſicht nicht gänzlich iſolirte, während, in Betreff der Politik, Belgien nur zu ſehr an Frankreich gekettet iſt.

Auch die franzöſiſche Preſſe behandelt Belgien nur als franzöſiſche Provinz, während die belgiſche ihrerſeits Frankreich mit der größten

Erbitterung angreift. Zwiſchen Beiden ſteht das belgiſche Volk, mit dem Gefühl ſeiner Unabhängigkeit und mit dem rohen Glauben an ſeine Kraft; wie kann es fehlen, daß die Trennung immer größer wird?

Viertes Kapitel.

Sonn- und Feiertage in Brüssel. — Der Park. — Die Wagenfahrt in der Allée verte. — Brüsseler Café- und Estaminetleben. — Der starre Katholicismus. — Processionen. — Manneken-Pis en grande tenue. — Die niederländische Sculptur.

Das industrielle Leben in Brüssel hat selbst an Feiertagen keine Feier: die Handels-Bureaux sind — wenigstens am Morgen — in voller Thätigkeit, Frachtgüter werden verladen und expedirt, jene glänzenden Kaufläden der rue Mädeleine beschäftigen, wie in der Woche, Augen und Börse, die lieblichen Modistinnen in den Boutiques wetteifern mit den Fensterausstellungen, die Menge zu verführen. Nur der alte flamändische Katholicismus der basse ville und der haute volée — jene guten Brüsseler Bürger, die nicht französisch sprechen, und jener alte

gute Adel der Grafen von Merode, der die mittelalterlichen Principien des Ritterthums und der Hierarchie selbst nach der Revolution nicht aufgegeben, der das Wort: Canaille noch in seinem Standes-Lexikon verzeichnet und an den Pabst so festen, treuen Sinnes hält, daß er, nur mit Erlaubniß des heiligen Vaters, die lutherische Bibelübersetzung liest — ich sage, nur dieser alte Katholicismus, mit dem starren, glaubenstodten Antlitz, befolgt die Formen der Kirche; das festliche Glockengeläute, welches von Stunde zu Stunde über die Stadt ertönt, ist ihm ein Zeichen, seine Kniee dem Herrn zu beugen.

In der That, das Janus-Antlitz Brüssels: der Glaube und das Wort mit dem Rosenkranz und der Beichte, der stillen Andacht auf der einen Seite, der Genuß und die Indifferenz von Paris auf der andern, tritt am Sonntag in den schärfsten Contouren hervor. Hier Gebet und Resignation, dort Leben und Hingebung; hier die katholische Herrlichkeit in festlichen Processionen, mit dem Allerheiligsten aus so schwerem, gediegenem Golde, daß es die Träger zu

Boden drückt, dort die überfüllten Cafés, die Promenade im Park, die Nachahmung des Pariser Long-champ in der Allée-verte, mit einem Worte, hier das alte Brüssel mit dem unerbittlichen Katholicismus, dort das moderne Brüssel, das seine Eindrücke von Paris borgt, seine Moden, seine Sitten, seine Sprache, seine Empfindungen. Während der Brüsseler Nachdruck Balzac und die Romantiker tausendfach vervielfältigt, gefällt sich die schöne Welt in Pendants zu Vater Goriot, in moderner Liebe und Hingebung, in allen jenen kleinen Einzelheiten des Pariser Lebens, das sich von dem aus dem Zeitalter Ludwigs XV. nur dadurch unterscheidet, daß es die monarchischen Elemente mit demokratischen vertauschte, aus der Sphäre des Hofes und des Adels auch in die Kreise der Bürgerlichkeit trat und eine Literatur für sich bewaffnete, die an die Stelle der Negation die Productivität setzte, an die der Speculation das Drama und den Roman.

Mittags, gegen ein Uhr — so will es der gute Ton — begibt man sich in den Park, wo

die Musikchöre der Guiden und der Garde civique ein Concert im Freien veranstaltet. Die Musici sind größtentheils Deutsche, was bei den Linien-Regimentern nicht stattfindet, und wir hören nur Ausgezeichnetes. In langen Reihen wallen die Spaziergänger auf und ab; neben der ausgesuchtesten Mode von Paris und London, neben der haute-volée von Brüssel und den Fashionables jenseits des Canals, die Brüssel allen andern Städten des Continents vorziehen, gewahrt man jene strotzenden, flämischen Gesichter, mit den listigen, industriellen Augen, die Belgien auszeichnen, jene vollen, runden, rothwangigen, schalkhaften Physiognomieen der Weiber, die selbst im Beguinen-Gewande wie Genuß und Sehnsucht aussehen. Nur die Priester fehlen, es ist ihnen nicht gestattet, sich in das wogende Leben zu mischen, nicht Auber und Meyerbeer, nicht Strauß und Lanner sollen ihr an die Hora und den Meßgesang gewohntes Ohr verführen. Die hohen gothischen Laub-Gewölbe der Cathedrale von St. Gudule sind ihre Sonntags-Promenade; die Surveillance der Hierar-

chie geſtattet ihnen nicht, ſich in das Leben zu begeben, fürchtend, ſie werden an Anſehen verlieren, miſchen ſie ſich, wie Menſchen, unter Menſchen, gleich Schauſpielern, die durch den bürgerlichen Verkehr die Illuſion der Kunſt verwiſchen.

Der Park gewährt an einem Sonntag, in Wahrheit, einen ſtattlichen Anblick. Jene große Straße, die ſich ſchnurgerade zu der Porte de Schaarbeck zieht, iſt die rue royale, ihre Symmetrie, die architectoniſche Anmuth der Hôtels tragen viel zur Vollendung jenes Gemäldes bei, das Brüſſel als königliche Reſidenz hinſtellt. Parallel mit ihr läuft die rue ducale, mit nicht minder ſtattlichen Hôtels. Die rue de Brabant, die den Hintergrund des Parks bildet, reihet die ſchönſten Gebäude rechts und links an den Pallaſt der Nation, wo ſich Godecharles Meißel in den Basreliefs verewigt hat. Und nun der Palaſt des Königs, en face von jenem, ſo daß man von dem Einen zum Andern die Perſpective hat, denkt Euch dieſe Grandioſität von Straßen und Gebäuden und in der Mitte derſelben

den frischgrünen, majestätischen Park, mit seinen drei mächtigen Alleen, deren Bäume sich zu stolzen Gewölben formen, seinem magischen Halbdunkel, seinem Bassin vert, seinen beiden mächtigen Bas-fonds, dem baumbewachsenen Grabe von beinahe fünfhundert Holländern, seinen Statuen von Marmor, an denen Janssens, Duquesnoy und Vanderhagen ihre Meisterschaft bewährt haben, denkt Euch dieses belebt von Allem, was die beau-monde Brüssels bietet, und Ihr steht auf dem Zenith eines Sonntags-Mittags in Brüssel.

Man dinirt hier spät und somit beginnt die Wagenfahrt, nach Art des Long-champ, nicht vor sechs Uhr. In zwei langen unabsehbaren Reihen bewegen sich die Equipagen der haute volée, des alten Adels von Brabant, der so vielen gewichtigen Pomp an den Tag zu legen weiß, der Banquiers und Kaufleute, der Brauer — denn dieses Gewerbe spielt in Brüssel keine kleine Rolle — von dem Thor der Allée-verte bis zur Lanckener Brücke auf und nieder, in ehrsamen, festlichem Schritt, um zu sehen und gese-

hen zu werden, während in den Neben-Promenaden die Fußgänger ſich drängen und des Staubes nicht achten, der ihnen in ſo reichem Maße aus der Haupt-Allee zuſtrömt.

Schön und ſtattlich iſt ein Brüſſeler Sonntag, aber auch verzweifelt langweilig. Auf allen dieſen Gruppen, denen das Auge hier begegnet, ruhet jenes Phlegma, was den Niederländer auszeichnet: es iſt Alles monoton und ſchweigſam, ohne Vergnügen und Laune, obſchon glänzend und großartig. Was bei ſolchen Anſchauungen allein befriedigen kann, das Leben, es fehlet. Man kann einen Sonntag, wie alle, die Allée-verte beſuchen und man wird nie auf Variationen ſtoßen.

Der Fremde ſieht ſich bald an dieſen Dingen ſatt, die Promenaden im Park und die Wagenfahrt in der Allee ſind keine Anregungen, ſie ermüden nach einer Stunde. Und was hat man nun? Man kann in ein Café gehen und Domino ſpielen, oder in ein tabackeingequalmtes Eſtaminet und auch Domino ſpielen. Dorthin ſchiebt ſich denn auch die Maſſe. Bier:

Löwener Bier, Faro, Lembick, nichts als Bier bildet den Beſchluß eines Brüſſeler Sonntags, und dieſes Bier iſt noch immer dem großen königlichen Theater vorzuziehen; denn es iſt in der That vortrefflich.

Ich aber möchte behaupten, daß eben das Bier, nächſt dem Katholicismus am ſchwerſten auf dem Belgier laſtet. Beide laſſen die Maſſe nicht zur Beſinnung kommen. Sie iſt glücklich, weil ſie unter einem ſeegensreichen Himmel lebt und Gott beſſer für ſie geſorgt hat, als ſeine Diener, aber ſie iſt glücklich in ihrer Unwiſſenheit und in ihrem Glauben und weil ſie vollauf zu eſſen und zu trinken hat. Der Brüſſeler Mittelbürger kömmt mir vor, wie ein Mann, der lange tüchtig gearbeitet hat, bis er endlich das große Loos gewonnen. Nun ſitzt er da in dem Lehnſtuhl, den gedeckten Tiſch vor ſich, er frißt ſich todt.

Ideen hat die Maſſe in Brüſſel und Belgien wahrhaftig nicht. Wer Sonntags in ein Brüſſeler Eſtaminet tritt, wird einſehen, daß dieſe Leute nur durch Anregungen von Außen zu den Sep-

tember-Ereigniſſen bewogen werden konnten. Das Phlegma, wird es aufgeregt, ſieht häufig wie Thatkraft aus, und der ſtarre Katholicismus ging in den verhängnißvollen Tagen des Kampfes in Fanatismus auf. Die Belgier ſchlugen ſich mit ſolcher Erbitterung, wie die Türken. Und wofür? Das Gefühl der Freiheit und Nationalität belebte ſie, aber zu einem klaren Begriff dieſer Dinge ſind ſie kaum bis jetzt gekommen, Motive des Kampfes waren ſie wenigſtens nicht, die Revolution ſtützte ſich vielmehr einzig und allein auf die Kirche und den mit ihr verbündeten Adel, die ſich auch Beide der Reſultate bemächtigten. Die Hierarchie, welche von Wilhelm I., freilich aus anderen Rückſichten, als von Joſeph II. zurückgedrängt wurde, ſteht jetzt wieder in dem Vorgrund des Tages; aber indem ſich der todte Glaube der alleinſeligmachenden Kirche in dem Volke erhielt, verlor ſich der Spiritualismus der katholiſchen Lehre ganz und gar. Wir laſen noch kürzlich in den Zeitungen, daß ein reicher Brüſſeler, durch ein Gelübde gebunden, ſechs Pilger zu

einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe ſuche, aber die Kunſt lebt nur in todten Denkmälern in Belgien fort, in Gemälden von Rubens, Quintin Meſſis, van Dyck und in den Kirchen; Wapers und da Kayſer ſind treffliche Maler, wie man ſie anderwärts auch findet.

Das mag denn auch dazu beigetragen haben, dem Sonntag in Brüſſel den poetiſchen Anſtrich zu nehmen, und um Abwechſelungen in die Vergnügungen zu bringen, dazu ſind die Belgier nicht raffinirt genug. „Wo werden Sie den Abend hinbringen?“ Dieſe Frage legt ein Deutſcher dem andern vor. Und was antwortet man? „Zu Hauſe, oder im Café des Arts.“ In der That, im Genuſſe des Mittelbürgers macht ſich nur der grobe Materialismus geltend.

So wie die Sonntage ſehen alle Feſttage in Brüſſel aus, nur daß die hohen Feiertage der katholiſchen Kirche mit jenen feſtlichen Proceſſionen ausgeſtattet werden, deren ich Eingangs dieſes Kapitels erwähnte. Die Kirche benutzt das Bischen Kunſt und Poeſie, was noch hie und da in Belgien anzutreffen iſt, für ſich.

Die Kirchen-Muſik iſt gewiß das Beſte unter Allem, was Muſik in Belgien heißt, und die Hierarchie hält den theatraliſchen Pomp, der ſelbſt aufgeklärte Leute überraſcht und feſſelt, feſt. Geld dazu iſt vorhanden und die Kirchen von Brabant und Flandern ſtehen in ihrer alten Majeſtät und mit den goldenen und ſilbernen Kirchenſchätzen und Brabanter Spitzen ausgerüſtet, zu allen großen Kirchenſcenen noch immer bereit. Auch die Andacht und der Glaube, die beiden mächtigſten Momente derſelben, fehlen nicht. So wirken denn auch die Proceſſionen der katholiſchen Kirche noch immer bedeutend und ſtellen ſich unter den Sehenswürdigkeiten Brüſſels voran.

Es war Frohnleichnamsfeſt und der ganze Clerus der Hauptſtadt, an der Spitze Militair und engelaufgeputzte Kinder, Muſik ſodann, die Fahnen der Kirchen und das Allerheiligſte, die Mutter Gottes und die Reliquien, mit einem Worte die ganze verkörperte Andacht, die Majeſtät von der einen und die Hingebung von der andern Seite, durchzog die Straßen Brüſſels.

Rechts und links öffneten ſich die Thüren der grüngeſchmückten Häuſer und fromme Gläubige, die dem Zuge nicht folgen konnten, knieeten, in Anbetung verſunken, vor dem Leib des Erlöſers, während Muſik und Hymnen aus dem Zuge erſchallten und Weihrauch und andere Wohlgerüche aus ſchweren, ſilbernen, hin- und hergeſchwungenen Rauchfäſſern zum Himmel dufteten. Wenn hier Etwas eine Störung verurſachte, ſo waren es die heißen, ſtrotzenden Geſichter der Geiſtlichkeit, die mit einem gottſeligen Lächeln aus der Proceſſion auf die gläubige Menge herabſchauten und allein über alle dieſe Dinge erhaben zu ſeyn ſchienen.

Neben dieſer kirchlichen Feierlichkeit gewahrte ich am Nachmittag des Frohnleichnamsfeſtes eine zweite, die ächt nationalen Urſprungs iſt und den guten Geſchmack der Brüſſeler bekundet. Ich ſchlenderte ziemlich in den Tag hinein durch die Straßen und meine bunte Promenade führte mich zu der rue de l'Etuve. In einem Winkel dieſer Straße trat mir eine eben ſo ſeltſame, als überraſchende Anſchauung entgegen, eine

Anſchauung, die ſchwerlich eine andere Stadt in der civiliſirten und unciviliſirten Welt bietet, eine Anſchauung, die dem grießgrämigſten Hypochonder das Zwerchfell erſchüttern könnte, die aber von dem Brüſſeler mit dem ehrfürchtigſten Gefühle, mit dem Gefühle der innigſten Hochachtung entgegen genommen wird. Eine drollige Figur, eine kleine ſtämmige Figur aus Bronze, mit dicken Bausbacken, mit der ſpaßigen, ſchalkhaften Miene Flamands, wenn dieſelbe das gewöhnliche Phlegma abgeſtreift, ſtand hier erhaben und Allen ſichtbar in ſtolzer Haltung. Seidene Strümpfe, ein bordirter Frack, Kniehoſen, Schuhe mit ſilbernen Spangen, Hut und Perrücke ſchmückten den kleinen sans façon in der rue de l'Etuve; gar ſtattlich ſtand ihm der Degen an ſeiner Linken. Eine große Menſchenmenge umgab ihn, die Augen feſt und ehrerbietig auf den Kleinen gerichtet, der, sans gêne, vermuthlich im Gefühle ſeiner Erhabenheit, aller Welt zugewendet, einen Actus verrichtete, bei welchem ſich ſonſt jeder anſtändige Mann an die Wand wendet, und welcher in Frank-

furt, ſelbſt an der Wand vorgenommen, eine Strafe von drei Gulden nach ſich zieht, wie man dort rechts und links leſen kann. Aber Manneken-Pis iſt der älteſte Bürger Brüſſels und hat als ſolcher große Vorrechte, obwohl er ſein ganzes Leben, ſein Leben von Jahrhunderten, nur jenen einen gemüthlichen Actus verrichtet hat. Manneken-Pis war der Unterthan der burgundiſchen Herzöge, er erlebte die Zeiten Maximilians, Karls V., den Abfall der Niederlande, ſah Egmonts Tod und die Gräuel der ſpaniſchen Inquiſition, die Republik, das Kaiſerreich Napoleon, die Revolution von 1830; aber man kann nicht ſagen, daß eine dieſer gewaltigen Erſchütterungen ihn aus ſeiner eiſernen Beharrlichkeit gebracht hat. In den furchtbarſten Momenten der Geſchichte Brüſſels, unter Raub und Plünderungen, unter den Unruhen der Gueuſen, oder —. wie ſie Herr Oettinger heißt — der Meerbettler — blieb Manneken-Pis beſonnen, gefaßt, mit einem Worte, Manneken-Pis. Wie er ſchlimme Zeiten beſtand, ſo auch bewahrte er in den Zeiten ſeines Ruhms die gleiche Miene.

Maximilian I. ſchmückte ihn mit ſeinen Orden, Ludwig XV. erhob ihn zum Ritter des Ludwigordens, gefürſtete Häupter beſuchten ihn; aber hat er ſeiner täglichen Beſchäftigung im Glanze des Lebens entſagt, hat er den ſtolzeſten Monarchen, Philipp II., anders begrüßt, als den Aermſten unter der Sonne? Liberté et égalité iſt ſein Wahlſpruch, er hat ſich die Hochachtung jener philoſophiſchen Schule verſchafft, die den Grundſatz bekannte: naturalia non sunt turpia. Die Liebe der Brüſſeler, ſein Rénommée hat ſich von der rue de l'Etuve über die ganze civiliſirte Welt ausgedehnt. Am Frohnleichnamsfeſte aber erſcheint Manneken-Pis en grande tenue, in den Septembertagen zieht er die blaue Blouſe an. In jener Verlegenheit, als Belgien vergebens nach einem König ſuchte, ſchlug die Journaliſtik Manneken-Pis für den erledigten Thron vor, das leibhaftige Symbol der Freiheit und Gleichheit. Vielleicht hielt man ihn für am gewandteſten, durch einen geſchickten Coup de main die weitläuftigen diplomatiſchen Protokolle der Londoner Conferenz zu beſeitigen.

Ueber den Urſprung der kleinen drolligen Figur ſind die Antiquitätenkundigen verſchiedener Meinung. Im Allgemeinen nimmt man an, ſie ſey zum Gedächtniß eines Herzogs Gottfried von Brabant errichtet, der ſich im Knabenalter aus dem väterlichen Schloſſe verlief und in jenem Winkel in der rue de l'Etuve in eben derſelben Stellung, wie ſie unſerm Manneken gegeben worden iſt, wieder gefunden wurde. Die Bronzefigur iſt von Henri Duquesnoy 1648 errichtet worden; früher wurde ſie durch eine andere aus Stein vertreten.

So fein und durchſichtig die Werke des niederländiſchen Meißels in Betreff der Kirchen ſind, ſo erhaben und gewaltig, ſo muß man dennoch, wo ſie plaſtiſch ſind, ihnen entweder Grazie und innere Schönheit, oder Fleiſch und Blut abſprechen. Die niederländiſche Sculptur iſt der katholiſche Spiritualismus, der Granitblöcke durchgeiſtigt; aber die heiteren Formen des Lebens ſind ihr unbekannt. Man hat den Stein bis zu Thränen gerührt, wie denn jene vortrefflichen Schmerzensgeſtalten in den Kirchen von

Antwerpen das Höchste in diesem Genre bieten; aber wo man ihn zum Leben verklärt, hat er sofort jenes materielle und rohe Gepräge erhalten, welches überhaupt das Leben in den Niederlanden auszeichnet. Italien bot uns die mediceische Venus, während die niederländische Bildhauerei sich in Manneken-Pis und der Fontaine des trois pucelles verewigte, die in niedergekauerter Stellung die Manier jenes nachahmten und erst vor einem halben Jahrhundert den Augen des Publikums entzogen wurden.

Fünftes Kapitel.

Das Hôtel de Ville. — Bemerkungen über das Rathhaus in Löwen. — Johann van Ruysbroeck. — Die gothiſche Baukunſt. — Karl V. — La grande place. — Egmonts Hinrichtung.

Das Hôtel de Ville iſt in dem ſchönſten gothiſchen Style gehalten und behauptet eine erſte Stelle unter den architektoniſchen Denkmälern der ſüdlichen Niederlande. Das Löwener Rathhaus iſt raffinirter, wenn auch nicht überladen; denn der Baumeiſter hat hier weniger die Grundlage der gothiſchen Architektur, die Maſſen, in jene anmuthigen und zarten Spielereien des Meißels verſchwinden laſſen, als ſie vielmehr dahinter verborgen: das Löwener Rathhaus iſt ein Fels von Epheu umrankt, es ſteht an der Grenze, wo die gothiſche Baukunſt ſich zum Verfalle

neigt und zu jenem Nürnberger Spielwaaren-Charakter, der die gänzliche Auflösung der Massen bezeichnete. Aber das Brüsseler Rathhaus ist edler, als das Löwener, wir werden bei jenem nicht daran erinnert, wie bei diesem, daß die gothische Architektur auf ihrem Zenith steht, sondern in ihrem schönsten Mannesalter. Hier ist Alles einfach, würdig, kräftig. Wo wir den höchsten Reiz und die ausgedehnteste Mannigfaltigkeit gewahren, wie in Löwen, da können wir uns des Gedankens an Ueberreiz und Zersplitterung nicht erwehren, wir hoffen Nichts mehr von einer Kunst, die ihre äußersten Kräfte aufgeboten hat, auch wenn sie den Sieg errang.

Das Hôtel de Ville ist in der That von bewundernswerther Schönheit. 1442 wurde es, nach 41jähriger Arbeit, vollendet; eine kurze Zeit für dieses Werk der Geduld und Thatkraft, die Felsen bezwangen. Ich habe schon bemerkt, daß der Eindruck der Masse hier vorherrscht; die Ausschmückungen erscheinen nur als integrirender Theil. Aber es ist Alles so fein ciselirt, so durchsichtig und zart geschnörkelt, so anmu-

thig ausgeſchnitten, daß man nicht weiß, ob man die Langmuth der Steine, oder die der Menſchen bewundern ſoll. Was ſind die berühmten Brüſſeler Spitzen gegen jene ſchlanke Thurmſpitze, die vom Hôtel de Ville zu den Wolken emporſtrebt, ſo leicht und behend, als habe ſie der Künſtler zum Zeitvertreib, als ein Spielwerk müßiger Stunden in ſeiner Werkſtatt geſchnitzt. Der Thurm iſt 364 Fuß hoch und vom Dache des Rathhauſes bis zum Gipfel durchbrochen, ſo daß man es kaum für möglich hält, daß er die ſchwere, 17 Fuß hohe Statue St. Michels aus vergoldetem Kupfer tragen kann. St. Michel tritt den Drachen mit Füßen, er iſt, neben der heiligen Gudula, der Schuzpatron von Brüſſel, aber die Entfernung macht ſeine Erſcheinung auf dem Thurm des Hôtel de Ville ſo klein, daß man ſeine nähere Bekanntſchaft nur mittelſt bewaffneter Augen machen kann. Das Schönſte an dem Thurm iſt ſein Verhältniß; er ſcheint bei Weitem nicht ſo hoch, als er iſt; die Kunſt hat hier den Raum bezwungen. und die gewaltige Steinmaſſe ſo

ſchlank und zart geformt, daß ſie den Untenſtehenden am Gipfel zu umſpannen ſcheint. Johann van Ruysbroeck war der Baumeiſter des Thurms, er war ein Flamänder, ein ſchlichter, einfacher Baumeiſter, der zuvor in gutem Flämiſch einen Eid leiſtete, daß er zum Material nur gute Steine wählen wolle. Der Kunſt des Mannes legte man geringen Werth bei, man betrachtete den Bau als Handwerksſache und mußte überzeugt ſeyn, daß jene in Brabant und Flandern heimiſch ſey, da man das Baumaterial höher anſchlug, als die Ausführung. Dieſes naive Verfahren, dieſer Indifferentismus der Zeitgenoſſen gegen Dinge, die die Bewunderung ſpäterer Jahrhunderte erregen, beweiſen am beſten, auf welchem hohen Standpunkt die Baukunſt in den Niederlanden ſtand. In der That hat Johann von Ruysbroeck den härteſten und feſteſten Stein zum Thurme genommen und deshalb eine Belobung von dem Magiſtrate erhalten. Erſt der Nachwelt war es vorbehalten, ſeinen Namen in die Kunſtgeſchichte einzutragen, der Mitwelt galt er als ein treuer Arbeiter.

Die gothiſche Architektur hat allerdings einen großen Zuſatz von Mechanismus; bei aller Poeſie des Plans jener großen gothiſchen Dome, die in Stein gehauene Wälder, deren Baumgruppen ſich zu Laubdächern formen, erſcheinen, muß man dennoch vor allen Dingen die Geduld und Ausdauer der Meiſter bei der Ausführung bewundern. Dieſe Ausführung war nur mechaniſch und konnte deshalb ſo leicht Spielerei werden; denn es handelte ſich darum, den Stein am feinſten und durchſichtigſten zu meißeln, einen rohen Stoff zu durchgeiſtigen. Während der Stein Idee wurde, wurde die Idee am Ende Stein. Die gewaltigen, himmelanſtrebenden Maſſen waren die Poeſie der gothiſchen Architektur, aber dieſe Poeſie wurde nach und nach für die Menſchen zu gewaltig: man wollte einen Thurm zum Himmel bauen und Gott ließ die Sprachverwirrungen eintreten. Deshalb ſind die meiſten Dome noch unvollendet und dieſe unvollendeten Dome ſind meiſt ſchöner, als die vollendeten, die häufig nur die in den Mechanismus aufgegangene Poeſie

veranſchaulichen. Jedenfalls aber mußte die gothiſche Architektur in einem Lande des eifrigſten Katholicismus, in einem Lande der Induſtrie und des Fabrikweſens große Fortſchritte machen. Zu dem Spiritualismus geſellte ſich der mechaniſche Inſtinkt des Volks, es galt, Felſen zu bezwingen und der Spiritualismus bezwang ſie, indem die Baumeiſter den Lohn von dem Himmel hofften, es galt, Felſen zu meißeln und aus Steinen Brabanter Spitzen zu machen, und die Bewohner von Brabant und Flandern waren ſo gewandt mit dem Meißel, wie mit dem Webeſchiff.

Seltſamer Weiſe hat van Ruysbroeck den Thurm nicht auf die Mitte des Gebäudes geſetzt, ſondern auf die rechte Seite, ein Umſtand, der die Symmetrie nicht wenig beeinträchtigt. Ein Irrthum kann es nicht ſeyn, man muß vielmehr annehmen, daß das Fundament die Schuld trägt; vielleicht hatte man Urſache, der Mitte die Laſt nicht anzuvertrauen, vielleicht — und dieß iſt das Wahrſcheinlichſte — entſtand die größere Seite des Gebäudes erſt ſpäter. Die

Bequemlichkeit und der Comfort haben der Kunſt von jeher Nachtheil gebracht. Aber die Brüſſeler machen es ſich leicht und behaupten von dem Baumeiſter, er habe ſich erhängt, nachdem er das „Verſehen“ wahrgenommen. Der Mann müßte blinder geweſen ſeyn, als die Heſſen im Jahre 1830, da ſie ihre Conſtitution mit der gewaltigen großen Hinterpforte und dem kleinen Haupt-Eingang verfaßten, hätte er erſt nach dem Baue das Mißverhältniß wahrgenommen.

Eine offene Gallerie läuft an der Façade des Gebäudes hin; ſie iſt durch Säulen gebildet, die eine Terraſſe von derſelben Tiefe tragen. Dieſe Terraſſe iſt mit einer Baluſtrade verſehen, die zum Ueberlehnen eingerichtet iſt. In dem linken Theil der Gallerie befindet ſich ein Auftritt, und am Fuße deſſelben, zur rechten und linken der Stiege ſind zwei Löwen poſtirt, die uns einen Schild mit der Inſchrift S. P. Q. B. (Senatui Populo Que Bruxellensi) entgegenhalten. Dieſe Löwen ſind Meiſterſtücke der Sculptur und die Inſchrift des Schildes mahnt an die Freiheit, aber auch an die Zer-

splitterung dieser Freiheit in Provinzen und Städte. Noch bis auf diesen Augenblick können sich die Belgier von dieser Isolirung nicht emancipiren; man ist auf Brüssel, Antwerpen, Gent, Flandern, Brabant u. s. w. stolz und lehnt sich nur zu sehr an die alten Gerechtsame und Privilegien, die stückweise den früheren Herrschern abgedrungen wurden, so sehr auch die Regierung für eine Concentration der Ideen und zunächst der Interessen thätig ist.

Vierzig Fenster bilden die Façade des Gebäudes. Das obere Dach ist mit Kupfer bedeckt und mit verschiedenen Zierrathen versehen. Es wird von sechs kleineren Thürmen, in Form von Hexagonen flankirt. Alle Säle des Hôtel de Ville sind in großem und erhabenem Style. In dem großen Saale entsagte Carl V. am 25. October 1555 der Herrschaft über die burgundischen Staaten zu Gunsten seines Sohnes und am 6. Januar 1556 dem Throne überhaupt. Die Scene des großen Dramas verlegt sich nun von dem Stapelplatz eines guten Stücks der Weltgeschichte, aus den blühenden, leben-

überfließenden, thatbewegten Niederlanden, in die klösterliche Todtenstille von Estremadura, wo Karl V., bei der Verfertigung zweier Uhren erfuhr, daß Nichts in dieser Welt in gleichen Gang zu bringen sey, Uhren so wenig, wie die Leidenschaften der Menschen.

La grande Place, auf welchem das Hôtel de Ville steht, ist überhaupt reich an denkwürdigen Momenten der Geschichte Brabants und der Niederlande. Egmont und Hoorn bestiegen hier das Blutgerüst, nachdem sie in dem, dem Hôtel de Ville gegenüber befindlichen Brodthause die Entscheidung des Raths der Unruhen entgegengenommen hatten. Und dort, an jener Ecke, gewahrt man das Haus, aus dessen Fenstern Alba der Hinrichtung zusah, wie man sagt, mit einer Thräne in den Augen. Der mittelalterliche, kräftig-gothische Zuschnitt der grande Place, der die Jahrhunderte überdauert hat, ist ohne moderne Einmischungen geblieben, kein neues Gesicht unter den Häusern vergangener Zeit stört jenen wohlthätigen Eindruck, jenes heimische Gefühl, das wir im Rückblick auf eine

Zeit empfinden, wo die Städte mächtig durch Bürgersinn und Bürgertugend waren. Die dichtgedrängten Häusermassen, schwarz, grau, oder sandsteingelb, wie sie sind, die die grande Place umgeben, sehen weit zutraulicher und eben so imposant aus, wie die Paläste der Place royale; das alte Brüssel mit seinen Privilegien, die alte Herrlichkeit von Brabant, in Stein gehauen, entfalten sich stolz und ehrenfest vor unseren Blikken. Im hellen, blanken Sonnenschein, im Verkehr des Tages zieht sich freilich die Vergangenheit zurück, aber Nachts, wenn die hell erleuchtete Uhr des Thurms vom Hôtel de Ville die zwölfte Stunde zeigt, wenn das bewegte Leben der Stadt schwindet, wenn man die eigenen Fußtritte weithin schallen hört auf dem mächtigen Platze und die schwarzen, alterthümlichen Gebäude riesige Schatten werfen im stillen Mondlicht, ist es mir oft gar sehnsüchtig und schmerzlich zu Muthe geworden. Zu den historischen Gestalten gesellten sich die der Dichtung, und wenn ich an dem Brodthause vorüberschritt, wo Egmont die schwerste Nacht seines Lebens

verbrachte, gedachte ich jenes ſüßen Traumes von Göthe und der Freiheit mit dem lieben traulichen Angeſicht Clärchens, es war mir, als hört' ich Beethoven ſingen von Sieg und Ruhm und Unſterblichkeit. Freilich hat die Freiheit der katholiſchen Niederlande nie wie Clärchen gelächelt und Egmont war zuletzt ſo ſchwach und gläubig, daß er ſich nur noch danach erkundigte, mit welchem Gebete er wohl am beſten vor dem Richterſtuhle des Höchſten erſchiene, aber der Dichter hat den ſchönen Beruf, die Geſchichte von den ſtörenden Zufälligkeiten zu reinigen, die That zu veranſchaulichen und ihre oft ganz entgegengeſetzten Folgen dem Geſichte zu entrücken. Er gibt dem Helden, was des Helden iſt.

Sechſtes Kapitel.

Conservatoire royal und Preisvertheilung. — L'ancienne église des Augustins. — Muſik in Belgien. — Frömmigkeit eines Reichen im Cour de Vienne. — Das Allerheiligſte in der rue Madeleine. — Durchſchnittsmaßſtab belgiſcher Zuſtände. — Indifferentismus der höheren Bourgeoiſie. — Die orangiſtiſche Parthei in Gent. — Tendenzen der Regierung. — Les professeurs de langue et littérature Allemandes und de coiffure. — Craſſe Ignoranz. — Falſches Nationalgefühl der Belgier. — Belgiens Poſition. — Die Vermittelung Rothomb's. — Die franzöſiſche Sprache als Landesſprache. — Kann der flämiſche Dialekt als eine Garantie der Nationalität betrachtet werden?

Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Regierung Alles anwendet, neben der Induſtrie auch die geiſtigen Intereſſen ſicher zu ſtellen. Die Wiſſenſchaft mag hier auf manche Hinderniſſe ſtoßen; denn der Katholicismus iſt dem freien Verkehr derſelben entgegen und begünſtigt ſie nur ausnahmsweiſe, inſofern er ſie an die Uni-

versität in Löwen fesseln kann. Die Kunst aber wird mit der Zeit vielleicht zu besseren Resultaten gelangen.

Ich wohnte am 29. Mai der Preisvertheilung an die Zöglinge des Conservatoire royal de Musique bei, die in der alten Augustinerkirche stattfand und ein zahlreiches Auditorium herbeigezogen hatte. Die Emporkirchen, die in den katholischen Gotteshäusern fehlen, fielen mir hier zunächst auf, und ich erfuhr, daß diese Kirche unter Wilhelm I. für den protestantischen Gottesdienst benutzt worden war. Sie sah auch kahl und reformirt genug aus und mochte dem katholischen Clerus Anstoß geben; denn wie ich hörte, nahm sie der Erzbischof von Mecheln — den ein Oppositions-Journal le roi mitré de la Belgique nannte — bereits wieder für die alleinseligmachende Kirche in Anspruch. Bis jetzt war sie nicht entketzert und dem Conservatoire eingeräumt.

Die Kirche war mit den Nationalfarben reich verziert und Herr Fétis, der Director des Instituts, leitete die Feierlichkeit durch ein Ré-

sumé der Resultate und einige hoffnungsreiche Worte rücksichtlich der Zukunft ein. Durch bewegte Zeiten sey Belgien zu einem ruhigen Standpunkte gelangt, auch die Tonkunst werde sich befestigen und Früchte tragen. Die Rede wurde eben nicht in andächtiger Stille entgegen genommen; die störende Beweglichkeit in den Emporkirchen, die von dem silence! der Hörbegierigen keine Notiz nahm, gestattete selbst den in der Nähe des Redners Sitzenden nur Fragmente des Vortrags. Aber als Herr Fétis geendet, applaudirte man nach alter Gewohnheit, denn es handelte sich um ein nationales Institut, dem man die Anerkennung nicht versagen durfte. Die Gekrönten traten hierauf hervor und empfingen aus den Händen des Comités Lorbeerkränze und Preise; das Publicum begrüßte sie mit den lautesten Acclamationen des Beifalls. Aber auch dieser Beifall schien mir mehr Sitte, als Ueberzeugung zu seyn; denn die Flamänder haben keinen haut goût in Betreff der Musik. Sollte man es glauben, die Harmonie in Brüssel, die sich auf ihre Concerte so viel zu

gute thut, ist nur aus Blasinstrumenten zusammengesetzt, und die türkische Trommel und das Tam tam! spielen hier eine Hauptrolle. Man kann nicht genug Spectakel machen. Die mildeste aller Künste wird der Zeit bedürfen, um sich in Belgien zu naturalisiren. Der Katholicismus lag hier in stetem Kampfe, er steht zur Zeit noch im Kriegslager, somit konnte er nur die strenge ascetische Disciplin handhaben. Seine Lichtseite, wie er sie in Italien herauskehrte, durfte er hier nicht zur Schau tragen. Die Musik ist in Belgien in der Lage, sich selbst und das Publicum zu bilden, Wechselwirkungen fehlen, und Herr Fétis mag deshalb einen schweren Stand haben.

Das der Preisvertheilung folgende Concert, welches von den Zöglingen des Conservatoire unter Leitung des Herrn Fétis ausgeführt wurde, bewies die Regsamkeit und den Eifer des Directors. Die Ouverture zu „Anakreon," von Cherubini, konnte nicht vollendeter executirt werden. Und wenn auch — mit Ausnahme eines kleinen eilfjährigen Flötisten, Aerts aus Boom

der die ſchönſten Erwartungen rechtfertigt — keine eminenten Talente auftraten, ſo muß man doch zugeben, daß die vorhandenen Mittel genügten. Eine ſechszehnjährige Madonna, Demoiſelle Amalie Marin, aus Hal, ſang eine Arie aus Don Juan mit einiger Befangenheit, aber innigem Ausdruck, während Demoiſelle Vanderperren, aus Brüſſel, einen kräftigen, klangvollen Alt als Anna Bolena hören ließ, jedoch nicht in der Fertigkeit und mit den italieniſchen Geſangs-Arabesken, womit Demoiſelle de Pauw aus Valenciennes eine Arie aus Tankred ſchmückte. Es waren übrigens liebe Kinder, die weiblichen Eleven des Conſervatoire, einige mit der muthwilligen, blauäugigen Phyſiognomie Flamands, andere mit franzöſiſchen Lineamenten, noch andere, wie Demoiſelle Marin, mit dem ſchwärmeriſchen Ausdruck katholiſcher Innigkeit. Ihre Perſönlichkeit ergänzte die Eindrücke des Geſanges, ſie errangen den Sieg ſelbſt über mich, der ich in Deutſchland ſchönere Dilettanten-Stimmen gehört hatte. Aber mein Cicerone, ein junger deutſcher Arzt, war ſo entzückt, daß er

behaupten wollte, nie Aehnliches jenseits des Rheins gehört zu haben. Er war unverheirathet und also ganz und gar Enthusiast der Schönheit.

Zur Entrée in die Kirche bedurfte es übrigens, trotz aller nationalen Tendenz, hoher Vergünstigung; man erhielt nur Eintrittskarten von den Mitgliedern des Comité, die eine sorgfältige Auswahl trafen. Am Eingang hielt man uns Armenbüchsen zu einer Spende entgegen. Dergleichen Officia werden in Brüssel häufig von reichen Katholiken versehen, die, ohne höhere Autorisation, aus freiem Antrieb, sich zu solchen Liebesdiensten verstehen. Im Cour de Vienne sieht man jeden Abend von 7 — 11 Uhr einen anständig gekleideten Herrn mit der Büchse der Wohlthätigkeit an den Gasttischen umhergehen und Pfennige sammeln; der Mann schleicht demüthig, als ein bittender Armer, durch die bunte Beweglichkeit der Gesellschaft, und setzt sich, wenn er die Runde gemacht, einsam und verlassen in einen Winkel des Saales; kommen neue Gäste, so tritt er ihnen in der früheren

Weiſe mit der Büchſe entgegen. Iſt ſein Geſchäft beendet, ſo ſieht man zwei reich gallonirte Bediente ihrem Herrn den Kutſchſchlag öffnen und pfeilſchnell entfernt ſich eine glänzende Equipage von dem beſcheidenen Eſtaminet zum Cour de Vienne. Dieſe Demuth erregte natürlich meine Bewunderung. In proteſtantiſchen Städten iſt man an ſolche Liebesdienſte nicht gewöhnt, die ſelbſt das berühmte Fußwaſchen in Wien übertreffen; denn ſie ſind keine bloße Ceremonie, ſondern Glaube, Liebe und Hoffnung unter lauter Faro und Löwener Bier.

Ein Pendant zu dem etwas ſtarken Katholicismus der Mittelklaſſe traf ich in der rue Madeleine. Sie iſt eine der belebteſten Straßen, beſonders Abends, wenn die Boutiques erleuchtet ſind, und man kann ſie zu dieſer Zeit leicht als den Sammelplatz der lebensluſtigen und verführeriſchen Welt betrachten; denn in der rue Madeleine dürfen auch Cytherens Prieſterinnen ſich bemerklich machen, die bekanntlich aus dem Palais royal verwieſen ſind. Ich durchwandelte ſie eines Abends, als ich vor einem

Hauſe mehre Männer mit Fackeln poſtirt fand, denen ſich ein dichter Volkshaufe anſchloß. Man blickte neugierig durch die geöffneten Pforten, in den Lichtglanz der feſtlich erleuchteten Hausflur. Qu'est ce que se fait dans cette maison? fragte ich eine ziemlich anſtändig gekleidete Frau mit andächtig gefalteten Händen neben mir. Ah Monsieur, vous êtes Allemand, ſprach ſie mit eben ſo vielem Vorwurf, als fragendem Ausdruck, il-y-a une malade. Jetzt erklang das Glöcklein und die Geiſtlichen traten mit dem Allerheiligſten aus dem Hauſe. Im Nu beugte ſich Alles rechts und links, ja die Meiſten warfen ſich ehrfurchtsvoll in den Gaſſenkoth auf die Kniee, Freudenmädchen und alte Kupplerinnen, Faſhionables und Handwerker, mit einem Worte, Alle und Jede, die zugegen, oder deren Ohr von dem Glöcklein getroffen wurde, bezeugten ihre Ehrfurcht. Dieſe Ehrfurcht geht ſo weit, daß ſelbſt der Pöbel in der blauen Blouſe, ſitzt er im Eſtaminet, bei der Leidenſchaft ſeines Lebens, dem Faro, jenem Schalle, wenn er aus weiteſter Ferne zu ihm dringt, Folge leiſtet;

man verläßt das Eſtaminet wenigſtens auf einen Augenblick, beugt ſeine Kniee dem Sanctissimum, und geht dann wieder in das Eſtaminet zurück, um Faro zu trinken.

In ſolchen Fällen liegt der Durchſchnitts-Maßſtab belgiſcher Zuſtände; denn auf dem platten Lande iſt der Einfluß der Hierarchie noch bedeutender. Hier iſt der Prieſter erſte und letzte Inſtanz und ſein Ausſpruch Entſcheidung. Dieſes Verhältniß erleidet keine Aenderung, ſelbſt dadurch nicht, daß die Oppoſitions-Preſſe, an ihrer Spitze der „Mephiſtopheles," ein kleines ſchmutziges Klatſchblatt, täglich die entſetzlichſten Scandaloſa über die Diener der Kirche, oft ſogar mit Namensnennung der Betreffenden, mittheilt.

Wenn ich, bei der Beſchreibung des Sonntags in Brüſſel, den Handel und die höhere Induſtrie von dieſer Richtung ausnahm, ſo muß man bedenken, daß die erſten Klaſſen der Bourgeoiſie immer die kleineren ſind: ſie werden freilich in der Stellung, worin ſie ſich befinden, ſich nicht gegen die Aufklärung, die ihnen ge-

wissermaßen mit den Waarenballen zukömmt, absperren können, aber was ist das für eine Aufklärung, die nicht aus dem Bewußtseyn erwächst! Man könnte diese Position füglich Indifferentismus heißen; die Leute haben zu viel zu thun, um sich mit dem lieben Gott zu beschäftigen, aber die Intelligenz ist ihnen auch nur Nebensache. Somit schimpfen sie auf den Köhlerglauben des Mittelstandes und glauben lieber an gar Nichts. Möchte man z. B. die orangistische Parthei in Gent, die, mitten unter tüchtigen Katholiken, nur an Wilhelm I. glaubt, aufgeklärt heißen? Das ist eine Aufklärung, die sich lediglich auf jenes Geld stützt, welches der vorige König der belgischen Industrie beisteuerte, und auf materielle Interessen.

Aufklärung, Civilisation, diese Aufgabe hat sich in der That die belgische Regierung gestellt, aber um zu Resultaten zu gelangen, bedürfte sie vorerst der Emancipation des Unterrichts von der Geistlichkeit und einer kräftigen Unterstützung des Adels und der Bürger. Aber jener, der seine Herrlichkeit auf mittelalterliche Principien

ſtützt, ſchließt ſich ihr nur zum Theil an, und dieſe ſind durch hundert Intereſſen zerſplittert, wie ſich das am beſten aus den Municipalwahlen des vorigen Jahres erkennen läßt. Die Regierung hat ſomit nicht viel mehr, als den beſten Willen, aber keine Anlehnungspunkte.

Das Wort Aufklärung erinnert mich an die professeurs de langue et littérature Allemandes, deren es hier Mehre gibt. Es ſind deutſche Sprachlehrer, die ohne dieſen Titel ſo wenig in Brüſſel, wie in Paris reuſſiren können. Professeur muß ſich jeder nennen, der auf eine Kundſchaft rechnen will. Ich las ſogar: Achille Pettaut, Professeur de coiffure à Paris, provisoirement à Bruxelles pour un mois seulement, prévient les dames, qui voudront bien l'honorer de leur confiance, qu'il donnera, pendant son séjour en cette ville, un cours de coiffure en 20 leçons pour les femmes-de-chambre. Aber Achille Pettaut mochte Profeſſor in ſeinem Fache ſeyn, während die Profeſſoren der deutſchen Sprache meiſt nur Perrückenmacher in dem ihrigen ſind. Las ich doch ein

Schreiben eines ſolchen Profeſſors, der Vorleſungen über Schillers Abfall der Niederlande hielt, das ein Meiſterwerk von Unorthographie und Stylloſigkeit war. Der Mann war Barbier in Frankfurt a. M. geweſen und galt in Brüſſel für einen tüchtigen Literaten. In Paris ſtößt man allerdings auf ähnliche Charlatanerieen, aber in Brüſſel beleidigen ſie die Intelligenz um ſo mehr, als hier gar keine bedeutende nationale Literatur in die andere Wage gelegt werden kann. Die flämiſche Sprache wird immer nur eine Abart der deutſchen bleiben und das Franzöſiſche, welches hier geſprochen wird, iſt wieder eine Abart von Paris. Und doch iſt die belgiſche Literatur, die franzöſiſch, d. h belgiſch-franzöſiſch ſchreibt — gegen die franzöſiſche Literatur über alle Maaßen eingenommen. Bei einem Wegzoll ſagte mir der Einnehmer entrüſtet in gutem Flämiſch: „wir prechen hier nicht franzöſiſch," (ach! hätte ich die Worte doch gleich, ſie klangen wie eine Ohrfeige,) während mir ein belgiſcher Literat in Betreff der modernen franzöſiſchen Literatur bemerkte, ſie ſey

Nonsens und vom schlechtesten Style. Was soll bei dieser falschen Nationalität herauskommen? Man will eine eigene Literatur acquiriren, ohne eine Sprache für dieselbe zu besitzen. Oder man will — was noch toller ist — die französische Literatur von Belgien aus reformiren. Man muß es abwarten, was dabei herauskommen wird; aber ich glaube, Belgien wird sich von den Einflüssen Frankreichs in keinerlei Hinsicht emancipiren können. Um Deutschland hat er sich wenigstens bis jetzt gar nicht bekümmert und die deutsche Literatur ist hier noch weniger bekannt, als in Frankreich. Sollte man es glauben, ich befand mich einst in dem Laden der Mayer-Somerhausenschen Buchhandlung, als ein Deutscher, der lange Zeit in Brüssel gelebt, hereintrat und den Faust von Göthe zur Lecture für seinen Dienstboten verlangte. So sehr demoralisirt hier das Klima. Herr Mohr, aus Heidelberg, der Commis jener Buchhandlung, wird mir das Factum bezeugen können. Was will man mehr? Wenn Dienstboten den Faust lesen, können auch Dienstboten über den Faust lesen, oder

über Schillers Abfall der Niederlande. Aber iſt es nicht traurig, daß ein Volk des geſegnetſten Materialismus, ein Volk, für welches die Natur ſo trefflich geſorgt hat, ein Volk, das durch ſeine Sprache zu Deutſchland hinneigt, ein Volk, das einſt mit der ganzen Welt correſpondirte und Antwerpen zum Stapelplatz des Welthandels machte, daß dieſes Volk die nächſten Eindrücke der Aufklärung, die es von Deutſchland und Frankreich beſtürmten, unerbittlich von ſich gewieſen hat! In Rußland galten vor Zeiten valets de chambre für Profeſſoren der franzöſiſchen Literatur, jetzt iſt das anders; in Belgien, dem Lande der politiſchen Freiheit, gelten heut zu Tage Barbiere aus Frankfurt für Literaten, Barbiere leſen über Schiller, und Aachen und die preußiſche Cultur liegen nur eine Tagereiſe von Brüſſel und kaum einige Stunden von der belgiſchen Grenze.

Ich will damit nicht ſagen, daß Belgien ſich vorzugsweiſe und unbedingt Deutſchland hingeben ſollte. Das kann es der Lage der Sache nach nicht; denn Belgien iſt ein Land mit Preßfrei-

heit und einer Kammer der Repräſentanten, Dinge, die unſere Cultur nicht aufzuweiſen hat, die aber eben die Hingebung eines Staates, der ſie beſitzt, an Deutſchland ausſchließen. Aber unterrichten könnte ſich Belgien durch Deutſchland, die deutſche Literatur, die gleich hinter Henri la Chapelle Rückſichten zu nehmen hat, könnte in Belgien in's freie Leben treten, wollten ſich die Belgier ſie nur herüber holen. Daß ſie es nicht thun und daß ſie auf der anderen Seite auch Frankreich den Rücken wenden, beweiſet, daß die Belgier im Ganzen und Groſſen ihre Stellung noch nicht begreifen. Und doch hat es ihnen Rothomb ſo ſchön geſagt, was ihre Beſtimmung ſey. Er meint in ſeinem Essai historique et politique sur la révolution belge: „Pour se constituer comme puissance intelligente, faut il à la Belgique une langue, qui lui soit propre? Nous ne le pensons pas. Qu'elle adopte ouvertement la langue française, l'instrument le plus universel de la pensée humaine. Il lui faudra moins d'efforts pour s'approprier cette langue que pour perfectionner

le flamand. Elle pourra même constater sa copropriété en invoquant Philipp de Comines, Fraissard et Olivier de la Marche. Il y a, non loin des frontières méridionales de la France, une ville, qui peut servir de modèle à la Belgique: Genève, qui n'est française, que dans la forme de la pensée, qui n'a pas de langue originale, et qui a donné au dix-huitième siècle Jean Jacques Rousseau et le père de Mme. de Staël, au dix-neuvième Simonde-Sismondi. Par la langue la Belgique intellectuelle appartiendra à la société française, par le fond de la pensée elle doit rester neutre entre l'Allemagne, l'Angleterre et la France, n'accepter de ces trois peuples que ce qui peut s'approprier à son génie, à ses traditions, au but personnel, quel doit se poser." Und in Wahrheit, obgleich mir der Vergleich eines Landes mit einer Stadt nicht zu paſſen ſcheint, muß ich doch eingeſtehen, daß Belgien nichts Anderes übrig blieb, als die franzöſiſche Sprache, die ſich ohnedieß ſchon Bürgerrecht in dieſem Staate erworben hatte, zu adoptiren. In Zukunft wer-

den weniger die Sprachen, als die Ideen die Völker vereinen. Belgien riß ſich von dem Hauſe Habsburg los und warf ſich der Republik in die Arme, es trennte ſich von dem Hauſe Oranien und gründete ein ſelbſtſtändiges Königreich. Aber in beiden Fällen wurde es von Frankreich angezogen, es fühlte die Freiheit, wenn es ſie auch nicht begriff. Nachdem es ſich von deutſchen Zuſtänden nunmehr ganz losgeſagt hat, wird es auch am beſten thun, die deutſche Sprache nur als eine nützliche, aber nicht als eine nothwendige zu betrachten. Der flämiſche Dialekt indeß iſt keine Sprache; er wird zwar noch lange Zeit auf dem platten Lande das einzige Communicationsmittel bleiben, aber hindert das die Verbreitung und Ausdehnung der franzöſiſchen Sprache durch Schulen und Unterricht? Welcher Bauer in Norddeutſchland ſprach, oder verſtand vor einigen zwanzig Jahren hochdeutſch? Wenn mir darauf ein ächt patriotiſcher Belgier bemerkt: „es heißt unſere politiſche Selbſtſtändigkeit aufgeben, wenn wir die franzöſiſche Sprache als Landesſprache adoptiren," ſo kann

man ſolcher Bemerkung wohl vorerſt noch das europäiſche Gleichgewicht entgegenſetzen. Eine andere Lebensbedingung trägt ja kaum der belgiſche Staat in ſich, als die, daß er aus der Eiferſucht Aller ſeine Exiſtenz herleiten muß. Will Frankreich eines Tages wirklich Belgien als Provinz anſprechen, ſo wird die flämiſche Sprache einem ſolchen Schritte keine Hinderniſſe entgegenſetzen. Endlich eignet ſich dieſe Sprache nicht im Geringſten dazu, die Nationalität Belgiens zu befeſtigen, ſondern vielmehr nur dazu, dieſes Land von der Civiliſation überhaupt und ſelbſt in ſeinen einzelnen Beſtandtheilen von einander abzuſperren. Die höheren Stände haben ſo wenig Vorliebe für dieſe Mundart, wie die feine Welt im nördlichen Deutſchland den plattdeutſchen Jargon liebt und in der Provinz Luttich ſpricht der gemeine Mann walloniſch. Eine Sprache, die nicht innere Nothwendigkeit eines Volks iſt, eine Sprache, die man in einzelnen Ständen vornehm verläugnet, die von der Crême der Geſellſchaft verachtet wird, eine Sprache, die ſelbſt von der Literatur nur als eine Antiquität

betrachtet wird — eine ſolche Sprache kann nie als das Lebensprincip eines Volks betrachtet werden. In der That, die flämiſche Sprache iſt ſelbſt in der Meinung des Volks längſt zu einem Dialekt herabgeſunken, wie könnte ſie ſich jemals wiederum zum Enthuſiasmus erheben!

Ich meine, die franzöſiſche Sprache und die deutſche Cultur, die franzöſiſche Civiliſation und die deutſche Tiefe und Gründlichkeit der Ideen, das wäre es, wonach Belgien von ſeinem Standpunkte aus zu ringen hätte. Auch in geiſtiger Hinſicht iſt dieſes Land ſo ſchön gelegen, dieſes Gartenfeld Europa's liegt inmitten der Wiſſenſchaft und Civiliſation Europa's, zwiſchen dem ſinnigſten und geiſtreichſten Volke. Dort kann es an der Quelle der Gedanken ſchöpfen, hier an der Quelle des Fortſchrittes. Materielle Mittel hat es durch ſich ſelbſt. Aber die Regierung, die dieſen Geſichtspunkt vor Augen hat, ſcheint mir bis auf dieſen Augenblick nur in das lecke Faß der Danaiden zu gießen; denn das Volk ſteht ihr nicht zur Seite, das Volk iſt ſtörrig

gegen alle Anregungen von Oben, es hat nur das rohe Gefühl, das ſinnliche Bewußtſeyn der Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit und ſo lange es in dieſer Hartnäckigkeit der Iſolirung beharrt, auch keine Zukunft.

Siebentes Kapitel.

Die Preſſe in Belgien, beſonders die Journaliſtik. — Rohheit der Preſſe. — Der „Mephistophélès“ und „Lynx.“ — Ausfälle der Preſſe gegen den König und die Meinung deſſelben in Betreff ſolcher Dinge. — Eröffnung der Eiſenbahn von Mecheln nach Antwerpen. — Erſter Eindruck beim Anblick einer Eiſenbahnfahrt. — Ein Italiäner gebraucht die Eiſenbahn als Kur. — Ueber Eiſenbahnen und deren Reſultate in welthiſtoriſcher Hinſicht.

Die Preſſe des Landes ſteht mit der Bildung auf einem Fuße. Beſonders gilt das von der Journaliſtik, die durchaus bedeutender geiſtiger Kräfte und des Genies entbehrt. Die Polemik tritt hier meiſtens ohne Takt auf, die gewandte Dialektik der franzöſiſchen Journale fehlt den belgiſchen ganz, und die Oppoſition geſtaltet ſich in ihnen immer abſtoßend, indem ſie nicht mit der Schneide des Schwertes, ſondern mit dem Schwertgriff kämpft; ſie iſt nur plump

und grob, ſtatt enthuſiaſtiſch, überzeugend und geiſtreich zu ſeyn. Die miniſteriellen Blätter beſitzen freilich direkte Hülfsmittel in den belgiſchen Staatsmännern, aber da ſie kein geiſtiges Gegengewicht und ſomit auch keine Schwungkraft der Discuſſion erhalten, ſo erſcheinen auch ſie matt und indifferent. Die Maſſe, die für die Oberflächlichkeit und die Worte ſtets eingenommen ſeyn wird, zieht zudem die koloſſalen Redensarten der Oppoſition, die gewiſſermaßen in der blauen Blouſe auftreten und ſich nie auf Gründe, ſondern nur auf den Scandal ſtützen, jeder Logik der Regierung vor. Die Rohheit und die Perſönlichkeiten erreichen ihren Gipfel in dem „Mephistophèlès;“ dieſes kleine Journal beſchäftigt ſich nur mit dem Unrath, der ihm aus den ſchmutzigſten Kanälen des Tagesgeklatſches zufließt, es hat es ſich zum Ziel geſetzt, Alles, was ſich an irgend ein Rénommée lehnt und was irgend eine Stellung im Staate behauptet, in Koth einzupökeln. Ich ſage nicht zu viel; denn die Médiſance überſteigt hier alle Grenzen und Miniſter werden in dieſem Blatte

wie Vagabunden, oder Abentheurer behandelt, indem man ihnen förmliche Steckbriefe und Signalements anhängt und die wahre, oder, was gewiſſer, die erlogene Schattenſeite ihres Lebens erzählt. Der frühere Kriegsminiſter — ein Franzoſe — wurde hier als ein Agent Ludwig Philipps und ein Spion à la Conseil geſchildert und als er endlich, der ewigen Vexationen müde, die ihm von allen Seiten entgegentraten, ſeinen Abſchied nahm und von dem König das Großkreuz des Leopoldordens erhielt, meinte der Mephiſtopheles, Wilhelm I. habe die Verräther doch nur mit Geld belohnt und nicht mit Orden. Tendenzen fehlen ſolchen Journaliſten, es iſt bloß die Oppoſition um ihrer ſelbſt Willen, die aus dieſen Blättern ſpricht und die freie Preſſe, die ein Ringen der Kräfte gegen einander und mit Reſultaten bezeichnen ſoll, iſt hier Nichts, als ein Durcheinander aller Gemeinheiten.

Man mag ſolche Dinge wieder gegen die freie Preſſe citiren, aber nur aus der Ferne; denn iſt man in Belgien geweſen, ſo wird man ein-

ſehen, daß die Ausartung der Preſſe nie die öf-
fentliche Meinung für ſich haben wird, und was
ſoll ſie ohne dieſe. Eine kürzliche Aeußerung
des Königs, den man, wegen Angriffe gegen
ſeine Perſon, gerichtlich einzuſchreiten aufforderte,
ſcheint ſich auf denſelben Grund zu ſtützen. Er
meinte ungefähr, ſo lange die öffentliche Mei-
nung ſich nicht gegen dieſe Dinge wende, werde
auch kein richterliches Urtheil helfen, und ſey ſie
dagegen, ſo könne man ſich bei ihrem Aus-
ſpruche vollkommen beruhigen. Wie man aber
Leopold oft mitſpielt, erhellt aus einem Artikel
des orangiſtiſchen „Lynx," den ich hier ſeinem
weſentlichen Inhalte nach mittheile. Dieſes Jour-
nal behauptete nehmlich, das Haus Coburg werde
lediglich für alle Throne in Anſpruch genommen,
die man ſonſt nicht wohl unterbringen könne,
und die Beweiſe wurden ſämmtlich, von Bel-
gien bis zu Portugal aufgezählt, aber auf eine
Weiſe, die nur zu beleidigend war. Bei dem
Allen unternahm der König Nichts wegen die-
ſes Artikels, er mochte mit jedem Unbefangenen
von ſeiner Plumpheit überzeugt ſeyn; denn der

Grund jener Unterſuchung war lediglich das Gerücht, die Prinzeſſin Victorie werde ihre Hand einem Neffen des Königs der Belgier reichen. Bis dahin hatte ſich der „Lynx“ fortwährend mit den Details der freundſchaftlichen Aufnahme beſchäftigt, die den Söhnen des Prinzen von Oranien an dem Hofe von St. James zu Theil geworden war, eine Aufnahme, die nun freilich durch jenes Gerücht um die Zukunft getäuſcht zu ſeyn ſchien.

Mit einem Worte, es fehlt der belgiſchen Oppoſitionspreſſe an Takt, Wiſſenſchaft und Studien und die perſönlichen Vexationen, die anderwärts den Angriffen höchſtens zum Relief dienen, treten hier als Hauptſache hervor. Nichts deſto weniger können ſolche Zufälligkeiten die freie Preſſe im Ganzen und Großen nicht verleiden. Auch die Regierung bedarf ihrer ſchon aus dem Grunde, weil die Geiſtlichkeit ihr als eine ſelbſtſtändige Macht entgegenſteht, die meiſtens auch ganz entgegengeſetzte Intereſſen hat. Ohne die Preßfreiheit würde ſich in Belgien niemals eine Emancipation der Ideen hoffen laſſen.

Am Tage meiner Ankunft in Brüſſel wurde die Fortſetzung der Brüſſel-Mechelner Eiſenbahn von Mecheln nach Antwerpen eröffnet. Aber der Regen goß in Strömen und rivaliſirte mit den Feierlichkeiten, die den König Leopold von der einen Seite und den Magiſtrat von Antwerpen von der andern an ihrer Spitze hatten. Ich wohnte ihnen nicht bei und lernte die Eiſenbahn zuerſt an der zweiten Barrière derſelben, in dem Dorfe Laecken kennen, wo ſie die von dem Faubourg de Schaerbeck nach Laecken führende Chauſſée quer durchkreuzt. Der Eindruck iſt hier um ſo gewaltiger, als der Convoi bereits einen tüchtigen Anſatz genommen hat und wie ein Pfeil vorüberſchießt, und zwar in der Nähe von kaum zwei Schritten, lehnt man ſich an die geſchloſſene Barrière. Die Maſchine gleicht einem mächtigen Ungethüm, mit kurzen ſtämmigen Beinen und einem unverhältnißmäßigen Oberkörper, einem Rhinozeros, das über die Erde hinwegfliegt. Das Brauſen des Dampfes im Remorqueur, wenn der Zug anſetzt, iſt wirklich wie das Schnauben eines Elephanten,

wenn er sich zur Jagd anschickt; mit einem Worte, der Eindruck, welchen die Maschine mit einem Convoi von einigen dreißig Wagen macht, ist für den, der ruhig am Wege steht und ihr entgegensieht, wenigstens ein schwindelnder. In der Allée-verte krochen Equipagen und Reiter in Galopp, während die lange schwerfällige Masse, wie Sylphide-Taglioni kaum den Erdboden mit den Rädern zu berühren schien. Es war mir nicht möglich, irgend Jemanden im Zuge zu erkennen, wie eine Windsbraut fegte er vorüber.

In der That imponirt der Anblick einer Eisenbahnfahrt weit mehr, als die Fahrt selbst. Von dem Wagen aus nimmt man die Schnelligkeit nur dann wahr, wenn man nahe am Wege befindliche Gegenstände ins Auge faßt, Fußgänger, Wagen und Pferde scheinen bewegungslos, der Schnelligkeit der Maschine gegenüber.

Uebrigens ist der Luftzug nicht so bedeutend, als man vermuthen sollte, und Brustkranke können sich gegen ihn in den geschlossenen Wagen durchaus sicher stellen. Nur nervöse Personen

können häufig nicht die Erschütterung der Maschine ertragen, die mehr, oder weniger durch den ganzen Convoi läuft; sie gleicht der Dröhnung, die wir beim Gerassel vieler Wagen empfinden und besonders werden die Kopfnerven von ihr afficirt. Aber die Vertheidiger der Eisenbahnen, die mit ängstlicher Fürsorge alle Vorzüge derselben erforschen, behaupten, daß sie der Hypochondrie, sowie allen Unterleibsbeschwerden sehr zu empfehlen seyen, und in der That, diese Bewegung ist so belebend, wie gleichmäßig, so erfrischend, wie anregend; ein Italiäner, der sie als Kur gebrauchte, aß um zwei Uhr in Antwerpen zu Mittag und um fünf Uhr in Brüssel wieder zu Mittag; er hatte es sogar durch den scharfen Luftzug bis zu Schiedammer Genever gebracht, ein Beweis, daß er nicht im Geringsten mehr am Unterleibe litt und sich sogar in Belgien acclimatisirt hat.

Viererlei Fuhrwerke: Berline, diligence, char-à-banc und waggon sind zur Auswahl für die Passagiere vorhanden; die ersteren drei sind bedeckt und ruhen auf Ressorts, der waggon

wird von Leuten geringeren Standes benutzt, die die Fahrt von Brüssel nach Antwerpen nicht billiger machen können, als für einen Franc. Im char-à-banc, dessen sich die meisten Reisenden bedienen, zahlt man zwei Francs, nach rheinischem Guldenfuß kaum sechs und funfzig Kreuzer. Dafür legt man eine Entfernung von zehn Lieues in fünf Viertelstunden zurück, den kurzen Aufenthalt auf den Zwischenstationen mitgerechnet. Der Andrang zur Eisenbahn ist ungeheuer und an einzelnen Tagen belief sich die Zahl der Passagiere auf zehntausend.

Unglücksfälle ergaben sich während meiner Anwesenheit in Brüssel häufig auf der Eisenbahn. Der gemeine Mann in Belgien ist eben so tollkühn, wie roh. Wagehälse versuchten den Sprung aus dem Wagen während der Schnellfahrt. Indem sie durch die unverhältnißmäßige Bewegung das Gleichgewicht verloren, fielen sie rückwärts zur Erde und geriethen meistens durch den heftigen Gegenstoß unter die Räder der einzelnen Wagen. Andere setzten sich quer über die Geländer zweier hinter einander befindlicher

Waggons, wie zu Pferde, bevor die Fahrt begann; der Ruck beim Beginn der Fahrt brachte sie aus dem Gleichgewicht und der Convoi fuhr über sie hinweg.

— Was mich betrifft, so halt' ich die Eisenbahnen auf dem Continente allerdings für ein Ereigniß; vielleicht können sie einen Abschnitt in der Weltgeschichte bezeichnen, wie die Buchdruckerkunst. Diese vermittelte die Ideen, jene werden das Leben vermitteln; diese belehrte die Völker über einander, jene werden sie zu einander führen. Man hat die Buchdruckerkunst durch die Censur beschränkt, wodurch wird man die Eisenbahnen beschränken? Mauth und Gensdarmerie werden hier keine Resultate gewähren, denn man müßte eine Armee von Zollbedienten und Gensdarmen errichten und diese Armee würde nur von einstweiligem Nutzen seyn, so lange das Eisenbahnnetz nicht über ganz Europa ausgebreitet ist. Die Eisenbahnen müssen die Welt erobern, da die Civilisation, die Cultur und, was das Entscheidendste ist, die Speculation und Industrie, mit einem Worte der

Materialismus und die Geldariſtokratie ihr zur Seite ſtehen. Die Regierungen ſind mißtrauiſch gegen dieſe Unternehmungen, da ſie das Ende derſelben nicht berechnen können, aber die Zeit läßt ſich nicht hemmen. Aus den kleinen Landes-Eiſenbahnen wird in den erſten zwanzig Jahren ſchon die große europäiſche Eiſenbahn hervorgehen. Binnen mehren Wochen könnte man auf einer Eiſenbahn die Erde umfahren, und eine Anſtalt, die die Welt zu einem Diminutivum machen würde, wie würde ſie die Nationalität und das Anſehen der Reiche auslöſchen! Ein Land von mehren Tagereiſen wird durch ſie zu einer Stunde Weges; Rußland, mit Eiſenbahnen durchwebt, wird uns ſo groß erſcheinen, wie der Landestheil von Heinrich Reuß dem ſieben und ſechszigſten. Fürwahr! die Eiſenbahnen machen die Welt kleiner, ſie müſſen auch die rohen Kräfte der Staaten und deter, die ſie regieren, verringern. Vielleicht ſtellen die Eiſenbahnen den ewigen Frieden eher feſt, als Kant; denn wenn man behauptet, in Kriegeszeiten werde der Feind die Eiſenbahn

vernichten, so mag man bedenken, daß solche Zerstörungen doch nur theilweise eintreten können und daß, was der Feind vernichtet, auch von dem Feinde wieder hergestellt werden kann. Was wird aber eine Kriegskunst gegen einen Feind vermögen, der eben so schnell seyn wird, wie die Kugeln, die ihn treffen sollen?

Welche Einflüsse werden die Eisenbahnen gleich auf die nächste Gegenwart geltend machen? Man fürchtet, sie werden die Revolutionen begünstigen, aber ich glaube das so wenig, wie Jener, der kürzlich in der allgemeinen Zeitung behauptete, die Lyoner Vorfälle würden im Ausbruch erstickt worden seyn, wäre Lyon von einem Eisenbahn-Netz umsponnen gewesen. Mit einer beispiellosen Schnelligkeit hätten die Verstärkungen und Hülfstruppen auf den einzelnen Eisenbahnfäden nach jenem Punkt gezogen werden können. Man könnte die bewaffnete Macht über ein ganzes Land verbreiten und sie doch im Nu, würde Allarm-Marsch geschlagen, an einem Punkte dieses Landes beisammen haben. Aber die Reformen werden allerdings durch

die Eisenbahnen begünstigt werden: schlechte Ideen werden uns freilich über Nacht zukommen, aber was vermögen schlechte Ideen auf gutem Boden; die guten Ideen, die wohlthätigen Gedanken des Jahrhunderts aber werden uns auch über Nacht zukommen, wir werden nicht von der Reform lesen, wir werden sie an der Quelle beobachten können und uns durch den Augenschein überzeugen; denn die größten Reisen lassen sich mittelst der Eisenbahnen unter dem kleinsten Kostenaufwand bewerkstelligen. Ein schneller, rascher Verkehr unter den Völkern muß dazu dienen, die Civilisation Europa's auf den Gipfel zu treiben und die Vorurtheile jeder Art abzuschleifen.

Betrachten wir nur Deutschland mit seiner großen Intelligenz in Berlin, Weimar, Dresden, München, mit seiner Intelligenz in Dörfern, Flecken, Städten und Residenzstädten, die häufig nicht über die Grenzen hinauskömmt, weil sie kein Geld zum Reisen hat, und deshalb stets nach Stubenluft aussieht. Wird diese Intelligenz nicht von den Eisenbahnen angezo-

gen werden? In Ermangelung eines allgemeinen Concentrationspunktes, wie ihn Frankreich in Paris besitzt, werden unsere deutschen Gelehrten sich durch die Eisenbahnen näher kennen lernen, sie werden, wenn sie nicht zusammen leben — denn die deutschen Gelehrten können in der That nicht zusammen leben — wenigstens zusammen kommen können, sie werden sich die Welt nicht von Berlin aus besehen und von dem Katheder, sondern in der Nähe. Freilich wird die junge Generation der Literatur in dieser Hinsicht erst zu Hoffnungen berechtigen, die alte kann die ehrwürdigen Posteinrichtungen von acht Stunden Weges in einem Tage noch immer nicht vergessen und reiset sie zufälligerweise mit dem Eilwagen, oder selbst auf der Eisenbahn, so bleibt sie doch stets mit den Gedanken daheim und erinnert sich z. B. in London daran, daß Friedrich Wilhelm allein an der Spitze der Civilisation steht.

In Belgien sind sich zwei der ersten Städte bis jetzt so nahe gerückt worden, daß eine Tour von Brüssel nach Antwerpen zu den gewöhnli-

chen Promenaden gehört. Bis zum Herbste dieses Jahres (1837) wird eine neue Straße von Brüssel nach Lüttich eröffnet werden, der sich andere Richtungen rechts und links anschließen. Belgien kann somit als der Anfangspunkt des großen europäischen Eisenbahnnetzes angesehen werden, als der eigentliche Impuls der Eisenbahn-Entrepriſen auf dem Continente. So unbedeutend dieſer Staat auch in Betreff einer Entſcheidung über das europäiſche Gleichgewicht erſcheinen mag, ſo iſt er doch, ſeiner Lage nach, für die Zukunft der Eiſenbahnen von der größten Wichtigkeit. Frankreich wird ſich ihm anſchließen und den Gegenſatz einer Eiſenbahn von Paris nach Brüſſel kann nur eine andere von Berlin nach den Rheinprovinzen bilden. Rußland wird ſich vorerſt mit ſeinen Eiſenbahnen dem Orient und Aſien zuwenden; aber auch hier wird die Nothwendigkeit bald eintreten, eine andere Eiſenbahn an die deutſche Grenze zu führen. Gewiß, die Perſpective dieſer Erfindung geht in's Unendliche! ſie iſt nur ein Vorſchritt, ein Tauſendmeilenſtiefel in der Geſchichte der Cultur und Civiliſation.

Achtes Kapitel.

Antwerpen. — Die Cathedrale. — Rubens. — Die Academie. — Quintin Messis. — Der Calvarienberg. — Die église St. Jacques. — Rubens Grabmal. — Die Citadelle.

Antwerpen iſt eben durch die Eiſenbahn in die innigſten Beziehungen zu Brüſſel gebracht. Um ſo mehr fällt es auf, wenn beide Städte eine ſo verſchiedene Phyſiognomie haben. Brüſſel erinnert an Paris und Frankreich, Antwerpen hat jenes halb mittelalterliche, halb moderne Antlitz unſerer deutſchen Reichsſtädte. Hier wird ein ſehr ſchlechtes Franzöſiſch geſprochen, viel Flamändiſch und eben ſo viel deutſch; die erſten Häuſer ſind zum Theil Deutſche. Während die Trachten, beſonders die Hauben der Weiber aus den niederen Volksklaſſen an Holland erinnern, führt der ſtarre Katholicismus, der in der ſchönen Cathedrale und den übrigen prachtvollen Kirchen das

Wort hat, den Beweis, daß wir hier in einer Hauptstadt der südlichen Niederlande sind, die nur auf einen Augenblick den Bilderſturm des Calvinismus empfand, um ſpäter wieder zu der alten feſteingewurzelten Lehre zurückzukehren. Die niederländiſche Schule muß, nach dem, was hier noch von ihr übrig geblieben iſt, in Antwerpen ihren Stapelplatz gehabt haben, der Fanatismus fand nicht Zeit und Hände genug zur Zerſtörung; in Antwerpen allein muß ſo viel gemalt worden ſeyn, als in den übrigen Niederlanden insgeſammt. Welcher Meiſter möchte auch an Quantität der Gemälde mit Rubens zu vergleichen ſeyn. Er iſt der Kotzebue unter den Malern.

Antwerpen hat einzelne recht düſtere, unheimliche Züge in ſeinem Antlitz; ich verſtehe darunter die Straßen jenes älteſten Stadttheils, die mit himmelhohen, ſchwarzbraunangeſtrichenen Häuſern beſetzt und ſo eng ſind, daß man faſt mit nach beiden Seiten ausgeſtreckten Armen ihre Breite ermeſſen kann. Dieſe Straßen erinnern an die Marais von Paris, nur ſind ſie etwas todt und die Fronte der Häuſer enthält

jene bunten gothiſchen Eigenthümlichkeiten, die man in Paris, wo alle alten Privat-Gebäude ohne architektoniſche Symmetrie ſind, vermißt. Nichts deſto weniger durchwanderte ich dieſe Straßen, die ſich um das Rathhaus ziehen und das eigentliche Fundament von Antwerpen bilden, mit vieler Theilnahme. Man fühlt ſich hier ganz der neueſten Zeit entrückt und gleichſam wie durch einen Zauberſchlag inmitten der Geſchichte einer Stadt verſetzt, die immer ein weſentliches Moment in der Weltgeſchichte bilden wird. Nichts ſtört hier den Eindruck der Vergangenheit, nicht einmal die Trachten; denn die langen ſchwarzen Tücher, bald aus Seide, bald aus gröberem Stoffe, welche die Frauenzimmer über den Kopf zu beiden Seiten des Körpers herabhängen laſſen, in der Weiſe eines Shawls, der die Zierlichkeit der Taille nicht verbirgt, ſind ſpaniſchen Urſprungs. Werden wir hier in eine trübe, melancholiſche Stimmung verſetzt, ſo hat ſie lediglich darin ihren Grund, daß es dem Gemälde an Leben fehlt, dieſer Stadttheil iſt eine wohlconſervirte Mumie geſtorbener Maje-

ſtät, ein Todtenantlitz, das noch gewaltiger aus-ſieht, als das kleine Leben ringsumher. Man gewahrt es auf den erſten Blick, daß dieſe Häu-ſer für eine große Bevölkerung eingerichtet ſind, die übrigens weniger in, als außer dem Hauſe verkehrte und deshalb ſich nicht ſehr nach Be-quemlichkeit umſehen mochte. Antwerpen iſt jetzt häuslich geworden und hat ſich gewöhnlich ein-gerichtet, aber es bedarf keiner ſechs Stockwerke hohen Häuſer mehr. Man hat ſich in die Breite ausgedehnt, aber nicht in die Höhe.

Außer in jenen Straßen, die am Quai der Schelde und am Baſſin münden, gewahrt man hier keine Regſamkeit und Bewegung. Eine große Einförmigkeit und eine ermüdende Stille ruhet auf Antwerpen. Der Fremde wird ſich hauptſächlich dadurch Unterhaltung verſchaffen müſſen, daß er die Denkmäler einer glorreichen Vergangenheit aufſucht, einer Vergangenheit, die ſelbſt den Venetianer Cavallo, der hier ſeine Vaterſtadt übertroffen ſah, mit Trauer erfüllte. Antwerpen iſt eine gefallene Krone, ein zerbro-

chener Scepter, aber die Insignien der Majestät sind nicht verwittert.

Der Dom ist wahrhaft imposant. Die Masse ist hier offenbar von der Anmuth besiegt. Das ist das rechte Wort für den Styl dieser Kathedrale, die nicht so geziert, wie das Rathhaus in Löwen und nicht so gewaltig, wie der Cölner Dom erscheint, aber doch schöner, als jenes und eben so erhaben, wie dieser, ich möchte sagen, harmonischer, wenn auch weniger colossal und titanenartig. Bei dem Cölner Dom werden wir vielleicht nur deshalb an den himmelanstrebenden Charakter erinnert, weil er nicht vollendet ist. Die Antwerpener Cathedrale ist abgeschlossener und sieht vielleicht eben deshalb demüthiger aus, als jener, der seine Grenze erst in den Wolken zu suchen scheint. Die Perspectiven des Doms sind vortrefflich; wohin man sich auch wendet, ob man den Blick in die Länge, oder quer durch das Haupt- und die Nebenschiffe lenkt, sie wird überraschen. Das Innere ist eben so wenig überladen, wie das Aeußere, wir finden hier nicht jene Anhäufung von Neben-

Altären und den großartigen Charakter lähmenden Zierrathen, wie sie in den katholischen Kirchen, und besonders in denen Antwerpens so häufig sind. Eine im Jahre 1533 im Innern ausgebrochene Feuersbrunst mag dazu beigetragen haben, viele kleinliche Détails zu beseitigen, beinahe sieben und funfzig Altäre, sowie alles Holzwerk wurden von den Flammen verzehrt.

Das Altarblatt ist von Rubens und freilich ganz in dem grandiosen, kräftigen Style dieses Meisters, aber auch in seiner Prosa gehalten. Rubens trägt das Gepräge seiner Zeit, die von Materialismus überfloß, wir werden in seinen Gemälden stets mehr sinnlichen Grundton, als tiefe Motive finden. Seine Maria sieht in der That ganz so aus, als ob es ihr hier unten recht gut gefiele. Warum fährt sie gen Himmel? Die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen tritt hier sehr wenig hervor; Maria wird es höchstens einige Wochen dort oben aushalten, es ist ein tour de plaisir, umsonst ist sie auf Erden nicht so dick geworden.

In der Kreuzesabnahme, die sich zu ei-

nem weltberühmten Ansehen erhob, hat sich Rubens freilich von sich selbst emancipirt und den Ausdruck durchgeistigt und veredelt, indem er den Italienern nachstrebte. Hier ist Alles grandios, aber doch tief empfunden, aus diesem Gemälde spricht ein Zug, den Rubens zufällig nicht kennen mochte, der Seelenschmerz. Die Verklärung aber fehlt: Rubens, dessen Fleisch und Blut im Allgemeinen aus den Niederlanden ist, hat sich in diesem Bilde zu Titian erhoben, aber nicht zu Raphael, der ein „stabat mater“ malte, mit dem Schmerze der Mutter am Fuße des Kreuzes und dem Triumphe der himmlischen Heerschaaren über demselben. Gewiß wird der Maler unter allen Künstlern zumeist die Eindrücke seiner Zeit empfinden und der Verhältnisse, in welchen er lebte. Der kaiserliche Rath läuft unserm Meister immer zwischen die Beine, seine Umgebung ist so glücklich und von so gesundem, von Wohlleben strotzendem Aussehen, daß er sich nie von ihr emancipiren kann. Will er uns die versöhnende Perspective am Kreuze zeigen, so sind es immer die

Geſichter jener guten Leute ſeiner Sippſchaft, die alle ſehr glücklich und reich ſeyn mochten; will er uns den Schmerz enthüllen, ſo iſt es der des Augenblicks, das äußere, nicht das innere Moment. Rubens las nie in der Seele, er malte die Leidenſchaft, aber nicht den Gott in ihr, die tieferen Beziehungen der Kunſt waren ihm fremd.

An die Dominikaner-Kirche lehnt ſich ein mächtiger Calvarienberg, mit einem großen Theil des Heiligen-Kalenders, in groben Thon gearbeitet. Nicht einmal das Fegefeuer fehlt, und Chriſtus liegt angeputzt mit dem Todtenhemde im Grabe, während jene Heiligen en haie auf dem Wege dahin aufgeſtellt ſind. Man ſcheint der Wahrheit ängſtlich nachgeſtrebt zu haben; denn der Berg iſt faſt ſo hoch, wie die Kirche. Ein paar Kaufleute, der Eine aus Hamburg, der Andere aus Lübeck, waren meine Begleiter zu dieſem Heiligthume. Beide waren gute, handfeſte Proteſtanten und konnten ſich nicht genug über die „Dummheiten" wundern. Während aber der Eine nur ganz ängſtlich und mir in's

Ohr flüſternd ſeine Aufklärung an den Tag legte, hatte der Andere die Kühnheit, ſeinen Spazierſtock durch das Gitter des heiligen Grabes zu ſtecken und unſerm Herrn Jeſus Chriſtus auf die Naſe zu tupfen, um zu erfahren, ob die Figur von Stein, oder von Wachs ſey. In dem letzteren Falle würde die Naſe rettungslos verloren geweſen ſeyn; jetzt aber hatte dieſe Procedur keine andere Folge, als daß ein inbrünſtig Betender an der andern Seite des heiligen Grabes verſtört aufſprang und meinen Hamburger ziemlich unſanft anraunte: „Monsieur, vous vous trouvez ici à un lieu de respect!“ Der Hamburger, der kein franzöſiſch verſtand, ſtotterte eine Entſchuldigung hervor, daß er nur die Maſſe habe unterſuchen wollen. Der Antwerpener verſtand Meſſe: „Vous voulez entendre dire la messe?“ Ich intervenirte ſchnell; denn ich fürchtete in der That einen Eclat: „Monsieur est Allemand. „Oui, Allemand ergänzte der ängſtliche Lübecker, der ſchon ein Auto da fé fürchtete. Der Antwerpener kreuzigte ſich und murmelte Etwas von einem hérétique, ich aber er-

griff meinen Hamburger kurz und gut bei dem Arm, indem ich zu dem Andächtigen die Worte ſprach, die der Hamburger nicht verſtand: „Monsieur! excusez la bétise d'un pauvre hérétique.“ Mittlerweile war der ſo freventlich Geſtörte ſchon wieder in die Abbetung ſeines Roſenkranzes von Neuem verſunken und wir fanden Gelegenheit, aus dem Fegefeuer, das noch vor dem heiligen Grabe lag und wohin wir uns bedächtig zurückgezogen hatten, zu entſchlüpfen. Dieſer Vorfall mag die Tölpelei des deutſchen Proteſtantismus beweiſen. Der Katholik wird eine proteſtantiſche Kirche meiden, aber wir ſind ſo aufgeklärt, daß wir uns in den katholiſchen Kirchen sans gêne benehmen, als wären wir zu Hauſe. Ich bin erſtaunt über die Langmuth, mit welcher man in den Antwerpener Kirchen die Neugier der Fremden gewähren läßt, die, unbekümmert um den Gottesdienſt, Alles betaſtet und beſchauet, inmitten kirchlicher Feierlichkeiten Hochaltäre und Kanzeln erklimmt und oft ſo laut über die Kunſt der Kirche discutirt, daß der das Amt verſehende Geiſtliche den Geiſt der Kirche

auf die unangenehmſte Weiſe behelligt ſehen muß. Aber man läßt ſie ruhig hin und her wandern, und betet ſo innig und andachtverſunken, als ſey nirgends eine Störung vorhanden.

In der égliso St. Jacques befindet ſich in der Capelle hinter dem Chor Rubens Grabmal. Ueber demſelben iſt ein Gemälde von ihm ſelbſt, mit vielen Portraits ſeiner Familie. Rubens hat ſich hier in das Coſtume des heiligen Georg geworfen, abet ſein Vater, der ihm — wenn ich nicht irre — über die Schultern ſchaut, ſtört den Eindruck dieſes Bildes durch ſeine derben, man möchte ſagen branntweingerötheten Züge. Dieſer Kopf würde ſich in einet Dorfſchenke von Teniers ſehr gut ausnehmen, aber in die Umgebung eines heiligen Georg paßt er nicht.

Die ſtädtiſche Gemäldeſammlung oder Akademie befindet ſich in der ehemaligen Franciskanerkirche. Sie iſt vortrefflich zu dieſem Zwecke eingerichtet, indem das Licht von oben hineinfällt. Als rein ſtädtiſches Inſtitut, da hier nur Bilder Antwerpener Künſtler aufgeſtellt ſind, verdient ſie um ſo mehr Berückſichtigung.

Die Grablegung Chriſti von Quintin Meſſis wird als das vorzüglichſte Stück der Sammlung gerühmt. Ich will ſie gern für das Gemälde eines Meiſters gelten laſſen, aber die grelle Leichenfarbe widerte mich an. Es iſt Alles ſo platt natürlich gehalten, daß man wiederum der italieniſchen Schule, die in die Färbung des Todes doch ſchon die Auferſtehung zu legen wußte, den Vorzug geben muß. Der Leichnam des Erlöſers nimmt den größten Theil des Vordergrundes ein, während der Schmerz und die Hoffnung zu ſehr in den Hintergrund gruppirt ſind. Der Ausdruck jener Perſonen, die den Todten umgeben, iſt vortrefflich, aber der Todte iſt die Hauptperſon des Gemäldes, das Göttliche fehlt hier.

Rubens begegnet uns in Antwerpen allenthalben; außer den Gemälden, die die Kirchen von ihm beſitzen, bewahrt die ſtädtiſche Gemäldeſammlung 18 Bilder von ihm. Er arbeitete raſch und neben der Inſpiration auch für Geld und nach beliebigen Aufträgen. Vieles, was ſeinen Namen führt, mag von ſeinen Schülern

herrühren, Anderem, von ihm selbst, sieht man das Handwerk an. Unter den Rubensschen Bildern der Akademie erregte der Erlöser am Kreuze, derselbe dem ungläubigen Thomas die Wundenmale zeigend und la belle oreille, das bekannte Portrait des Bürgermeisters Rockox von Antwerpen, am meisten mein Interesse.

Die Citadelle hat in jüngster Zeit Antwerpen einiges neue Interesse gegeben zu dem alten. So frischt man die Geschichte auf; es war eine Belagerung auf Leben und Tod und zur militairischen Kurzweil. Nachdem man neunzehn Tage hin und her geschossen und der grüne Rasen der inneren Festungswerke sattsam blutgeröthet war, schloß man mit gegenseitigen Complimenten über die schöne Vertheidigung und die Taktik der Belagerer. In den holländischen Kirchen war während der blutigen Ereignisse fortwährend für den glücklichen Ausgang dieses Kampfes für Gott, König und Vaterland gebetet worden, obwohl man fest überzeugt seyn mußte, daß die Citadelle sich nicht über vier

Wochen halten würde; aber das große Schauspiel mußte mit allem Effect in Scene gesetzt werden. Und wie gespannt waren damals die friedlichen Zeitungsleser, die alle Bomben und Haubitzen der Holländer und Franzosen mit gierigen Augen verfolgten, auf eine glänzende Katastrophe, man vergab es Chassé kaum, daß er den Zuschauern von nah und fern die Freude durch eine Capitulation verdarb und sich nicht mit ein paar tausend Menschen in die Luft sprengte. Es wäre zu schön gewesen, hätte Holland seinen Zrinÿ erhalten.

Die Citadelle ist sehr einfach angelegt: ein nicht erhöheter großer freier Platz mit Mauern und Wällen und Gräben schien sie mir kaum außergewöhnlich fest; aber wenn das Innere mit blindirten Batterieen angefüllt ist, mag diese Fortification leicht ein anderes Ansehen erhalten. Unser Führer behauptete, daß fortwährend wenigstens zehn Kugeln, größeren und leichteren Calibers in der Luft zu sehen gewesen wären, und ich war sehr froh, mir jene blutigen Spielereien an Ort und Stelle in allem Frieden er-

zählen lassen zu können. Es war so still und lautlos in der Citadelle, wie auf einem Friedhofe und die lauten Explicationen des Führers, der die Belagerung in der Citadelle mit durchlebt hatte, tönten allein von den Wällen herab.

Neuntes Kapitel.

Miſtres Trollope und ihr „Belgien und Weſtdeutſchland im Jahre 1833.“ — Feier der Septembertage in Brüſſel.

Miſtres Trollope hat durch ihre „häuslichen Sitten der Amerikaner“ ſich einige Anſprüche auf Beachtung erworben. Ihres Namens wegen war man in Brüſſel ſehr ungehalten über ihr „Belgien“ das den Eingang des Buches „Belgien und Weſtdeutſchland im Jahre 1833“ bildet; es ſey Alles unwahr, was ſie über belgiſche Zuſtände geſchrieben habe. Das machte mich auf die Schrift aufmerkſam, und was mich betrifft, ich fand mehr Ergötzliches in dem Buche, als Dinge, die mich hätten erzürnen können, ſelbſt wenn ich enragirter Belgier geweſen wäre.

Miſtres Trollope hat auf ihren vielen Hin- und Herzügen den engliſchen Charakter ganz ab-

gestreift, sie schreibt ohne Nationalstolz und Selbstgefühl wie ein Dragoner, wenn sie witzig, und wie eine Kammerjungfer, wenn sie ernst ist. Von einem angesehenen Curiositäten-Liebhaber in Brüssel behauptet sie, seine Leidenschaft würde ihn zum „Schinderhannes" gemacht haben, wär' er nicht so reich, während sie einem niederländischen Bauer auf dem Schlachtfelde von Waterloo, in Bezug Wellingtons, die Frage in den Mund legt: „wird er in England nicht angebetet?" Ich meine, wenn der Bauer, der Well'ngton anbetete, jenen Curiositäten-Liebhaber — er heißt Robyns — mit „Schinderhannes" verglichen und Mistres Trollope dagegen Wellington „angebetet" hätte, so würde das weit natürlicher gelautet haben. Wer die niederländischen Bauern kennt, wird wissen, daß sie nur vor einem Heiligenbilde knieen, aber Mistres Trollope verbirgt sich aus lauter Hingebung an den Torysmus in jenen Bauern, sie will Wellington ein Compliment machen und kann auf dem Schlachtfelde von Waterloo keine andere Person für ihre Worte finden. Es klingt,

wie wenn Kotzebue einen Ritter ſprechen läßt. Und warum macht Miſtreß Trollope dem Sieger von Waterloo dies Compliment? Sie will ihn wegen der zerbrochenen Fenſter von Aſpley-Houſe tröſten und jammert über Wellington und den Bauern: „ich möchte nicht dieſem ehrlichen Burſchen in ſeiner blauen Blouſe erzählen müſſen, was er ſehen würde, wenn er die Wohnung des Helden von Waterloo erblickte.“

Ich meine, die Belgier können ſich wegen der Ausſprüche der Miſtreß über den neuen Staat tröſten; denn man ſieht es ihnen an, ſie ſind nicht vom Herzen gekommen. Aber mir fiel es bei einer Engländerin auf, daß ſie aus der Noth eine Tugend gemacht hat, daß ſie Milchbrei ſchreibt und keine Principien. Hätte Amalie Schoppe, geborne Weiſe, ſo viel Hingebung und Anbetung, ſo viel Demuth gegen den europäiſchen Ariſtokratismus an den Tag gelegt, ſo würde ich das ganz natürlich gefunden haben: unſere deutſchen Schriftſtellerinnen ſind zum Theil wenigſtens pauvres honteuses erſten Ranges, ſie müſſen gleich an eine Dedi-

cation denken, aber eine Engländerin, wenn die auf die Unterſtützung ihrer Gönner hinſchreibt, ſo iſt das in der That ein Ereigniß! Zudem iſt mir der Torysmus im engliſchen Parlamente immer ſehr ſtolz und kräftig erſchienen; aber Miſtres Trollope läßt ihn ſo mild und zimperlich wie eine Säugamme ſprechen. Hören wir ſie nur: „auch will ich bekennen, daß nach meinem Geſchmack durch den Freiheitsbaum, wie das Symbol der Anarchie genannt wird, welcher wie „ein langer Eiſenfreſſer“ (hier wird ſie wieder witzig) vor den Fenſtern des königlichen Palaſtes ſich erhebt, die Umgebung keineswegs anſprechender wird. Seine Zweige verwelken jedoch, und es ſchien, als ſey der Saft in's Stocken gerathen. Wenn ich wiederkomme, ſehe ich vielleicht eine königliche Statue auf dieſem Platze errichtet.“ Eine königliche Statue! Weſſen Statue? Von Leopold behauptet ſie, er werde von ſeinem Volke nicht geliebt. Wird vielleicht der Saft der Volksliebe zu dem König in dem Grade Zufluß erhalten, als der Saft des Freiheitsbaumes vertrocknet? Miſtres

Trollope faſelt, als hätte ſie Clauren geleſen. Es iſt unbegreiflich bei einer Engländerin.

Indeß hat man über jenen Ausſpruch rückſichtlich Leopolds nicht viel Aufhebens gemacht, die Majorität des Volks iſt voll Hingebung an den König und kümmert ſich wenig darum, welchen Maßſtab ein Fremder an dieſe Hingebung legt. Wenn aber Miſtres Trollope behauptet, König Wilhelm herrſche in der Mehrzahl aller Herzen, ſo hat man darin ſchon mehr Grund zum Aerger und Groll gefunden, weil hier aus der heftigſten Antipathie des belgiſchen Volks eine Sympathie deſſelben gemacht wird. Einmal war König Wilhelm Proteſtant, und dann förderte er die Aufklärung — auf die ſeine Anhänger pochen — nicht ihrer ſelbſt, ſondern ſeinetwegen. So ſagen wenigſtens die Belgier. In den Herzen der Mehrzahl kann er deshalb nie herrſchen, wohl aber in den Geldſäcken der Minorität. Miſtres Trollope will jene Herzen, in welchen König Wilhelm lebt, nun gar bei den „Anhängern aller Partheien" gefunden haben. Das iſt eine contradictio in adjecto; al-

lein die Dame ſchreibt, wie es ihr in die Feder fließt.

So leſen wir auch: „In Geſellſchaften hörte ich mehr als einmal, daß, wenn König Wilhelm ein Katholik, oder ein weniger bigotter Proteſtant (dieſes iſt der gewöhnliche Ausdruck) die Trennung von Holland nie erfolgt ſey.“ Damit iſt Alles, und doch nichts geſagt. Belgien und Holland haben einestheils getheilte Intereſſen, dort iſt Grundbeſitz, hier Seehandel. Zwei Länder, mit ſo verſchiedenartigen Elementen und einem Budget, werden ſich nie vertragen. Zwar wandte König Wilhelm Alles an, um den belgiſchen Fabriken einen Ausweg nach den holländiſchen Colonieen zu eröffnen; aber die niederländiſchen Fabrikate ſind von ſo trefflicher Art, daß ſie ſich für dieſen Abfluß ſchon Erſatz verſchaffen werden. Belgien verlor jedenfalls weniger an Holland, als Holland an Belgien. Und dann was heißt es: „Belgien würde nie von Holland getrennt worden ſeyn, wäre Wilhelm Katholik geweſen?“ Daß er es nicht war, daß er es als Holländer nicht ſeyn konnte, war freilich das größte Hinderniß ge-

gen die Fortdauer der Vereinigung; denn der Calvinismus des Königs und der holländischen Nation stellte Belgien, den größeren Staat, eben in eine subordinirte Position zu Holland, dem kleineren Staate. Wäre Wilhelm mit Leib und Seele Katholik gewesen, so würde das Verhältniß gerade umgekehrt gewesen seyn. Die Zustände aber, die durch die Regierung Wilhelms in Belgien hervorgerufen wurden, schienen den Belgiern eine Despotie, denn an das Uebergewicht des Calvinismus knüpften sich andere Folgen, ich führe hier nur die Einführung der holländischen Sprache als Geschäftssprache an. Niemand in Belgien versteht holländisch, und doch mußte selbst in den Gerichten holländisch plaidirt werden. Das gab zu großen Verwirrungen und zu noch größerem Hasse Veranlassung; denn die holländischen Behörden gingen dabei ziemlich taktlos zu Werke. So erzählte mir Herr Dr. Somerhausen, ein Deutscher und geschworner Uebersetzer, daß Advocaten in Brüssel sich von ihm ein Plaidoyer in holländischer Sprache hätten verfertigen lassen, um

es dann auswendig zu lernen. Die im Gerichte vorſitzenden Holländer aber waren nicht ſelten mit Querfragen eingeſchritten, wodurch denn die größten Verlegenheiten für jene herbeigeführt worden ſeyen. Wäre Wilhelm Katholik geweſen, oder gar Belgier, ſo würden alle dieſe Mißverhältniſſe, in Betreff Belgiens, freilich weggefallen ſeyn; aber es würden ſich andere, in Betreff Hollands, aus der Begünſtigung Belgiens ergeben haben. Wilhelm konnte nur König von Holland, oder Belgien ſeyn, denn das Königreich der Niederlande war eine künſtliche Zuſammenſtellung, die nie zu einer Verſchmelzung der Ideen führen konnte.

Miſtres Trollope citirt die „Partheien," die „Geſellſchaften," die „Cirkel," um ihrer Parthei etwas Angenehmes zu ſagen, aber ſie hat keine Logik. Oder wäre etwa in folgender Stelle eine ſolche? „Selbſt diejenigen, die mit den Erfolgen der Revolution durchaus zufrieden ſind, ſprechen im Allgemeinen über die jetzige Lage der Dinge keineswegs in einem Tone, welcher deren längere Fortdauer verbürgt — „für

den Augenblick wird es gehen" dieſes war die Phraſe, die ich mit kleinen Veränderungen in vielen Cirkeln hörte. Wird jedoch der König Leopold katholiſch, und fällt es Frankreich nicht ein, ſeine „drei unſterblichen Tage" zu wiederholen, ſo möchte es wohl noch längere Zeit gehen." —

Die Belgier haben in der That keine Urſache, Miſtres Trollope zu zürnen, ſie hat weit zarter und dünner gegen die belgiſche Revolution geſchrieben, als die eifrigſten Anhänger derſelben kräftig und geſcheidt dafür ſchreiben konnten. Solche Dinge widerlegen ſich ſelbſt. Nur Eins wundert mich, nämlich, daß ein deutſcher Buchhändler dieſe oberflächlichen Reiſenotizen, die den Zuſtand Belgiens mit zwei Worten ſchildern, während ſie oft über die gleichgültigſten Dinge, z. B. Gaſſenbuben und rauchende Studenten, ganze Seiten verſchwenden, daß ein deutſcher Buchhändler das „Belgien und Weſtdeutſchland" der Miſtres Trollope hat überſetzen laſſen. Wen danach gelüſtete, zu erfahren, mit welchen Augen dieſe Engländerin Bel-

gien und Deutſchland anſah, der wird auch engliſch leſen können; von allgemeinem deutſchen Intereſſe ſind ihre Bemerkungen wahrhaftig nicht.

Ich las die Kreuz- und Queerzüge der Miſtres Trollope kurz vor den Septemberfeſten, (den belgiſchen Revolutionstagen.) Wenn man den Zuſtand der öffentlichen Meinung, in Betreff der Umgeſtaltung der Dinge, nach dieſer Feier beurtheilen wollte, ſo möchte man vielleicht geneigt ſeyn, ihm einen minder hohen Wärmegrad zuzugeſtehen. Aber ſolche Feſte ſind vom Staate angeordnet und die an ihnen Theil nehmen, betrachten dieſe Theilnahme meiſtens als eine Amtsſache. Die Miniſter, die Militairbehörden, die Dykaſterien, die hier die Regierung repräſentiren, können ſich kaum von Enthuſiasmus angetrieben fühlen, da ſie meiſtens außer dem Volke ſtehen und auch über demſelben. Das Letztere aber bewegt ſich bei ſolchen Feſten in beſtimmten, durch Programme vorgeſchriebenen Kreiſen, man weiß nicht, ob man ſeine Freude in den Vergnügungen jener Feſte, oder in den Erinnerungen an die Vergangenheit

und den Hoffnungen der Zukunft ſuchen ſoll. Daß die Septemberfeſte eben ſo ruhig und heiter gefeiert werden, bürgt mir am meiſten für die Zufriedenheit des Volks. Die große Meſſe in der église St. Gudule vereinte am erſten Tage der Feier, von Amtswegen, viele Neugierige, aber auch viele, die in innigern Beziehungen zu dem großen Katafalk mit den Namen der Gebliebenen und zu dem Requiem Cherubini's ſtanden. Wittwen und Waiſen lagen knieend im tiefen, heißen Gebete am Fuße des zum Hauptaltare führenden Chores und tauſend andächtige Mienen um mich her bezeugten es, daß das Andenken der Septembertage tiefe Wurzeln in dem Herzen des belgiſchen Volks geſchlagen habe.

Zehntes Kapitel.

Fahrt von Brüssel über Valenciennes nach Paris. — Reisegesellschaft. — Umsturz der Diligence. — Ankunft in Paris.

Eine Reise in den französischen und belgischen Diligencen ist nicht nur lebensgefährlich, sondern auch höchst unbequem. Die Wohlfeilheit wird durch diese beiden Umstände überwogen. Wird man nicht umgeworfen, so muß man sich doch darauf gefaßt machen, irgend eine Dame mit zwei Kindern unter vier Jahren für eine Person gelten zu lassen; denn sie hat nur einen Platz belegt und steigt deshalb vor der Stadt ein. Der Conducteur ruft hier plötzlich halt! steigt ab, öffnet den Kutschschlag und wundert sich, daß die Mutter ihre beiden Kinder nicht auf der Landstraße läßt. Er sagt auch wohl: „Madame, vous n'avez pris qu'une

place! — Oui Monsieur — antwortet ſie — une place suffit pour moi et mes enfants. Eine ſchöne Geſchichte, dachte ich, als die vor der porte d'Anderlecht Hinzugekommene bei dieſen Worten ohne Umſtände den einzigen unbeſetzten Platz neben mir einnahm, Henri und Marie auf ihren Schoß placirend. Der Conducteur brummte ein „c'est drôle!“ ſchlug den Kutſchſchlag zu, ſtieg oben in das Cabriolet und wir fuhren weiter. Henri ſiedelte bald auf mein rechtes Bein über, ich ſchob ihn auf Nr. 6 zurück. Ah Monsieur, pardon! — intervenirte die Mutter — nous avons assez de place; Henri prenez garde, vous incommodez Monsieur. Henri wehrte die Mutter ab und rückte von Neuem vor, Mariechen drängte ſich an den Kutſchſchlag; hier ſchrieen die Paſſagiere über Henri, dort ſchrie die Mutter über Mariechen, das aus dem Wagen zu fallen drohte. Bis Mons mußte ich, trotz dem, daß ich nicht ſehr zuvorkommend und höflich war, Nr. 4 und mein rechtes Bein mit Henri theilen, indem die Mutter fortwährend betheuerte, daß ſie genug Platz

habe und mich ein über das andere Mal verſicherte, daß Henri ſehr ungezogen ſey. Von Mons nach Valenciennes waren wir nur zu drei in der Interieure, die abgerechnet, welchen dann und wann, von Dorf zu Dorf, von dem gefälligen Conducteur ein Platz neben uns eingeräumt wurde. In Valenciennes wurde Mittag gemacht und ich dinirte ſehr ſchlecht, jedoch nach Pariſer Preiſen; denn Valenciennes war die erſte Stadt in Frankreich, wo die Diligence pauſirte. Mein preußiſcher Paß wurde hier mit einem franzöſiſchen Interimspaß vertauſcht, den ich mir ſelbſt von der Mairie holen mußte. Der Maire verſtand kein Deutſch; ich mußte alſo meine inneren Qualitäten ſelbſt ſignaliſiren. Da er aber auch keine Geographie verſtand und doch wiſſen wollte, wo Bremen zu Hauſe wäre, ſo fragte er ziemlich hingeworfen, aber doch halb bejahend: „Brême, Brême c'est une ville de Prusse?“ — So weit haben wir Deutſchen es gebracht, daß die Franzoſen nur noch den Preußen in uns anerkennen. Pardon! Monsieur, Brême est une ville anseatique. — Ah! une

ville libre. — Oui, oui, une ville libre et anseatique en Allemagne. Nachdem ich dem Maire solchergestalt eine geographische Lection ertheilt hatte, eilte ich zum Gasthofe zurück. Alle Plätze der Interieure waren wieder besetzt: ein hausirender Italiäner saß zwischen den beiden alten Damen mir gegenüber, und eine Dienstmagd aus Valenciennes nahm nebst einem kleinen buckligen Schneider zwei Vordersitze ein. Mir blieb Nr. 4, der Eckplatz. Rasch ging es weiter. Der Schneider war, wie alle Schneider in Frankreich, ein Republikaner; er sprach deshalb viel und benahm sich seinen Principien angemessen, sans gêne, indem er sich alle Viertelstunden mir vorüber aus dem Kutschfenster lehnte, um die Gegend zu betrachten, zu beschreiben und mir zu sagen, daß jener Fluß, an dem wir hinfuhren, die Schelde und wieder die Schelde sey. Den Eindruck zu vervollständigen, hatte er, ehe er in die Diligence stieg, ein tüchtiges Mittagsmahl Knoblauch zu sich genommen; somit kam es, daß ich die Worte nicht hörte, sondern nur roch; alle meine Sinne

schienen sich in der Nase concentrirt zu haben. Knoblauch von sechs Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens aus erster Quelle zu riechen, ist ein halber Tod, ja ich glaube, Ludwig Philipp, dem der Schneider Haß geschworen hatte, würde in seiner Gesellschaft vielleicht am ersten unterlegen seyn. Allein so weit sollte es nicht kommen; jenseits Peronne, früh Morgens, als Alles neben einander schnarchte, schlummerte und nickte, warf die Diligence um. Der gewaltige Koloß war so überladen worden, daß er das Gleichgewicht, bei einer Abbiegung von der Chaussée in den Sand, verlor und sich ganz allmälig, aber so rettungslos zur Erde legte, daß das rechte Seitenfenster über unsere Köpfe kam. Man kann sich die Verwirrung in unserer Interieure leicht vorstellen, wenn man den Inhalt derselben erwägt und etwas Einbildungskraft besitzt. Sechs Menschen auf sechs Plätzen, unter diesen drei Frauenzimmer, ein Schneider und ich, der ich das Umwerfen der Postwagen nur aus Erzählungen und Zeitungs-Nachrichten kannte; es war ein entsetzlicher Spektakel. Wo

liegen wir? Das war mein erſter Gedanke. Vielleicht an einem Abgrunde. Die Pferde ſtanden ſtill, ich glaube, ſie konnten bei dem beſten Willen nicht weiter, und ich verſuchte durch das Fenſter über uns einem pêle-mêle zu entkommen, das jenem Gewirre von Käſemaden in dem Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop des Herrn Döbler glich; Alles ballte ſich und kroch durcheinander: der Schneider neben mir, war durch den Stoß auf die Magd zur äußerſten Linken geworfen, der Italiäner lag zwiſchen den beiden Damen, alle fünf bildeten einen Knäuel, aus welchem nur Hände und Füße hervorragten, deſſen Verſchlingung und Verknotung aber nicht aufzufinden war, da Jeder den Anderen abhielt, ſich zu erheben und auf den Leibern ſeiner Unglücksgefährten feſten Fuß zu faſſen. Ich allein, der ich glücklicherweiſe einen Platz an der dem Falle entgegengeſetzten Seite behauptete und ſofort die Seitenquaſte ergriffen hatte, war der allgemeinen Verwirrung entgangen und ſchwang mich ziemlich feſten Fußes von dem Buckel des zu Boden liegenden Schneiders, der wie ein ret-

tendes Eiland aus dem Tohubohu unter mir emporragte, in das Filet des Wagens, das jetzt auf die Seite gekommen war, solches als Strickleiter benutzend, um durch das über mir befindliche Kutschfenster zu einer ruhigeren Betrachtung der Dinge zu gelangen. Allein das Filet, in welchem auch der Hut des Schneiders lag, riß, ich stürzte wieder auf die am Boden Liegenden herab und zog jenen Hut mit in die allgemeine Verwirrung. „Monsieur, mon chapeau, prenez garde! der Schneider hatte so viel Bewußtseyn behalten, daß er das Unglück seines Hutes, der nun bereits meinen Füßen unterlag, wahrnahm, die Verzweiflung gab ihm mehr Kräfte als sonst Schneider besitzen, er bot mir seine beiden ziemlich breiten Hände zum Fußschemel an und schob mich zugleich in die Höhe, so daß ich nun durch das Kutschfenster auf die Außenseite gelangte. In demselben Augenblick öffnete auch der Conducteur den Wagen und befreiete die übrigen. Alle waren hie und da etwas blau und blutrünstig, allein außer diesen kleinen Contusionen bot die Interieure

der Diligence keine Schreckniſſe dar. Schlimmer ſah es oben im Cabriolet aus. Hier gab es zerbrochene Schlüſſelbeine und Armverrenkungen; denn der Sturz von ſolcher Höhe und ohne Anhalt mochte der nachdrücklichſte, geweſen ſeyn. Man holte den Dorfwundarzt, oder wenigſtens etwas Aehnliches, und dieſer, nachdem er alle Paſſagiere — ſogar auch mich, der ich betheuerte, nicht nur mit dem Leben, ſondern auch ohne den kleinſten Schaden davon gekommen zu ſeyn — mit Gewalt und auf ſeine Amtspflicht viſitirt hatte, erklärte ſich dahin, daß drei der Paſſagiere unfähig ſeyen, nach Paris zu reiſen. Das mußte für die Unglücklichen ein fataler Strich durch die Rechnung ſeyn; was kann es Widerwärtigeres geben, als in der Nähe von Paris mit einem zerbrochenen Schlüſſelbeine einem Dorfwundarzt in die Hände zu fallen und im beſten Falle die Ausſicht zu erhalten, vierzehn Tage ſpäter, als man ſich vorgenommen hat, in der Hauptſtadt einzutreffen! Uebrigens mußte die Entrepriſe von Laffitte, Caillard und Compagnie die Heilungskoſten tragen.

Der Diligence wieder auf die Räder zu helfen, war nun der zweite Schritt nach diesem Vorfall. Sie war oben so bepackt, daß man natürlich das über Passagier- und Frachtgüter ausgespannte Leder lösen und alle Effecten herabnehmen mußte. Bei dieser Gelegenheit ergaben sich noch einige zerbrochene Kisten und Koffer und meine beiden Französinnen vis à vis hatten nun erst Ursache, in Verzweiflung zu gerathen: der Einen war der Hut zerdrückt, die Andere beweinte eine Kiste mit geschliffenen Glassachen. Dieser Schmerz überstieg den über die Verwundeten. Selbst der Schneider, der seine Kleider wieder hergestellt hatte, assistirte auf eine galante Weise den Damen in ihrem Jammer, und ergriff die Gelegenheit, auf seinen chapeau anzuspielen, der leider das Opfer meiner Verwegenheit geworden war, die das Filet des Wagens als Strickleiter benutzt hatte. Ich tröstete ihn mit der Aussicht auf die neueste Mode von Paris, eine Tröstung, der ein Fünffrankenstück den besten Nachdruck gab.

Nach dreistündiger Arbeit, an welcher alle

Paſſagiere, mit Ausnahme des republicaniſchen Schneiders, der nur an den procès verbal über dieſen Vorfall dachte, participirten, war der Wagen wieder flott gemacht: wir konnten weiter fahren. Der Conducteur unterſuchte noch zum Ueberfluß die Räder und verſicherte uns, die Achſe an dem zumeiſt beſchädigten Rade werde ſchon bis Paris halten. Großer Gott! ich wollte Gewißheit und eine Garantie, daß wir mit heiler Haut zum Ziele kommen würden, widrigenfalls ſchlug ich den Damen vor, auf gemeinſchaftliche Koſten Extra-Poſt zu nehmen. Indeß man fand das viel zu theuer, zweimal an einem Tage würde man doch nicht umgeworfen werden. So ging denn die Reiſe weiter. Ludwig Philipp war wahrſcheinlich durch den Umſturz des Wagens gerettet; denn ſein ärgſter Feind, der Schneider, war ſo lautlos und gedankenvertieft geworden, daß er auf meine Bemerkung, das pêle-mêle in der Interieure ſey ein Vorgeſchmack der Republik geweſen, nur mit einem „Vous avez raison!“ antworten konnte. Vielleicht begünſtigt die franzöſiſche Re-

gierung dieſe halsbrechenden Fahrten, um die Leute durch kleine Gefahren von großen abzuſchrecken. Wer weiß, was mein Schneider gethan, hätte er ſich nicht vor allen Dingen einen neuen Hut in Paris kaufen müſſen.

Wir gelangten daſelbſt, ſtatt um zwei Uhr Mittags, um ſechs Uhr Abends an.

An der Barrière de la Villette ſchallte uns Paris entgegen, nachdem wir bereits lange vorher jene Anzeichen wahrgenommen hatten, die ſtets einer großen Stadt vorangehen und die bereits Einiges von ihrem Weſen auf der Landſtraße ausplaudern. Mehre Stunden im Umkreiſe von Paris regt und bewegt ſich ſchon Alles in raſtloſer Thätigkeit, die Induſtrie hat ſich bis hieher ausgebreitet, die Läden und Ausſtellungen ahmen der Hauptſtadt nach, die in dieſer Hinſicht nie Geſehenes bietet. Dazu rechne man die ewigen Hin- und Herzüge der Reiſenden, dieſes Durcheinander der Diligencen und Extraposten, der Frachtwagen und bereits der ſtädtiſchen Equipagen, und man wird es mir glauben, daß Paris ſchon von Ferne beſchäftigt

und zu Betrachtungen anregt. Auf den Vordersitz placirt und rückwärts fahrend, konnte ich freilich nur Fragmente der Anschauungen erhaschen.

Ich sagte, an der Barrière de la Villette schallte uns Paris entgegen; ich will lieber sagen, schallte mir Paris entgegen; denn meinen Reisegefährten war die Hauptstadt nichts Neues, und mit Erwartungen und so sensibler Spannung, wie ich sie empfand, fuhren sie nicht in den Faubourg St. Martin ein. Dieses Gewirre, was zu meinen Ohren drang, dieses Chaos von Tönen und diese wilde Bewegung, die nun mit jedem Schritt zunahmen, gingen spurlos an ihnen vorüber, sie hörten und sahen Nichts, als sich selbst und die kleinen Details des Alltaglebens. Der Schneider wollte mich in ein Café führen, wo man zu 8 Sous déjeuniren, und in eine Restauration, wo man zu 18 Sous diniren könne; eine der alten Damen schlug mir den Mittagstisch im Palais royal vor; der Italiäner schilderte mir die Theurung in der Hauptstadt und wie man sich vorsehen müsse.

Ich ſagte zu Allem „ja“ und ſtarrte unverwandten Auges in die mich mit unaufhörlichen Abwechſelungen überraſchende neue Welt um mich her, um nur dann und wann Erkundigungen von meiner Reiſegeſellſchaft über andere Dinge einzuziehen, als die häusliche Einrichtung, die ihnen zunächſt lag. Die Menſchen bleiben ſich allenthalben gleich, ich befand mich unter Franzoſen und theilweiſe ſogar unter Pariſern und dieſe Leute ſprachen, als führen wir in Buxtehude ein, über Eſſen und Trinken und wo man am beſten logire. Selbſt der Schneider hatte nach dem Umſturz der Diligence die gloire du peuple vergeſſen.

Es mochte eine kleine Stunde auf dem Wege von dem Anfangspunkte der Villette — die zu den Außenwerken der Hauptſtadt gehört und von den ſtolzen Pariſern ſchlechtweg le village genannt wird — bis zum Hauptbureau der Meſſagerieen in der rue Nôtre Dame des Victoires verfloſſen ſeyn, aber die Ankunft daſelbſt war für mich zu früh, ich wäre viel lieber noch eine Zeitlang unter dieſen erſten Eindrücken der

Weltstadt umherkutschirt, als in jenes finstere Hôtel de Flandres der rue Nôtre Dame des Victoires eingekehrt, das mir bereits in Brüssel als das dem Messagerie-Bureau nächste bezeichnet worden war. Monsieur Billac empfing mich schon auf dem Hofe der Messagerie, und geleitete mich durch die ziemlich schmale und in der Mitte mit einer breiten Gosse versehene rue Nôtre Dame, die nur dem Namen nach eine rue des Victoires, sonst aber sehr demüthig war, in sein Hôtel. Auf diesem Wege schon fand ich Gelegenheit, die himmelhohen Häuser von Paris und die braune Schmutzfarbe, mit der sie angestrichen waren, zu bewundern, von der Diligence war mir diese Wahrnehmung über das Leben zwischen ihnen entgangen.

Indem ich in den folgenden Kapiteln alle gewöhnlichen kleinen Reise-Details bei Seite setze und mich vielmehr sofort an die Quelle des Lebens der Hauptstadt, zu ihren Bewohnern selbst, begebe, bitte ich die Leser, zweierlei zu entschuldigen, einmal den Mangel an Topographie, die man allenthalben besser und weit-

läufiger, vielleicht auch langweiliger finden wird, als in meinem Paris, und dann, daß ich nicht Schritt vor Schritt berichte, wie es gewöhnlich in Reisebeschreibungen geschieht, wo man eben die gleichgültigsten Dinge erzählt, z. B. was man gestern zu Mittag gegessen und wie man die erste Nacht in einem Gasthause geschlafen hat. Ich will mich vor allen Dingen an die Zustände der Hauptstadt Frankreichs halten.

Eilftes Kapitel.

Die Pariſer.

Man kann nicht wohl von einem eigenthümlich ausgeprägten Charakter der Pariſer ſprechen. Paris iſt der Sammelplatz von Frankreich, das Mekka der Provinz; dieſer Stadt gegenüber iſt der Franzoſe — wenn ſonſt vielleicht nirgends — andächtig. Er ſehnt ſich, wenigſtens einmal in ſeinem Leben den Ruhm ſeines Vaterlandes zu begrüßen, von dem mir ein Pariſer Ouvrier ſagte, daß man ihn auf dem Père Lachaiſe über den Gräbern, ſonſt aber rechts und links in den Straßen und allenthalben, wohin ſich nur das Auge wende, lebend finde. Und wahrlich! welche Stadt könnte ſich in dieſer Hinſicht mit Paris meſſen, welche Stadt der Welt hat ſo alle Kräfte, Größen, Fortſchritte und Tenden-

zen eines ganzen Landes zu ſich herangezogen, wie Paris!

Und iſt es nicht die andächtige Hingebung, welche die Provinz nach Paris zieht, ſo iſt es die Speculation, der Materialismus, oft die Sucht nach Abentheuern. Man will ſein Glück in Paris machen. Bei Einzelnen vereint ſich Beides, wie bei jenem Ymbert Galloix, der Paris anbetete und von dieſer Stadt eine Exiſtenz erwartete. Er ſtarb im Elende, in jenem unglückſeligen Dämmerlicht zwiſchen Poeſie und Proſa — er konnte beide nicht von einander trennen.

Dieſe ewige Beweglichkeit der Hauptſtadt hat ſie gegen jeden ſtereotypen, langweiligen Charakter geſchützt. Paris iſt in der That Frankreich; denn Frankreich iſt im ſteten Durchzuge durch Paris, und ſeine Größen finden dort ihr endliches Facit im Leben, wie im Tode. Wie geſagt, der Grundcharakter des Pariſers iſt der des Franzoſen; er hat eine andere Conduite, als die Leute aus der Provinz, einen eleganteren Frack, ſtets geputzte Stiefel, viel

Nonchalance und viel Leichtſinn, der Augenblick iſt ſein Herrſcher. Aber das ſind Zufälligkeiten, die ſich aus den Verhältniſſen ergeben. Wie viele geborne Pariſer findet man in Paris? Vielleicht die Epiciers, jene ehrlichen Bürgersleute, die jeder kleinen Stadt eine Phyſiognomie geben würden, die übrigens von Paris ſo fern leben, als wohnten ſie nicht in der Cité, oder in der Nähe des Palais royal, ſondern in irgend einem Städtchen der Provinz. Solche Leute verläugnen ſich nicht, ſie leben in ihrem Gewürzladen Jahr aus, Jahr ein, das Meerestoſen der Hauptſtadt beunruhigt ſie nicht in ihrem Handel mit Fettwaaren und anderen Dingen. Indeß dieſe guten Leute abgerechnet, iſt Paris meiſt weniger ein Landhaus an der Heerſtraße, ſondern eine Heerſtraße an einem Landhauſe. Frankreich iſt von Paris aus betrachtet nicht viel mehr, als das Letztere, man meint auch in Paris, daß die Provinz — worunter man ganz Frankreich, mit Ausnahme von Paris verſteht — eben zu nichts Anderem nütze ſey, als um daſelbſt den Sommer zu verleben,

oder zu baden, oder sich mit einem Worte solche Amusements zu verschaffen, die man nun einmal in der Hauptstadt nicht haben kann. Frankreich ist nur Paris' wegen da und Paris ist die Heerstraße von Frankreich.

So ersieht man denn bald, daß die Wirthe der Cafés, die Restaurants, mit einem Worte, die Inhaber der meisten Etablissements Eingewanderte sind. Wer sein Glück gemacht hat, überläßt die Entreprise einem Andern und vertauscht, um den Comfort des Lebens zu genießen, der in Paris kaum für schweres Geld zu haben ist, die Hauptstadt mit einer Provincialstadt. Vergebens würde man bei Tortoni nach einem Herrn Tortoni und bei Very nach einem Herrn Very fragen; es ist nur die alte accreditirte Firma, welche sich forterbt.

Die großartigen Eindrücke, die dem Pariser von allen Seiten zuströmen, diese ewige Regsamkeit alles dessen, was Frankreich an Intelligenz und Genie besitzt, um ihn herum, können freilich nicht ohne Resultate seyn; sie dienen dazu, die Hauptstadt zu einem Perpetuum

mobile der Thätigkeit zu machen. Alle Kräfte des Wiſſens und der Induſtrie concentriren ſich in dieſer großen Werkſtatt der Civiliſation, ihre Wirkungen müſſen ſich auf ganz Paris erſtrekken. Und dieß iſt es, was ich vorzugsweiſe an dem Pariſer herausheben möchte: ein ſtetes Leben. In der That, hier weiß man Nichts von der „Vortrefflichkeit des Schlafes vor Mitternacht," von der „Kunſt, das Leben zu verlängern," von dem „Rathgeber, zur Erzeugung geſunder, kräftiger Kinder." Die Fürſorge für dieſe Dinge überläßt man dem lieben Gott und man ſchläft, wenn man Zeit dazu hat. Das Wort Behaglichkeit kennt der Pariſer eigentlich nicht und Schlafröcke trägt er nur in Seide, en grande tenue, in den vertraulichen Conferenzen vor dem Déjeuner. Herr Thiers empfängt ſo ſeine Freunde.

Aber ſoll man überhaupt thätig ſeyn, ſo muß man auch ſofort den Vortheil der Thätigkeit ſpüren. Der Pariſer iſt zwar nicht kleinſtädtiſch-egoiſtiſch, er wird ſeinen Nachbarn die Kunden nicht abſpenſtig machen, aber arbeiten

kann er nicht ohne großen Verdienſt. Ich ſage arbeiten. Verlangt man von einem Pariſer eine Gefälligkeit, etwa daß er Einen von der Chauſſée d'Antin bis nach dem Pont-neuf begleite, weil man den Weg nicht finden kann, ſo wird ſelbſt der Ouvrier die Dehors nicht vergeſſen und um ein Trinkgeld bitten. Das Wort Pour boire iſt nur ein Germanismus. Geht dagegen auf ein Comptoir. Hier muß Alles von 8 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends arbeiten; aber der thätigſte Arbeiter iſt der Principal und ſeine Ehefrau, die die Bücher führt und an der Firma participirt, während die Commis, die nur einen feſten Jahrgehalt ziehen, ziemlich läſſige Arbeiter ſind. Der franzöſiſche Negociant ſieht deshalb am liebſten deutſche Gehülfen in ſeinem Bureau. Dieſe arbeiten für drei Franzoſen und wenn ihnen nach ſechs Uhr Abends auch das Theater, oder das café de Montmartre unter den Füßen brennt, während ihre franzöſiſchen Cameraden geduldig bis eilf Uhr faullenzen, ſo muß man bedenken, daß ihre Arbeit unter dieſer alten vaterländiſchen Gewohnheit nicht

leidet, die ſich binnen Kurzem an Paris abſchleifen wird.

Deutſches Schlemmen dagegen kennt der Pariſer nicht, durchaus nicht. An hohen Feſttagen, wie am mardi gras, wird man häufig toll und voll, aber drei Stunden zu Mittag eſſen, mehre Bouteillen ſchweren Wein während und eben ſo viel Taſſen Caffé nach dem Diner trinken, dann ächte Havannah Cigarren rauchen und ſich im dolce far niente auf der Ottomane dehnen — das Alles würde ſchon dem Franzoſen, wie viel mehr dem Pariſer, unbegreiflich erſcheinen. Der Letztere hat zum Schlemmen kaum Zeit, denn er ſteht unaufhörlich in geiſtigen Beziehungen, er ſchöpft an der Quelle der Intelligenz und der Tagesintereſſen; die Welt bricht ſich an Paris, wie ſollten da nicht die ringsum ſprühenden Staubtropfen der Brandung jeden Einzelnen treffen. Hier ſind es die Salons und die Intriguen der Bevorzugten in der Geſellſchaft, die Miniſterialkriſen, die Reden in der Deputirten-Kammer, die Coterieen, hier ſind es Kunſt, Wiſſenſchaft, die die Pariſer be-

wegen, und dort sind es Speculation, Industrie, Partheigeist, Journale und Romane, dort sind es die geheimen Associationen in den Faubourgs und die Verirrungen der Gesellschaft, welche das Interesse aller Welt in Anspruch nehmen. Zum Nachdenken wird die Masse, die seit der ersten französischen Revolution einen geistigen Instinkt besitzt, hier immer aufgefordert, und zwar um so mehr, als mitten unter allem diesen Troubel die freie Presse steht, die wie in politischer, so auch in socialer Beziehung stets aus der Gegenwart schöpft und die Gegenwart bedient. Während die Journalisten in ihren Artikeln du fond über die Tagesfragen in allen ihren wirklichen, nackten, kahlen Verhältnissen discutiren, führen die Schriftsteller die Menge auf dem Wege der Dichtung zu den geheimsten Stufen der gesellschaftlichen Zustände Frankreichs. Aber in allen diesen Dichtungen ist Leben, Handlung. Balzac schreibt sociale Tragoedien in Novellenform, wie Paul de Cock sociale Comoedien in Romane kleidet. Jener fordert die Salons zu Betrachtungen ihrer selbst auf, dieser die Epiciers.

Häufig hat der Ouvrier nicht leſen gelernt, aber er kann denken; die ſchönen Phraſen, die wir in den Eſtaminets hören, ſind allerdings mehr, als von der Oberfläche geſchöpft, ſie ſind begriffen. Was dem gemeinen Pariſer an Wiſſen abgeht, das erſetzt ihm das volksthümliche Element, in welchem er lebt. Er kann ſich von allen Seiten Aufklärungen verſchaffen und er hat eine ganz natürliche Logik. Dieſe Leute haben, bei allen Nachtheilen des mangelnden Unterrichts, wenigſtens den Vortheil, daß ſie nicht an der Schule leiden. Die Regierung iſt jetzt bemüht, die Ouvriers unterrichten zu laſſen und ſie geben ſich dieſem Unterricht mit großer Vorliebe hin. Gewiß werden ſie an ihm eine Schutzwehr gegen jene Verirrungen finden, zu denen ſich die ſo häufig den Mangel und die Entbehrung fühlende Klaſſe der Arbeiter in der jüngſten Zeit in Frankreich hinreißen ließ. Ihr Urtheil wird ſich läutern und befeſtigen, indem demſelben durch den Unterricht ein Anhalt gegeben wird. Bis jetzt war der gemeine Mann in Paris wenigſtens ſelbſt-

ſtändig, wenn er auch unwiſſend war. Konnte das Vaterland nicht auf ſeinen Kopf zählen, ſo war er doch mit dem Herzen und dem Arme, mit einem Worte, mit der That in jeder Zeit der Gefahr bei der Hand.

Ich muß hier einen komiſchen Vorfall einflechten. Zur Zeit der Julius-Revolution ſtand ein ehrlicher Deutſcher — der, was ſehr ſelten iſt, ein vortreffliches Franzöſiſch ſchreibt — in dem Garten des Palais royal, wo die vorbereitenden Verſammlungen ſtattfanden, als plötzlich ein Ouvrier in Haſt und Eile auf ihn zutrat. Er hatte ein Journal gekauft, für zehn Sous, für einen halben Arbeitslohn; er konnte es nicht leſen. „Monsieur, voilà les nouvelles du jour!“ ſprach der Arbeiter, als wiſſe er Alles, was das Journal enthielt. Der Angeredete, der ihn nicht verſtand und nur einen flüchtigen Blick in das Journal warf, indem er die Worte ſprach: Je sais tout! half ihn nicht aus ſeiner Verlegenheit. Unſer Ouvrier wollte durchaus nicht eingeſtehen, daß er nicht leſen könne. Ah! Monsieur, ayez la bonté de lire à ces pau-

vres gens (er zeigte hierbei auf mehre Hinzutretende, die eben ſo wenig nach leſen ausſahen) les vérités de la presse. Und jetzt verſtand der Deutſche den Ouvrier erſt. Aber ſeine Lage war bedenklich: auf der einen Seite des Gartens gab es viele Stadtſergeanten, während um ihn herum die wißbegierige Leidenſchaft der Faubourgs der Dinge harrte, die aus ſeinem Munde kommen würden. Indeß man kann ſolchen Phyſiognomieen nicht wohl etwas abſchlagen und die Stadtſergeanten thaten, als hörten ſie nichts — es fand bereits keine rechte Ordnung der Dinge mehr ſtatt. Der Deutſche las eine Proteſtation gegen die Ordonnanzen. Es herrſchte die andächtigſte Stille um ihn herum. Er endete mit dem Namen des Proteſtanten, den gewiß Keiner der Zuhörer in ſeinem Leben vernommen hatte. Einſtimmig riefen Alle: vive Monsieur etc.! und Einer aus dem Haufen ließ ein Wort von Waffen fallen. Der Deutſche war in der That in der größten Verlegenheit, ihm lagen alle jene Dinge fern; aber man hielt ihn jetzt ſchon für den Chorführer: „Monsieur, allons

au faubourg Montmartre, nous y trouverons des armes!“ Au faubourg Montmartre! wiederholte der Haufen und der Zug ging durch das nördliche Thor des Palais royal zur Rue Vivienne. Der Deutſche aber rettete ſich in die „Galerie Colbert,“ als ihm irgend ein Zwiſchenfall dazu die Gelegenheit gab.

Die Oeffentlichkeit iſt dem Pariſer der Wendepunkt des Lebens; ich ſah Kinder von neun Jahren mit Begierde die politiſchen Journale leſen. Kindermädchen und Wärterinnen eilen zu den kleinen Leſe-Buden im Garten des Palais royal, um für einen Sous die Lecture eines beliebten Tageblattes zu erkaufen, die dann im Stehen, oder indem man ſich auf eine der Steinbänke des Gartens niederläßt, vorgenommen wird. Die Kutſcher leſen auf dem Kutſchbock; man ſieht ganze Reihen von Wagen in den Straßen halten, deren Lenker ſich in das Studium der Ereigniſſe vertieft haben. Und wer nicht leſen kann, der macht es wie jener Ouvrier. Alles bemüht ſich, über den Zuſtand der Dinge nachzudenken und ſein Urtheil zu

ſchärfen. Man miſche ſich unter die unteren Volksklaſſen und man wird hier Geſchichte und ſogar eine Philoſophie der Begebenheiten hören, freilich eine eigene, etwas einſeitige. Aber wo findet man z. B. in Deutſchland unter der arbeitenden Klaſſe Gedanken? In Paris findet man ſie allenthalben. Und wenn, wie ich vorhin bemerkte, der gemeine Franzoſe ſeit der erſten Revolution einen geiſtigen Inſtinkt erlangt hat, ſo muß man dem gemeinen Pariſer den feinſten Inſtinkt zugeſtehen. Er kennt die Geſchichte ſeines Vaterlandes theils aus Hörenſagen, theils aus Erlebniß; denn was Frankreich in der neueſten Zeit bewegt hat, das hat ſich unter ſeinen Augen entwickelt. Fragt ihn nach Vergangenheit und Gegenwart, er wird Euch Rede ſtehen über Alles, was möglicherweiſe auf den jetzigen Zuſtand der Dinge von Einfluß ſeyn kann. Und mit welchem Enthuſiasmus ſpricht gerade der gemeine Pariſer, der kein anderes Gut ſein nennt, als den Ruhm ſeines Vaterlandes, über Frankreich! Jener „gamin de Paris," der in Deutſchland zu einem „kleinen

Taugenichts" umgestaltet wurde, ist der Ausdruck eines Volkscharakters, der seit 1792 auf ganz Europa influirte. Das ist Alles roh, uncultivirt und ohne Schule, aber kräftig, edel, aufopfernd und reich an Gedanken und Begeisterung, es ist, mit einem Worte, Alles civilisirt, wenn man auch den Gassengeruch daran spürt.

In den höheren und selbst mittleren Klassen der Gesellschaft hat sich freilich — und in der neuesten Zeit mehr, als je — ein besonderer Ton geltend gemacht, der nur aus dem bis jetzt so sehr begünstigten Materialismus erklärt werden kann. Man hat die Chaussée d'Antin an die Stelle des Faubourg St. Germain gesetzt und die Geld- an die Stelle der Adels-Aristokratie. Daraus ist eine große Leere in der Gesellschaft entstanden, die nur mit dem Genuß ausgefüllt werden konnte. Balzac hat die gesellschaftlichen Zustände des Bürgerthums in seinem Père Goriot vortrefflich geschildert. Diese Verwirrung der Gesellschaft war nur Anfangs in der höheren Gesellschaft einheimisch,

aber da die Stände zu wenig von einander geſchieden ſind, ſo ging ſie auch bald in die mittleren Klaſſen über. Die Gier zu genießen wurde allgemein und wohin man die Blicke wandte, ſtieß man auf jene romantiſchen Ingredienzien der Geſellſchaft, die mit dem Genuſſe beginnen und endigen, indem die Kataſtrophe unter Liebe und Champagner durch den Schlagfluß am Kohlendampf herbeigeführt wird. Während ſich die Oberfläche der Stände verſchieden zeichnete — in den höheren Cirkeln ſo fein und elegant, wie ſie uns Balzac beſchreibt, in den mittleren ſo bürgerlich plump und voll komiſcher Nachahmung, wie ſie Paul de Cock ſchildert — waren die Motive dieſelben. Es ſind tragiſche Elemente, die das geſellſchaftliche Leben der Hauptſtadt bewegen, und Georges Sand hat es bewieſen, daß man auch Romane mit einem succès de larmes über Griſetten ſchreiben könne.

Dieſe unglücklichen Geſchöpfe ſind in der That zu beweinen. In Paris reihet ſich eine Boutique an die Andere, ein Café drängt das Andere, in jeder Boutique, in jedem Café gibt es

eine dame du comptoir. Man rechne dazu alle Stickerinnen, alle Näherinnen, alle jene kleinen hübſchen Franzöſinnen, die ſich täglich mit einem, oder zwei Franken Erwerb begnügen müſſen. Ihnen zur Seite ſteht die Demoraliſation von Paris und jene Literatur, wie ſie in eben dem Capitel dieſes Buchs geſchildert iſt, und die, weil ſie die beſtehende Geſellſchaft verließ und den Leidenſchaften ausſchließlich ſchmeichelte, eine ganz populäre geworden iſt. Kann es fehlen, daß ſich unter jenen Zuſtände geſtalten, die ohne verſöhnende Perſpective ſind? Reizbar, leicht erregt, wie ſie ſind, müſſen ſie, den Genuß vor Augen habend, von dem Princip der Gleichheit umnebelt, endlich einſehen lernen, daß es ſehr traurig ſey, für zwei Francs täglich ein mühſeliges Leben zu führen. Der Augenblick iſt ihnen Alles; das Leben iſt kurz, die Zukunft verhüllt, der Rückblick auf die Vergangenheit und der Vergleich derſelben mit der Gegenwart zeigt ihnen keine Verbeſſerung ihrer Lage, keine Fortſchritte. „Monsieur, il faut jouir de ses beaux jours“ — entgegnete mir

eine kleine liebenswürdige Grisette, die Balzac auswendig mußte, „n'avez vous pas lu le père Goriot! c'est un mariage par convenance, ce sont les passions en lutte contre la société. Voyez les détestables résultats d'un tel mariage: des filles ingrates sacrifient leur père à la passion du coeur. Pour moi, j'aime mon père, je le soutiens, mais j'aime aussi mon ami et je jouis de ma vie; c'est la volonté du bon Dieu.“ Diese laxe Moral wird nicht nur durch die Verhältnisse begünstigt, sie ist auch beinahe die einzige, die sich hier ergeben kann. Christliche Gesinnungen müssen dem überwiegenden Einfluß des Materialismus erliegen. Man hat seinen „ami“ und hält sich für tugendhaft, wenn man ihm treu ist. Und man ist ihm so treu, daß man nicht nur den Genuß, sondern eben so häufig auch das Elend mit ihm theilt. Wie viel edle Elemente machen sich in dieser großen gesellschaftlichen Verwirrung bemerkbar, aber es ist kaum möglich, denselben eine ausschließliche Richtung zu geben; Frankreich wird stets an Paris krank seyn.

Nichts deſto weniger macht ſich in der neueſten Zeit in Paris in der niederen Volksklaſſe, die freilich beinahe außer der Geſellſchaft ſteht, eine religiöſe Richtung geltend. Man beſucht die Kirchen und ſcheint dort einen Erſatz für den irdiſchen Mangel durch das himmliſche Brod erlangen zu wollen, indem man einſieht, daß die Negation allein zu keiner Zukunft führt, um ſo weniger, als die Regierung noch kräftig genug iſt, einen Umſturz der Dinge abzuwenden. Das Volk hat in dieſer Hinſicht Nichts zu hoffen und mag die Leere fühlen, die das erfolgloſe Ringen und Streben nach einer Umänderung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe nothwendig erzeugen muß. Man verlangt Troſt, da man keine Rettung über Nacht gefunden hat. Die Regierung aber wird dieſe Erſcheinung begünſtigen und vielleicht mögen auf ſolchem Wege die ſchönſten Reſultate für das Beſtehende erlangt werden. Wenigſtens wird man durch dieſe Richtung eine Garantie gegen alle Auswüchſe des Fortſchrittes erhalten. Daß übrigens die Anhänger des Lamennais'ſchen Princips

hauptſächlich dieſe Richtung cultiviren, iſt gewiß. Lamennais hat die Revolution unter den Geſichtspunkt des Evangeliums gebracht, wo ſie zwar an Kraft und Anſehen gewinnt, aber an Gefahr verliert. Denn wie ſie, von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, ſich auch manifeſtiren mag, ſie wird ſtets einen Anlehnungspunkt haben, der ſie gegen blutige Greuel ſicher ſtellt.

Das häusliche Leben tritt natürlich unter den Verhältniſſen, wie ich ſie eben geſchildert habe, in den Hintergrund. Das hat ſein Gutes und ſein Schlimmes. Verkettungen der Familien finden hier nicht ſtatt und die Zukunft der Kinder, die meiſtens in Penſionen erzogen werden, geht nicht von den Eltern aus, die die Berufenſten dazu ſind; aber die Kinder werden meiſtens ſelbſtſtändiger und haben weniger an den Eltern zu leiden, die nur zu häufig die kleinſte Perſpective geſtatten und ſich bei Nebendingen aufhalten. In Deutſchland fragt man ſich, ob Jettchen vortrefflich Clavier ſpielt, ob Fritz Anlagen zu einem Pfarrer hat, ob Heinrich ein guter Advocat werden wird? In Pa-

ris überſieht man die kleinen häuslichen Freuden über die Academie von Frankreich und das Pantheon, wie einſt über Napoleon. Wenn die Franzoſen an die Zukunft ihrer Kinder denken, ſo wird es ſtets eine Zukunft des Ruhms ſeyn. Man mag in Frankreich noch ſo ängſtlich über Sitte und Moralität wachen, ſo wird man doch nie zu jenen ängſtlichen Zwangsmaßregeln greifen, die ſich auf die kleinlichſte Anſchauung der Dinge ſtützen, während in Deutſchland die Kinder oft ihr ganzes Leben hindurch die Hemmſchuhe der Mutter und die Ruthenſtreiche des Vaters ſpüren. In Frankreich findet ein Wetteifer und eine Concurrenz der Kräfte ſtatt, in Deutſchland rivaliſiren die Schwächen mit einander. Weil der Franzoſe gleich vom Beginn des intellectuellen Lebens an einen ausgedehnten Horizont hat, ſo leidet er nie an der Schule, ſondern empfindet nur ihren Nutzen. Der Deutſche aber muß ſich erſt ſpäter von jenen kleinen Zwangsfeſten der häuslichen Gewohnheiten emancipiren, und wie ſelten gelingt es ihm. Eine Anſtellung iſt ſeine Zukunft;

die Zukunft des Franzoſen iſt ſo hochgeſtellt, wie das Vaterland. Bei ihm tritt an die Stelle aller jener kleinen Gemüthlichkeiten, die, ſo rühmlich ſie auch ſind, ſich doch mit allen Gemeinheiten ſehr wohl vertragen, eine hochherzige, edle Geſinnung, welche, ſie mag auf noch ſo viele Abwege gerathen, ſtets die Exiſtenz der Nation ſichern wird. Die Einflüſſe des Hauſes und der Familie machen ſich dagegen bei dem Deutſchen bei allen Angelegenheiten geltend, man muß ihn in dieſen Intereſſen verletzen, um ihn zu einer nachdrücklichen Gegenwehr zu reizen. Betrachten wir nur die Emancipation der Frauen. Dieſe Frage des Jahrhunderts haben die Franzoſen vom Standpunkte der Menſchheit beurtheilt, die Deutſchen aber ſind gegen die Emancipation der Frauen vom Standpunkte des Heerdes aus aufgetreten.

In Paris erzählte man ſich folgende Anekdote, die als ein Beitrag zur Charakteriſtik der Pariſerinnen dienen mag. Graf C. ging eine Wette ein, daß ſein Pferd — ein ſtattlicher engliſcher Renner — über eine Tafel von vier

und zwanzig Gedecken ſetzen würde, ohne etwas zu derangiren. Es war eine tolle Wette und ein Salto mortale, den kein Jockei wagen wollte. Graf C., ein leidenſchaftlicher Verehrer ſeines Pferdes, war in die Nothwendigkeit verſetzt, die Wette fallen zu laſſen, oder ſelbſt den Renner zu beſteigen. Er wählte das Letztere. Die Gräfin bat ihn inſtändigſt, das Wagniß aufzugeben. Er ſchlug den Ruhm ſeines Pferdes höher an, als die Bitten und Vorſtellungen der Gattin. Am nächſten Morgen trat dieſe, mit einem Piſtol in den Händen zu ihm: „Mein Herr! die Mutter Ihres Kindes hat das Pferd ihres Gemahls erſchoſſen.“ In der That, der ſchöne, koſtbare Renner war von der Gräfin getödtet worden. Was würde hier eine Deutſche gethan haben? Schwerlich, was jene Franzöſin. Gewiß, ſie hätte auch gebeten und geweint und eine ſchlafloſe Nacht verlebt, aber zu jenem Entſchluſſe würde ſie nie gekommen ſeyn. Allenfalls hätte ſie zu Gott gefleht, er möge das Pferd ſterben laſſen. Sie ſelbſt würde nie einen Renner haben tödten können, der ſo

viel gekoſtet. Was hätte ihr Gatte dazu ſagen mögen? Solch ein Leichtſinn. Gatte und Pferd hätten beide den Hals brechen können, wenn der Renner nicht zufällig über die 24 Gedecke geſetzt wäre. Eins wird man mir freilich dagegen einwenden können, nämlich, daß ein Deutſcher nie ſo halsbrechende Sprünge unternimmt.

Das öffentliche Leben in Paris hat durch die jetzige Regierung allerdings Veränderungen erlitten. Ludwig Philipp und ſeine Familie ſind an Häuslichkeit und Einfachheit gewöhnt; am Hofe, ich meine unter ſich, lebt man ſogar bürgerlich. Dieſes gute Vorbild übt einestheils einen moraliſchen Einfluß auf einen großen Theil der Bevölkerung aus, anderntheils aber lehnen ſich mannigfache Polizei-Einrichtungen an die Grundſätze des Hofes. Man drängt die Frivolität auf offener Straße von Tage zu Tage mehr in den Hintergrund: die filles publiques ſind nicht nur aus dem Palais royal; ſondern auch Abends von den Boulevards verwieſen worden, eine Einrichtung, die um ſo auffallender und lobenswerther iſt, als die Contrôle über derar-

tige Dinge in einer Stadt von einer Million Einwohner gewiß nicht leicht festzustellen ist. Hamburg sieht Nachts weit unheimlicher und bordellmäßiger aus, als Paris, und die Sittsamkeit der Engländer betrachtet die Venus vulgivaga auf den Straßen Londons als eine rauhe Nothwendigkeit.

Was Ahrend über Paris schrieb, läßt sich demnach heut zu Tage nicht mehr behaupten und klingt fast wie eine Fabel. Man ist wenigstens so weit gekommen, die Schicklichkeit zu achten, diese große Tugend, die ein Hauptmoment des socialen Lebens ist.

Wir Deutsche, die wir, Paris gegenüber, freilich sehr kleinbürgerlich dastehen, stoßen uns übrigens in der Hauptstadt Frankreichs an die kleinlichsten Dinge und schämen uns kaum, den Parisern vorzuwerfen, daß sie nicht so lange schlafen, wie wir. Der Pariser mache den Tag zur Nacht — heißt es — und die Nacht zum Tage. Lächerlichkeiten! der Pariser verlängert nur den Tag. In den Bureaux arbeitet man — wie gesagt — von 8 Uhr Morgens bis 11 Uhr

Abends. Und die Soiréen, die Salons, die bis über Mitternacht hinausdauern, ſind voll geiſtiger Anklänge. Man geht aufgeregt nach Hauſe, man ſchläft, weil man der Ruhe bedarf, aber weniger des Genuſſes wegen; denn der eigentliche Genuß des Pariſers iſt der, zu leben. Alſo, man hat nicht Zeit, ſpät in den Tag hinein zu träumen; in den Salons bereiten ſich ſtets Dinge vor, die die Behaglichkeit des nächſten Tages nicht aufkommen laſſen; ſind es keine politiſchen Tendenzen, ſo ſind es doch die der Kunſt und Wiſſenſchaft. Meyerbeer z. B. fährt ſelten vor zwei Uhr Morgens in ſein Hôtel zurück, aber jeder Morgen findet ihn bereits um 6 Uhr am Schreibtiſche. Woher dieſe ewige Beweglichkeit, dieſe unaufhörliche Regſamkeit bei einem Manne, der ſonſt nicht zu den Kräftigſten gehört? Es iſt die Bewunderung von Paris, es ſind die geiſtigen Eindrücke, welche, dem großen Maeſtro von allen Seiten zuſtrömend, ihm jene Schwungkraft verleihen, die dem Künſtler ſo wohlthuend iſt. Paris ſichert gegen jede Erſchlaffung. Und was ich hier von

der Kunſt ſage, das gilt auch von der Wiſſenſchaft, der Induſtrie, ja ſelbſt von dem Handwerk. Sprechen wir aber von den ſocialen Verwirrungen, von allen jenen betrübenden Zuſtänden der Geſellſchaft, über welche die „Gazette des Tribunaux" täglich berichtet und welche ſich in Paris drängen, ſo werden wir eingeſtehen müſſen, daß ſie einen tieferen Grund haben, als den, welchen man gewöhnlich dafür erklärt: die Demoraliſation. Die Geſellſchaft iſt angegriffen, leidend, krank; aber dieſe Leiden liegen in jener geheimen Urſache, deren Löſung das Problem des neunzehnten Jahrhunderts iſt. Die Bevölkerung vermehrt ſich in geometriſcher Progreſſion, während die Exiſtenzmittel nur arithmetiſch fortſchreiten, das Uebergewicht tritt immer mehr auf die Seite des Reichthums. Hier iſt der Genuß; und der Arme in Paris und Frankreich iſt leider! bis jetzt noch ohne das Gegengewicht der Religion geweſen. Die Ideen von Aufklärung und Gleichheit ſtrömten ihm faſt chaotiſch zu, er konnte ſich ihrer nicht erwehren, ſie ſind zu verführeriſch, beſonders für

die Armen. Wenn Victor Hugo als das mächtigſte Löſungsmittel der geſellſchaftlichen Leiden in Frankreich eine beſſere Erziehung vorſchlägt, ſo möchte das doch nur immer erſt ein Schritt zur Heilung ſeyn, keineswegs die Heilung ſelbſt. Wenn er aber in der Bibel die Radikalkur erblickt, ſo weiß man, daß Victor Hugo ein geiſtreicher Schwätzer iſt, ein Talent, das ſich ſcheinbar zum Himmel erhebt, nach Art eines Luftballons, um ſich ſpäter auf einem ganz gewöhnlichen Erdenfleck wieder antreffen zu laſſen. Wäre das Problem des neunzehnten Jahrhunderts ſo leicht zu löſen? Wer wird es glauben, daß die Bibel allein der Schlüſſel eines Geheimniſſes iſt, das, es mag beruhen auf welchem Grunde es will, doch gewiß nicht den Glauben als Baſis hat.

Zwölftes Kapitel.

Das Palais royal. — Die Geſchichte deſſelben in Wandgemälden. — Ein quid pro quo. — Eindruck des Palais royal. — Einige Détails. — Die Dame am Tiſch des Wechslers. — Die galerie d'Orleans.

Das Palais royal bildete ſtets ein bedeutendes Moment in der franzöſiſchen Geſchichte, vom Cardinal Richelieu an bis zu den neueſten Ereigniſſen. Die Bewegung knüpfte an daſſelbe einige ihrer hervorragendſten Thatſachen und die Wandgemälde in einem der Säle dieſes Palaſts, die von der Schenkung des Cardinals an Ludwig XIV. bis zu der Uebertragung der Krone Frankreichs an den jetzigen König die einzelnen Lebensabſchnitte des Palais royal erzählen, ſind in der That eine Stufenleiter von dem état c'est moi bis zum état c'est le peu-

ple. Zur äußerſten Rechten gewahren wir allen jenen glänzenden Abſolutismus, den Frankreich des Ruhmes wegen ertrug — dieſer alten Coquette und Buhlerin, in deren Feſſeln Nationalität, Freiheit und Patriotismus des franzöſiſchen Volks ſtets von Neuem ſchmachteten — während zur äußerſten Linken Camille Desmoulins die Revolution repräſentirt und weiterhin die wohlgetroffenen Portraits der Deputirten, die Ludwig Philipp von dem Willen des Volks in Kenntniß ſetzen, die aus der Revolution hervorgegangene Bourgeoiſie. Wahrlich! die meiſten dieſer Geſichter bezeichnen die Grenze der Revolution genügend. Dupin der ältere ſieht ſo verwegen aus, als beruhe das Wohl der Epiciers auf ſeinen Schultern. Lafayette iſt gläubig, freude- und hoffnungstrunken, wie immer. Odilon-Barrot hat ganz den Air, als könne er doch noch einmal ein Portefeuille erhalten. Ludwig Philipp tritt der Charte mit Weib und Kindern entgegen. Ein paar Schritte weiter hinauf gewahren wir Camille Desmoulins mit dem begeiſterten, prophetiſchen Antlitz,

er haranguirt das Volk im Garten des Palais royal von einem Tiſche aus und ſieht ſchon ganz ſo aus, als werde er einſt unter dem Beil der Guillotine ſterben. Dieſer Enthuſiasmus, wie grell ſticht er gegen die ruhige, freundliche Miene des jetzigen Königs ab, der die Menſchen ſo gut kennt. Man glaubt es einem ſolchen Antlitze, Ludwig Philipp werde die Revolution zum zweiten Male zum Stillſtande bringen. Napoleon benutzte die Intereſſen der Einzelnen für den Krieg, den Ruhm, Ludwig Philipp benutzt ſie für den Frieden und den Materialismus. Jener bedurfte der Aufopferung, um dem Egoismus ſeiner Treuen Befriedigung zu gewähren, dieſer iſt ſo klug, daß er den Menſchen die Aufopferung erläßt und ihren Egoismus dennoch befriedigt. So viel Menſchenkenntniß und Zuverſicht wird am Ende doch ruhig auf dem Bette ſterben und in der alten Königsgruft von St. Dénis, die für Napoleon zu klein war, einen Platz finden.

Mein Erſtes in Paris war, das Palais royal aufzuſuchen. Meine Wirthin ſagte mir,

es ſey unweit des Hôtel de Flandre gelegen, und man hat wirklich nur einige Schritte von der rue Nôtre Dame des Victoires bis zur rue des pétits champs. Aber mein Unſtern ließ mich nicht weiter, als bis zur galerie Colbert kommen; denn kaum hatte ich mich im Gaſthofe oberflächlich eingerichtet, ſo eilte ich dem Concentrationspunkt von Paris zu, ohne Führer, auf gut Glück. Aus jener Gallerie ſtrahlte mir reicher Lichtglanz entgegen, ich trat hinein: Boutiques und Caffehäuſer reihten ſich rechts und links, reges Leben durchwogte die Gänge. Ich glaubte mich in einem Theile des Palais royal zu befinden und ſoupirte in der erſten beſten Reſtauration. Zwar fehlte der Garten, die Arcaden, die galerie d'Orleans, aber ich war der Meinung, das werde ſich morgenfrüh Alles zuſammenfinden, wenn ich nur erſt ausgeſchlafen hätte. Der Eindruck der galerie Colbert imponirte mir in der That, ich hatte in meinem Leben nicht von jenen Gallerien und Paſſagen gehört, glasgedeckten Straßen, mit einer Fülle von Luxus und Eleganz, die gegen Re-

gen und Gaſſenkoth einen ſo bequemen Zufluchts-ort bieten und die ſchönſten Promenaden inmitten einer Stadt gewähren, die zu Allem, aber nicht zum Spazierengehen geeignet iſt. Müde, wie ich war, ging ich wieder nach Hauſe und am andern Morgen wieder zum Frühſtück zu meinem Palais royal. Ich fand nichts anderes, als nur dieſelbe, eine Gallerie. Das konnte nicht das Palais royal ſeyn. Ich fragte einen Municipal-Sergeanten und der antwortete ſehr lakoniſch: „Monsieur, le palais royal n'est pas ici.“ Er wies mich darauf zu dem einen Ausgang der Gallerie, in die rue des petits champs und hieß mich eine ganz kleine Paſſage durchgehen. Ich ſtieg eine enge Treppe hinab; denn das Palais royal liegt in der Tiefe, kömmt man von jener Straße, und ein großes, mit Eiſengittern verſehenes Eingangsthor war mir gegenüber. Von Neuem fragte ich nach dem Palais royal (denn wir Deutſche werden, einmal angeführt, ſehr vorſichtig) und das entrez Monsieur! mehrer Leute, die mir zugleich von allen Seiten einige nützliche Utenſilien und Prä-

ſervative gegen die etwa ſchädlichen Einwirkungen der Venus vulgivaga anboten, verſicherte mich, daß ich nun endlich am Ziele ſey.

Wahrlich! das Palais royal überraſcht. Ich trat direct in den Garten; denn die Haupt-Façade des Palais befindet ſich in der rue St. Honoré, und mein Weg führte mich von der entgegengeſetzten Seite. Welch ein Leben! In den Gallerieen wogte es auf und nieder; der Garten war überfüllt mit Leuten, die im Stehen Journale laſen, oder gar im Vorübergehen; die Cafés, welche ſich an Eleganz und dem beſten Kaffee überbieten, entfalteten die ausgeſuchteſte Geſellſchaft von Müſſiggängern theilweiſe, theilweiſe von Leuten, die von hier zu den Geſchäften eilten; die Reſtaurants hatten ihre Delicateſſen in den reizendſten Gruppen zur Schau geſtellt; die Boutiques wetteiferten an Brillanten, Goldgeſchmeiden, ſogar an Schlafröcken, die ſo theuer waren, daß ſie den ganzen Monats-Gehalt eines churheſſiſchen geheimen Hofraths hätten abſorbiren können; Schneider und Modiſtinnen boten hier die neueſten und zarte-

ſten Roben der Welt feil, Schnürleiber mit Hüften, die ſelbſt das Maaß einer Juno überſchritten, und [illegible]s de Paris, durch und durch mit Reſſorts [illegible]ehen, weich und elaſtiſch, als ſeyen ſie von Gélée. — Und Véry, die Brüder Provençaux, Véfour, nennet mir die Reſtaurants in der Welt, die für zwanzig Francs der feinſten Zunge ſo viel Abwechſelung bieten können, als die Großmeiſter des cordons bleus de l'ordre d'Epicure, wie man ſie in Paris heißt. Ich will es nur geſtehen, ich aß Mittags beſcheiden zu zwei Francs und die Brüder Provençaux, Véry und Véfour kenne ich nur dem Namen nach, aber der Luxus der Schwelgerei iſt ſo weiſe vertheilt, daß er zuerſt an den ſchönen Spiegelfenſtern der Reſtaurationen zu den Augen der Vorübergehenden ſpricht, und dann, zur Zeit des Diners, wenn die Dämpfe der unterirdiſchen Küchen zum Himmel ſteigen, zu der Naſe. Wer nun 20 Francs übrig hat, kann ihn auch mit dem Munde verſuchen.

Hier reſidirt der Zahnarzt des Königs, eine große Tafel mit ganzen, halben und Viertel-

Gebiſſen, mit Zähnen von Napoleon und anderen der Marſchälle von Frankreich dient ihm als Aushängeſchild; dort hat ein Coiffeur dieſelbe Auswahl in Perrücken entfaltet. Man kann ſich im Palais royal Alles kaufen: Arme, Beine, Zähne, Haare, man wird ſich hier vielleicht auch einen Kopf kaufen können, wenn man den Seinigen etwa in dieſer Pracht, in dieſem Gewühle, in dieſem glänzenden Elende verlieren ſollte; denn mitten unter aller dieſer Ausſchweifung des Luxus und der Mode gewahrt man weniger offene Armuth in Lumpen — ſie flieht ſolche Orte — als Fragmente der ſocialen Leiden Frankreichs, Erinnerungen aus „Vater Goriot.“ Man höre nur. Vor der Boutique eines Changeurs, die hier den geprägten Glanz in Gold und Silber, der nur in Europa einen Cours hat und Billets aller Banken in den zierlichſten und geſchmackvollſten Arrangements vor den Fenſtern zur Schau ſtellen, ſtanden mehr Leute, als man von den Sovereigns, die pyramidenförmig auf dem Fenſterbrett aufgeſtapelt lagen, angezogen glauben ſollte. Ich

trat zu ihnen, die neugierig durch das Fenſter blickten. Eine Gardine entzog eine Dame vor dem Wechſelti[illegible]nſeren Blicken, nur ihre kleine freie Hand konnten wir wahrnehmen, wie ſie ein Schmuckſtück nach dem andern dem Wechsler hinter dem vergitterten Wechſeltiſch reichte. Der wog es ſorgfältig und brachte das Gewicht und den Werth zu Papier. Ohrringe, Armbänder, Colliers, Diademe ſogar, mit einem Worte, die glänzendſten Pretioſen wurden dem Wechsler überliefert, der jedes Stück ſorgfältig in Sicherheit brachte. Nachdem der erſte Theil des Geſchäftes beendet war, erhielt die Dame mehre tauſend Francs in Gold und Silber ausgezahlt, der Wechsler nahm eine Rolle nach der andern aus ſeiner Caſſe und ich rechnete genau nach. Vielleicht zwölftauſend Francs mochte die Dame in Münze und Papier mit hinwegnehmen. Mittlerweile hatte ſich der Andrang vor der Boutique vermehrt und jene zögerte herauszutreten. Man ſchien auch an Geſchäfte der Art in Paris gewöhnt; denn die Leute verliefen ſich bald, nachdem Verſatz und Zahlung

ſtattgefunden hatte. Ich aber mußte die Dame kennen lernen. Eine ſo zarte Hand hatte ich noch nie ſo anmuthige Bri[illegible]n verpfänden ſehen. Nach einer Viertelſtunde trat die Dame in die Gallerie. Sie war in die reizendſte Mode von Paris gekleidet und hatte eine Thräne in den Augen. Langſam wollte ich ihr folgen, allein ſie ſchritt haſtig und aufgeregt durch die Gallerie, die ſchwere Geldbörſe am Arm und nur mit ſich beſchäftigt. Plötzlich bog ſie durch einen der Durchgänge aus dem Palais-royal in die rue Valois; ich eilte ihr immer nach, aber eine elegante Equipage ſollte die Scheidewand zwiſchen mir und der Dame werden. Ein Bedienter in Livrée öffnete den Kutſchenſchlag, die Dame ſtieg ein und pfeilſchnell entfernte ſich die Auflöſung des Geheimniſſes von mir. Dafür hielt ich es; allein ein Franzoſe, dem ich den Vorgang erzählte, bemerkte mir, daß er nichts Geheimnißvolles an dieſer Geſchichte finde, die Dame ſey eben eine Dame geweſen, die ein Haus mache, vielleicht ſey ſie auch von guter Familie geweſen, aber doch momentan ohne

Geld, da finde er es denn ganz natürlich, daß sie ihre Pretiosen versetze, das komme alle Tage vor. Wahrlich, Balzac hat den Stoff für seine Novellen in Paris so nahe, daß er ihn im eigentlichen Sinne des Worts auf der Straße findet. Dort wenigstens kann man die Anfangspunkte seiner Dichtungen suchen. Denn Balzac promenirt sehr viel mit seinem schweren, goldknopfverzierten Spazierstock in den Straßen von Paris umher. Hat er hier Beachtenswerthes gefunden, so verfolgt er es in die Salons; eine glänzende Equipage wird ihn nicht leicht von dem Gegenstande seiner Nachforschungen absperren, weil er allenthalben Zutritt hat. So ist denn jene vortreffliche Schilderung socialer Verhältnisse der höheren Stände von Paris entstanden, die wir unter dem Namen „Vater Goriot" kennen.

Ich halte es für überflüssig, topographische Détails über das Palais royal zu liefern, es ist von französischen und deutschen Schriftstellern ausführlich geschildert worden, und man mag es bereits ziemlich kennen, ehe man einen Fuß hineingesetzt hat: Véry, die Brüder Pro-

veneaux, Véfour ſind ſogar welthiſtoriſche Namen geworden, und wer hat nicht von dem café Foi gehört, von der Rotonde, von dem café d'Orleans, von den grünen Tiſchen, die in dem zweiten Stocke ſo viel Elend um ſich verſammeln und der „gazette des Tribunaux“ ſo reichlichen Stoff bieten. Das Palais royal hat es ſo weit gebracht, daß man davon in Europa, wie von etwas Bekanntem ſpricht; denn es iſt der Concentrationspunkt von Paris, und Paris iſt der Concentrationspunkt der europäiſchen Civiliſation. Aber der Concentrationspunkt des Palais royal iſt die galerie d'Orleans. Ich weiß nicht, wie breit ſie iſt, aber ſie iſt ſo breit, daß zur Noth zwei Reihen glänzender Equipagen in ihr auf und nieder fahren könnten und daß dennoch Raums genug für die Fußgänger vorhanden ſeyn würde. Denkt Euch dieſe Gallerie mit Allem geſchmückt, was die erfinderiſchſte Nation an Luxus und Geſchmack auftreiben kann und Abends von einer Fluth von Gaslicht, das durch die Spiegelfenſter der Boutiques nach allen Seiten ſtrahlt, überſchwemmt; denkt

Euch dieſe Gallerie mit Promenirenden überfüllt, der Börſe einer großen Handelsſtadt gleich, wo die Worte [illegible], ein wirres Geſumme verfließen, und ſagt mir, ob dieſer Eindruck nicht ein ſchlagender ſeyn muß. Das war es eben, was mich in Paris überwältigte: die Menſchenmaſſe, die hier und an anderen Orten, in den Paſſagen, den Gallerieen, den Boulevards, den elyſäiſchen Feldern und auf den Terraſſen des Tuilerieen-Gartens auf und niederwogt, gleicht einem Ocean, der nur des Sturmes bedarf, um alle Begierden und Leidenſchaften, die auf ſeinem Grunde ruhen, ins friedliche Leben zu fluthen und ſeine Wellen über die Häupter derer zu ſtrömen, die höchſtens wie geſchickte Steuerleute das Staatsſchiff durch die wilden Wogen lenken. Hier empfindet man es lebhaft, auf welchem unzuverläſſigen Grunde die Zukunft Frankreichs beruht, und es wundert mich gar nicht, daß die jetzige Herzogin von Orleans unwillkürlich zuſammengefahren iſt, als ſie den Enthuſiasmus von 200000 Menſchen bei den Feſten von Verſailles um ihre Caleſche verſammelt ſah.

Dreizehntes Kapitel.

Das théâtre français. — Demoiſelle Mars. — Bouffé und „le gamin de Paris.“ — Der Nationalgardiſt an den Gräbern im Hofe des Louvre.

Unter den gewaltigen Affichen der Pariſer Theater, die dem Neugierigen von einem der Pfeiler des Einganges in allen möglichen Farben und mit fingerlangen Buchſtaben entgegen glänzen, nimmt ſich die des théâtre français am beſcheidenſten aus; man muß ſich einige Mühe geben und den von oben bis unten tapezirten gewaltigen Pfeiler ſorgſam durchſpähen, um die kleinſte Affiche herauszufinden, mit der einfachen Einleitung: „Les comédiens français ordinaires du Roi donneront“ u. ſ. w. Werden wir durch jenen feierlichen Styl nicht an

die „Comödianten des durchlauchtigſten Herrn Landgrafen" erinnert, an den Thespiskarren der deutſchen Bühne aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo die Schauſpieler mit dem Hofnarren rangirten und zu den vierzehn Enterbungs-Gründen gehörten? Und doch befinden wir uns inmitten moderner Zuſtände und die „comédiens ordinaires" ſpielen vor einem Publicum, das den Canzeleiſtyl ſelbſt in den Staatsgeſchäften längſt bei Seite gelegt hat. Der Franzoſe reſpectirt nicht leicht Sitte und Herkommen, wo es ſich um geſellſchaftliche und politiſche Tendenzen handelt, aber gegen die Kunſt iſt er nachſichtig und ſogar voll Pietät; ſelbſt jene luſtigen Blätter, die ſonſt Alles, was innerhalb 24 Stunden an Ernſt und Grimaſſe auf der Oberfläche des Tages ſichtbar wird, benagen, haben ſich noch nicht an die comédiens du Roi gewagt, man ehrt eine hergebrachte Bezeichnung, die ſich an die glänzendſten Momente des erſten Theaters von Frankreich knüpft. Die Tragoedie erſcheint dort nicht mehr in der Perrücke, die einſt den Cothurn vertrat; aber auf

der Affiche hat man die Perrücken-Etiquette beibehalten. Uebrigens knüpfen ſich an jene Bezeichnung Reſultate, die man auf den erſten Blick kaum gewahrt, es ſind die alten beaux restes der Comoedie und der klaſſiſchen Tragoedie, die hier agiren. An ihrer Vorliebe für Marivaux, an ihrem Enthuſiasmus für Molière, für Corneille, Racine, Voltaire ſcheiterten die modernen Beſtrebungen der neueſten Zeit, es gelang den Romantikern nur, durch die Breche des Zeitgeſchmacks auf einen Augenblick in das théâtre français einzudringen, eine feſte Poſition konnten ſie hier nicht erlangen, und die Herren Victor Hugo, Alexander Dumas und, wenn ich nicht irre, auch Delavigne, ſahen ſich genöthigt, Herrn Gasparin um ein zweites théâtre français anzuſprechen, da ſie den überwiegenden Einfluß alter Tendenzen auf das in der rue Richelieu befindliche erkannten.

Man hatte hier bereits den Pomp der Decorationen und jene reichen Coſtume der romantiſchen Schule zugelaſſen, die ſo ſehr zu dem Succès Heinrichs III. beitrugen; Victor Hugo

und Alexander Dumas rangen hier um die Palme; Alfred de Vigny wurde hier mit seinem „Chatterton" zugelassen. Die Wahrheit, die einst im théâtre français so große Dinge wirkte, die vielleicht nicht wenig zum Ruhme des französischen Volks beitrug, denn den Helden von Corneille und Racine folgten die Helden Napoleons; die Wahrheit, die allein die Kunst unsterblich macht, verschwand hinter jenen verschlossenen Thüren, welche die Dramen Hugo's auszeichnen, und konnte selbst von jenen geheimen Schlüsseln nicht wieder aufgefunden werden, welche jene verschlossenen Thüren allein öffnen; die Wahrheit wurde durch den Luxus der Garderobe ersetzt. Aber man sah sich bald an der Garderobe satt, und verlangte von Neuem Rührung, Mitleid, Entsetzen, man verlangte auch Erhebung. Diese Dinge waren nicht in den unterirdischen Gewölben, in den Corridors, bei den Saufgelagen und den Leichengepränge des Verfassers der Lucretia Borgia und Marie Tudor zu finden. Hier war Alles nur erschrecklich, so erschrecklich, daß selbst Georg

Harrys, der den Tyran de Padoue überſetzte, den Block und das Henkerbeil aus dem Gemache der Katharina entfernen zu müſſen glaubte, eine Entfernung, die zu einem weitläuftigen Streit in den Frankfurter Blättern Veranlaſſung gab, denn man war der Meinung, daß dieſe Attribute zum Weſen der Hugoſchen Melpomene gehören. Er wirkt das Entſetzen nicht durch die Eumeniden, ſondern durch den Scharfrichter.

Ich ſprach von der Wahrheit. Man zog es vor, weil das Publicum, oder vielmehr das franzöſiſche Volk — denn das théâtre français hat kein Publicum — doch auf die Länge nicht durch jene Ingredienzien gefeſſelt werden konnte, die das théâtre français mit allen anderen Theatern der Hauptſtadt theilen mußte, ich ſage, man zog es vor, den Anlauf der Romantiker zu hemmen und aus ihnen keine Hauptſache zu machen. Man klammerte ſich feſter, als jemals, wenn nicht an Corneille, Racine und Voltaire, die zu ſehr von Talma abhängig geweſen waren, als daß ihre Helden ihn insgeſammt hätten überleben können, doch zunächſt an Mo-

lière, und die feinere Comoedie, die in Demoiselle Mars in dem Grade ihre Stütze findet, daß sie mit Demoiselle Mars wahrscheinlich aussterben wird. Molière war das wirksamste Heilmittel gegen die Ausgeburten der romantischen Schule, Molière wird alle Zustände Frankreichs überleben, weil seine Lustspiele eben so sehr für die Zukunft, als für die Gegenwart geschrieben sind. Molière stand auf dem Höhepunkt der Gesellschaft, wie Shakspeare auf dem Höhepunkt der Menschheit stand. Molière kann nur mit dem französischen Volke untergehen, aber er ist auch so wenig, wie an die Zeit, an die Schauspieler gebunden, seine Lustspiele sind in dem Grade national, wie Jules Janin so treffend bemerkt, daß sie, selbst von den schlechtesten Histrionen dargestellt, des Eindrucks nicht verfehlen. Jules Janin sagt: „Wenn das théâtre français eine Zukunft hat, so ist dieß bloß, weil es die Comoedie Molières besitzt, die weder großer Schauspieler, noch reicher Costume und Decorationen nöthig hat.“ Diese Comoedie Molières hat das théâtre fran-

çais gerettet, man begriff, daß man eines Talismans bedürfe, um nicht in dem Strudel des modernen Dramas mit fortgeriſſen zu werden, und man hielt ſich an Molière. Das moderne Drama ſteht noch in ſeiner Kriſe, aber das théâtre français kann nur eine fertige Zukunft der dramatiſchen Literatur adoptiren, es ſoll keine Arena werden derer, die noch nach dem Scepter und der Krone ringen. Somit ſuchte man den Begriff der Claſſicität für dieſe Bühne feſtzuhalten und die Romantiker nahmen vorerſt zu der Porte St. Martin ihre Zuflucht, wo ihnen die eminenteſten Talente zu Gebote geſtellt wurden: Boccage und die George, der Talma und die Mars der romantiſchen Schule. Später wandte man ſich an Herrn Gasparin mit der Bitte um ein zweites théâtre français, man ſchützte vor, daß die alte legitime Bühne, die der Revolution in der Kunſt und Poeſie ſo kräftigen Widerſtand geleiſtet hatte, nicht ausreiche für die Fruchtbarkeit der neueren Dichter.

Das théâtre français iſt noch immer die erſte Bühne Frankreichs, weniger der Kräfte we-

gen, die hier wirken, als eben wegen jener Hingebung des franzöſiſchen Volks an Alles, was Ruhm heißt, beſtände er auch nur in Traditionen und todten Vermächtniſſen. Ich preiſe dieſe Ruhmſucht nicht, aber in der Kunſt hat ſie ihr Gutes, ſie hat eine Pietät für Dinge hervorgerufen, die in anderen Ländern nur zu leicht Antiquitäten werden. Was kümmert uns Deutſche Schröder, Eckhoff, Iffland, Devrient? Aber ganz Frankreich participirte an dem Ruhme Talma's. Die Franzoſen laſſen ſich durch ihre großen Männer im Leben begeiſtern, nach ihrem Tode verſetzen ſie ſie unter die Götter; die Deutſchen ließen ſich von Iffland und Devrient unterhalten, man vergötterte ſie ſogar während ihres Lebens, nach ihrem Tode hat man ſie vergeſſen. Sie waren Schauſpieler.

Ich ſchildere hier einen Abend im théâtre français. Man beginnt um ſieben Uhr, aber meiſtens hat ſich ſchon geraume Zeit vor der Caſſen-Oeffnung eine lange Queue gebildet, beſonders ſeit dem Wiederauftreten der Mars, die, den ſechszigen nahe, Triumphe feiert, wie

zur Zeit, als ſie die Mars des Kaiſers war. Das franzöſiſche Volk iſt dankbar gegen allen Ruhm, und während die Induſtrie eine Carricatur d'une première amoureuse du théâtre français im „Charivari" bot, huldigte der Enthuſiasmus des Publikums derſelben première amoureuse in „Marie ou les trois époques," wo ein funfzehnjähriges Mädchen Liebe und Unglück erlebt. In der That in Paris iſt die Kunſt — ſelbſt die dramatiſche, die ſonſt ſchon bei Lebzeiten ſtirbt — unſterblich.

Voltaire's Statue im Veſtibule, in ernſter, ſinnender Haltung, bildet einen ſcharfen Gegenſatz zu der Gaſſen-Induſtrie im Parterre. Ausrufer ſteigen kreuz und queer über die Bänke, indem ſie die Programme und Theater-Journale in die Höhe halten: „Messieurs, demandez le journal du théâtre avec les acteurs," oder le programme du spectacle. Mich, der ich an die ehrfürchtige Stille deutſcher Hoftheater gewöhnt war, überlief es beinahe eiskalt bei dieſem Anblick: Hinter der Gardine die erſten Schauſpieler Frankreichs und, ſtatt Erwar-

tung und Spannung, vor derſelben Marktgeſchrei. Freilich kennen die Franzoſen im Theater jene Etiquette nicht, die in Berlin ſogar die Intendanz durch gedruckte Affichen an das entblößte Haupt und die Achtung vor der Kunſt erinnern ließ, aber ſo demokratiſch hätt' ich mir doch das Benehmen des Publicums im Theater des Königs nicht vorgeſtellt. Indeß dieſe Dinge ſtören kaum die Illuſion, wenn ihr erſter Eindruck vorüber iſt; denn die kleinen Intermezzi von Ausrufern, Programmen, Gedichten und Nebenſachen dauern nicht länger, als bis zu dem Augenblick, wo die Ouverture beginnt, oder die Gardine ſich hebt. Jetzt iſt Alles lautlos, lauſchend, hingegeben, nur Spannung und Entzücken malt ſich in den Mienen; denn jeder Zuſchauer eignet ſich ein Theilchen des Ruhmes zu, der von dem kleinen Raume des théâtre français ganz Frankreich, vielleicht Europa überſtrahlt. In der That, wen ſollte ein Parterre nicht begeiſtern, das ſo ſchöne Reſultate veranlaßte; denn hier finden Wechſelwirkungen ſtatt.

Ich bemerkte im théâtre français kein Intereſſe für die Perſönlichkeit der Schauſpieler und ſelbſt der Schauſpielerinnen, man hatte neben den Damen Noblet und Dupont, die meinen Schönheitsſinn entzückten, nur für die alte Mars Auge, Ohr und Herz. Freilich, meine Begeiſterung wurde mit betrübenden Seitenblikken untermiſcht. Was würde die Mars in Frankfurt ſeyn und was die Lindner in Paris. Die Lindner iſt vielleicht die einzige deutſche Schauſpielerin, die jener an Kunſt und dem Colorit der Darſtellung gleich kömmt, die kaum ſchwärmeriſcher und inniger iſt, höchſtens von etwas mehr Embonpoint, aber weit jünger; indeß der Lindner, wie all' unſerer dramatiſchen Kunſt, fehlt der Concentrationspunkt: Paris, der Einfluß auf eine Nation und eine Literatur.

Die Mars — wer hat nicht von ihr gehört? — iſt noch immer eine Hauptſtüze jener feinen Comoedie Molière's. Ich ſah ſie zuerſt im „Miſanthropen," als Calimene. Die Entfernung verhinderte mich nicht, jene tiefen Geſichtsfurchen zu erkennen, die das Spätalter aus-

zeichnen, mit einem Worte, ihr Geſicht iſt run-zelig, aber ihr Auge mag eben nicht viel älter ſeyn, als zur Zeit, wo ſie Napoleon beſiegte. Ich ſpreche hier nicht von dem Glanze und dem ſchönen Dunkel, ich ſpreche hier von dem Ausdruck dieſes Auges: es iſt eben ſo ſchalkhaft, wie innig, eben ſo leicht und flüchtig, wie tief und beſtändig; man möchte ſagen, in dieſem Auge ſey eine ganze Comoedie Molière's geſchrieben. Und die Toilette, die Tournure, die Rundung und Fülle der Bewegung, hier ſieht man, wie die Kunſt das Alter cachiren kann. Eins kommt freilich den Darſtellern des höhern Luſtſpiels im théâtre français, vorzüglich aber der Mars, bei der Darſtellung jener Charaktere, deren Aeußeres die feinſte Etiquette verlangt, zu ſtatten: ich meine der Umſtand, daß ſie in allen jenen Cirkeln, die ſie repräſentiren, gelebt, daß ſie alle Stufen der Geſellſchaft durchgemacht haben, daß ſie, mit einem Worte, durch die Dichtung nicht in eine unbekannte Sphäre verſetzt werden, wie unſere deutſchen Schauſpieler, die häufig nur in den Weinhäuſern und Bier-

ſtuben die Geſellſchaft ſtudiren und die Soiréen höchſtens aus den Tieckſchen Vorleſungen kennen. Man könnte ein ganzes Capitel über das „Sich Setzen," „Sich Verbeugen," „Sich Bewegen," Sich Erheben," „Lächeln," „Lachen" im théâtre français ſchreiben, und ich würde es thun, wenn ich Auguſt Lewald wäre. Natürlich konnte ſich eine Mars nur in ſolcher Umgebung ſo herausbilden und ſich gleichſam im Luſtſpiele acclimatiſiren. Es beſteht in Wahrheit ein innerer Zuſammenhang unter jenen Darſtellern, eine Ideen-Gemeinſchaft, eine Einheit, wie ſie höchſtens nur auf dem Burgtheater in Wien gefunden wird, nur bin ich überzeugt, daß kein deutſcher Schauſpieler ſo trefflich memorirt, wie jene. Das Organ der Mars iſt noch klangvoller und einſchmeichelnder, als das der Demoiſelle Lindner — ich kann es nicht bezeichnender ſchildern. Sie beſitzt eine wahre Tonleiter der Gefühle in der Kehle, die von dem Forte der Leidenſchaft an bis zu den zarteſten Nuancen des Leides und der Freude reicht. Dieſe Schönheit des Organs tritt durch die fran-

zösische Sprache um so mehr hervor, indem Demoiselle Mars die Anhäufung der Vocale so trefflich zu benutzen weiß. Sie gewinnt der französischen Sprache etwas Mildes, Süßes, ja Elegisches ab, das gewaltig mit dem Pathos, das sonst die französische Declamation auszeichnet, contrastirt. Schon ihr „oh oui“ wird dem Deutschen ein stetes Souvenir bleiben. Wenn Herr von Raumer behauptet, daß er nie so viel Deutlichkeit bemerkt, als in der Aussprache dieser Schauspielerin, so muß man ihm nicht [illegible] rin beipflichten, sondern man möchte a[illegible] haupten, daß sie das beste französisch in [illegible] reich spricht. Es ist nicht wohl möglich, [illegible] ständlicher zu prononciren und zugleich mehr die Melodie der Sprache walten zu lassen; jedem Vokal geschieht sein Recht, ein Hauch vertritt hier oft nur die Stelle der Betonung, aber das Verschlucken und Verweben der Silben kennt die Mars nicht. Dieser Umstand macht es möglich, daß sie selbst von einem Deutschen, dessen Ohr sich nie an jenes nachlässige Zusammenfließen gewöhnen kann, auf das Genaueste ver-

ſtanden wird. Und welches Genie entwickelt ſie im Vortrage jener gedehnten, ſchleppenden Alexandriner, welche dem raſchen Dialog der Comoedie eigentlich Pantoffel anziehen; wie gewandt weiß ſie dieſen einförmigen Rhythmus zu behandeln, ſie macht ihn jugendlich, kräftig, behend, er erhält in ihrem Munde eine neue Bedeutung, ohne daß man ſeine Form beeinträchtigt fände. So geſprochen, hebt er das [illegible] Luſtſpiel, er gibt demſelben eine künſtlerische Form, ohne das Leben der Handlung zu [illegible].

[illegible] „Miſanthropen" folgte „Le procès criminel" ein Luſtſpiel, in welchem ein junger Dichter die Manie der Franzöſinnen für die Criminal-Proceſſe und die „gazette des Tribunaux" lächerlich macht. Auch in dieſer Pièce ſpielte Demoiſelle Mars eine junge Dame, voll Unſchuld, Laune und im Erwachen erſter Liebe, während die jüngeren Schauſpielerinnen des théâtre français in Nebenrollen beſchäftigt waren. Keinem fiel das auf. Die franzöſiſche Kritik kennt keine Rangordnung der Fächer, die

den Maßſtab der Jugend anzulegen genöthigt iſt. Hier gilt der Maßſtab der Kunſt, des Ruhms, ſelbſt der der Einnerung und Tradition.

Demoiſelle Mars hat ihren eigentlichen Platz in der Comoedie und dem bürgerlichen Drama, die Tragoedie, die klaſſiſche, wie die romantiſche, liegt ihren Mitteln fern; denn Demoiſelle Mars iſt die geregelte, die „correcte" Leidenſchaft, die ſich nimmermehr vor dem Publicum nackt hinſtellen mag, wie ſie Gott erſchaffen hat, ſondern die ſtets der neueſten Mode bedarf. Victor Hugo dichtet für die Dorval, aber nicht für die Mars. Und die klaſſiſche Tragoedie iſt auch nicht für die Mars gedichtet; denn dieſer noch immer ſchöne Fuß wird ſich ſtets beſſer nach dem Petit Courrier des Dames beſchuhen, als mit dem Cothurn. Das unbeugſame Fatum der klaſſiſchen Tragoedie kann nimmer über Demoiſelle Mars walten, wie über Götter und Menſchen, ſeitdem ſie es in der Perſon Napoleons zu ihren Füßen ſah. Zu dem Allen kömmt noch, daß Demoiſelle Mars vielleicht allein von allen franzöſiſchen Schauſpielerinnen ſich am

wenigſten von dem Pathos beherrſchen läßt, das nun einmal das Hauptmoment der franzöſiſchen Tragoedie bildet. Aber es geſtalten ſich jetzt in Frankreich ſociale Dramen: George Sand wird vielleicht auf der Bühne einen Nebenbuhler erhalten. Daß Madame Ancelot dieſer Nebenbuhler nicht ſeyn kann, iſt ziemlich gewiß; denn ſie beſitzt keine Tiefe; aber ihre „Marie" hat den erſten Grund zu einem dramatiſchen Genre gelegt, der gewiß von Begabteren benutzt werden wird. Man wird ſicher Dramen dichten, die die Verwirrungen der jetzigen Geſellſchaft behandeln. In dieſen Dramen wird Demoiſelle Mars neue Triumphe feiern, ſie entzückte bereits, als ich ſie zum dritten Male ſah, zum funfzigſten Male als Marie Paris. Daß aber eben dieſe Dramen ein merkwürdiges Moment in der franzöſiſchen Literatur bieten werden, unterliegt kaum einem Zweifel, da ſie die beſtehende Geſellſchaft zum Gegenſtand haben, nackt und verworren, wie ſie iſt, ohne Iffländſche Tugend, ohne edle Zimmermeiſter, mit einem Worte ohne Zuſätze, die außer ihr liegen, aber

mit allen Resultaten, die sich an jenen Zustand knüpfen, und folglich auch mit einer Moral. Diese Richtung der dramatischen Literatur werden wir Demoiselle Mars zu verdanken haben; denn die ersten dramatischen Schriftsteller Frankreichs werden es kaum ruhigen Auges ansehen, daß Madame Ancelot mittelst der Mars auf einem Felde Lorbeeren erndtet, das innerhalb der neuesten Zeit liegt, wenigstens derselben näher, als Lucretia Borgia, Marie Tudor und der Tyrann von Padua. —

Auf dem théâtre des variétés in Paris wird seit anderthalb Jahren ein kleines Drama mit Gesang dargestellt, das neben allen jenen Anregungen, die sich in der Hauptstadt drängen, eine Stelle behauptete und die Kritik von sich reden zu machen mußte. Es versammelte ein ungewöhnliches Publicum in dem Theater des boulevard Montmartre: alte Trümmer des Kaiserreichs und die chaussée d'Antin, mit einem Worte, einen großen Theil jener feinen Bourgeoisie, die den faubourg St. Germain seit der Julius-Revolution zurückgedrängt hat. Das

Stück führt den Titel: le gamin de Paris und ist voll nationaler Anklänge und Volkswürde. Bouffé spielt die Titelrolle. Man hat dieses Stück auch in Deutschland gegeben, aus zwei Acten vier gemacht, die Couplets gestrichen und den gamin in einen kleinen Taugenichts umgewandelt. Selbst in dieser veränderten Gestalt und ohne jene Beziehungen, die nur in dem französischen Volke wurzeln, hat das Stück in Deutschland einen außerordentlichen Succès gehabt. Aber der gamin spielt eine Rolle in der neuesten französischen Geschichte, wie ich das gleich beweisen werde, und ich kann somit gegen den kleinen Taugenichts, den man ihm substituirt, protestiren. Wir Deutsche verstehen unter Taugenichts jenen munteren Buben mit vielem Muthwillen, einiger Schadenfreude und gar keinem Charakter. Er stiehlt den Bauern die Eier, klettert über Zäune in fremde Gärten, wirft die Fenster ein und ist ehrlicher Leute Kind. Der gamin ist nicht so leicht zu definiren, aber so viel ist gewiß, daß ein „kleiner Taugenichts" kein gamin ist. Jene kann man

allenthalben finden, dieſen findet man nur in Paris, und ich habe den Namen dort an zwei Orten gehört, wo er mich tief ergriffen hat. In der Nähe des Louvre und au marché des innocents befinden ſich bekanntlich die Gräber der im Juli 1830 Gefallenen; man lieſt hie und da: Henri, oder Charles etc. agé 15 ans, mort en combattant pour les lois et la patrie, und im Pantheon, das die Inſchrift führt: aux grands hommes la patrie réconnaissante" finden ſich dieſelben Namen wieder, auf zwei groſſen ſchwarzen Tafeln, in Erz gegraben. „So jung und ſo ſchön geſtorben!" redete ich den wachthabenden Nationalgardiſten an, der gar feierlich unter der groſſen tricolornen Fahne, die auf die Gräber gepflanzt, einherſchritt. Ja, mein Herr, der junge Mann iſt glorreich gefallen, beim Angriff auf das von den Schweizern vertheidigte Gitter des Louvre. — Nicht wahr, er war ein Zögling der Militairſchule? — Nein, mein Herr, ein gamin, aber ein braver junger Mann. — Nun, man wird aus den zwiſchen dem Nationalgardiſten und mir gewechſelten Wor-

ten erſehen, daß ein gamin kein „kleiner Taugenichts“ iſt. Wollte man ihn zu einem Gaſſenbuben machen, man würde noch unrechter thun. Der „gamin“ iſt ein braver, tüchtiger Burſche, dem nur Mittel und Gelegenheit fehlen, ſich in der Geſellſchaft geltend zu machen, ein edles Blut, nur nicht ganz frei von dem Gaſſengeruch, vielleicht der Erbe von einigem Ruhm — denn ſein Vater hat unter der alten Garde gedient, und wenn er nicht zu eſſen hat, er kann den Orden der Ehrenlegion, das einzige Vermächtniß des Vaters, nicht verſetzen. Wenn ſolch' ein Burſche einen alten Waffengefährten ſeines Vaters findet, einen Mann, der beſſer reuſſirte, als dieſer, wie ſolches mit ſo manchem Marſchall von Frankreich geſchah, der häufig nur ein gamin war, ſo kann es wohl der Fall ſeyn, daß ſich zwiſchen einem Pair von Frankreich und einem gamin rührende, ja ergreifende Scenen ergeben, gerade ſo, wie ſie in dem „gamin de Paris“ geſchildert ſind.

Ich ſagte, den gamin ſpiele Bouffé in den Variétés und wahrlich! man muß Bouffé geſe-

hen haben, um zu begreifen, wie die beiden entgegengeſetzteſten Pole der darſtellenden Kunſt: Weinen und Lachen, Rührung und Komik, die Poſſe und das Drama von den Verfaſſern des „gamin de Paris“ in einer Rolle verſchmolzen werden konnten. Man wußte dafür einen Darſteller in den Variétés, man wußte, daß Bouffé die Lachmuskeln auf das Aeußerſte anregen und wie ein Blitzſtrahl in demſelben Augenblick, bei demſelben Publicum eine Rührung entzünden kann, die ſich binnen einigen Minuten zum Enthuſiasmus ſteigern wird, zu einem Enthuſiasmus, der ſich an die ſchönſten Momente der franzöſiſchen Geſchichte knüpft, an die gloire du peuple, an den Kaiſer, an das Vaterland. Où est on mieux, qu'au sein de sa famille! Das iſt die Grund-Idee jenes Vaudeville, oder Dramas mit Geſang, mit dieſer Maxime, die häufig von Napoleon nur zu einer bloßen Comoedie benutzt wurde, hatte er ſich das Herz des Volks erſchloſſen, und dieſe Maxime kann noch jetzt daſſelbe Volk, das ſich längſt anderen Tendenzen hingegeben hat, be-

geiſtern. Gleichheit, Volkshoheit und Volksruhm werden den Franzoſen ſtets hinreißen, dieſer gamin, der ſo viele dumme Streiche macht, iſt ihnen ein Held, indem er das Anſehen des Volks gegen die Anmaßungen der Ariſtokratie vertritt, eine edle Geſinnung gegen eine adlige. Sie lachen von Herzen über ſeine tollen Streiche, aber wenn er anfängt, zu denken, zu urtheilen, wenn er alle jene Ideen ausſpricht, die ſeit 1792 immer mehr Gemeingut des franzöſiſchen Volks geworden und die durch ſo viele erhabene Thatſachen bewieſen ſind, ſo werden ſie ernſt, wie in der chambre des députés, wenn Odilon Barrot gegen das Disjunctions-Geſetz ſpricht. Und wenn der gamin an jene Traditionen von dem modernen König Arthur und den Rittern ſeiner Tafelrunde erinnert, wenn er ſtolz und mit einer Thräne in den Augen, aber mit aller Begeiſterung des Sohnes eines Mannes, der in der alten Garde diente, ſpricht: mon père est mort aux Invalides, ſo jubeln ſie und weinen laut, und der Deutſche neben ihnen weint auch, denn er fühlt es im tiefſten Herzen, daß ſo viel

Hochherzigkeit nie und nimmer in Deutſchland auf der Gaſſe gefunden wird. Und das iſt keine Dichtung, das iſt Alles Wahrheit, das iſt Alles erlebt; der gamin iſt der Ausdruck eines Volkscharakters, der ſeit 1792 zu einem weltgebietenden Anſehen gelangte. Gegenſatz von Volk und Ariſtokratie, von alter und neuer Zeit, darum handelt es ſich in dieſem Stücke. Ich habe die Elemente deſſelben bezeichnet, die Scenen und Perſonen des „gamin“ ſind in Deutſchland bekannt. Aber einen Bouffé gibt es in Deutſchland für den „kleinen Taugenichts“ nicht. Bouffé iſt — wenn ich nicht irre — in den vierzigen; wie kann ein Vierziger den „gamin“ ſpielen, einen jungen, rüſtigen Gaſſen-Patrioten, der ſeine Moral nicht in der Schule, ſondern nur auf dem Markte des öffentlichen Lebens, unter den Denkmälern des Vaterlandes, erlernt hat, ich ſage, wie kann ein Vierziger dieſen gamin ſpielen, wenn er nicht eben Franzoſe iſt. Dieſen Humor, dieſe Natur eignet man ſich nicht durch die Kunſt an, ſondern nur durch Gewohnheit und eigene Anſchauung. Ein

Deutſcher wird nie Bajazzo ſeyn können, er hat viel zu viel Reflexion dazu. Wollt Ihr aber den „gamin“ haben, ſo denkt Euch in dem Bajazzo einen Charakter. Heute läßt er ſich als Bajazzo ſehen und überſprudelt von Muthwillen; morgen ſetzt er Leib und Leben an das Vaterland. So ſpielt Bouffé den gamin; dieſer „gamin“ aber iſt in Deutſchland nicht zu haben. Uns Deutſchen fehlt es an Regſamkeit, an Volkscharakter: Straßenhumor und Adel der Geſinnung können wir nicht zuſammenreimen, wir kennen keine Erbſchaft des Ruhms, keinen höheren Aufſchwung, der bloß auf Traditionen beruht. Man hat deshalb auf der deutſchen Bühne einem Frauenzimmer Hoſen anziehen müſſen, um einen gamin zu erhalten, und, ſeltſam genug, ich habe dieſe Rolle in Deutſchland ſo dargeſtellt geſehen, als ſie ſchwerlich von Männern dargeſtellt werden möchte, vielleicht aus dem Grunde, weil eine Dame doch mehr die zarten Seiten des Charakters anſchlägt und jene derben Seiten, die den gamin auszeichnen, weniger voranſtellt, als es offenbar ein Mann thun würde.

Berichtigungen.

S.	33.	Z.	8.	v. o.,	ſt. tiefſinnig, tiefinnig.
″	69.	″	10.	—	″ heißen, feiſten.
″	98.	″	10.	—	″ er, es.
″	101.	″	3.	—	″ Fraiſſard, Froiſſard.
″	177.	″	6.	—	″ in eben dem Kapitel, in dem dritten Kapitel.
″	185.	″	8.	—	″ Ahrend, Arndt.
″	197.	″	4.	—	″ freie, feine.

In gleichem Verlage iſt erſchienen:

Russische Novellen u. Skizzen.

Uebertragen

von

Albin von Seebach.

1 Thlr. 12 gGr.

Abenteuer

auf einer Reise nach Indien

über Aegypten, das heilige Land

und Syrien.

Vom

Major Skinner.

Aus dem Engliſchen.

3 Thle. — 3 Thlr. 12 gGr.

Bilder aus England.

Von

Graf Eduard von Melfort.

Aus dem Engliſchen.

2 Bde. 3 Thlr.

Der Spiessgesell.

Aus dem Engliſchen.

3 Thle. — 3 Thlr. 12 gGr.

Kaiser Otto in Florenz.

Schauſpiel nach Lope de Vega.

Das Wetter hol' die Liebe.

Luſtſpiel nach Calderon.

Frei bearbeitet

von

P. v. E.

1 Thlr. 12 gGr.

Brüssel und Paris

von

Eduard Beurmann.

Zweiter Band.

Leipzig,
bei Theodor Fischer,
1837.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Vorwort.

„Brüssel und Paris!“ Das Königreich Belgien ist in der jüngsten Zeit nach allen Richtungen hin ausgebeutet worden und Pariser Zustände drängen sich nicht nur in der periodischen Presse, sondern auch im Buchhandel. Indeß möchte ich behaupten, daß jenes oft einseitig, noch öfter scheelsüchtig betrachtet worden ist,

während dieſe unermeßlichen Stoff bieten, der kaum von Einzelnen zu verarbeiten iſt. Ueberhaupt wird es nicht ohne Nutzen ſeyn, die verſchiedenen Eindrücke zu vergleichen, welche die Hauptſtadt Frankreichs, die Achſe einer europäiſchen Bewegung, auf verſchiedene Beobachter hervorrief.

Genügen mag, was meine Subjectivität betrifft, die Verſicherung, daß ich ohne irgend ein Vorurtheil die Pariſer Zuſtände betrachtet habe; denn der Standpunkt des Fortſchrittes, von welchem aus ich auf Paris herabblickte, das vielleicht

doch in einer edleren und höheren Bedeutung, als es bis jetzt der Fall war, la capitale du monde genannt werden kann, würde mir nur von dem Obscurantismus als ein solches ausgelegt werden können.

Man wird bald einsehen, daß die Schilderung der Hauptstadt Frankreichs nicht mit dem zweiten Bande dieser Schrift geschlossen ist. Ich habe hier nur einzelne öffentliche Charaktere, die durch die Ereignisse der letzten Zeit in europäische Beziehungen geriethen, besprochen, und die Pariser Zustände mehr im Allgemeinen, als in ihren Détails beschrieben.

Somit werden Fortſetzungen des Werks, in Bezug auf Paris, folgen, wenn anders die vorliegenden Mittheilungen einiges Intereſſe erregen ſollten.

Frankfurt a. M. im Septemb. 1837.

Dr. Beurmann.

Vierzehntes Kapitel.

Der cimetière du père Lachaise. — Die Mauſoleen und Gräber. — Le pauvre et son chien.

Der Père Lachaise ließ mich nicht lange ruhig in Paris; ich mußte einen Begräbniß-platz kennen lernen, der ein ſo großes Rénommée erlangt hat und von dem ich ſchon als Kind in Bremen gehört hatte, daß er „reizend," wäre. Die Bremer nämlich ſagen, wo andere Leute begeiſtert ſind, es iſt „reizend," und wer in Bremen geweſen iſt, wird ſicher wiſſen, was Alles mit dieſem Worte verbunden wird. „Oberneuland" iſt reizend und der Père Lachaise iſt auch reizend. In der That iſt der cimetière du Père Lachaise reizend, ich möchte viel lieber darauf wohnen, als darauf begraben ſeyn.

Er liegt hoch über Paris und wenn man auf jenem künſtlichen Hügel des jardin des plantes ſteht, ſo kann man mit bewaffnetem Auge den marmornen General Foy erkennen, mit der Inſchrift „au général Foy les citoyens de Paris.“ Zu ſeinen Füßen ruhet Benjamin Conſtant. Ich war, bevor ich zum Père Lachaise wallfahrtete, in dem „jardin des plantes“ und nachdem ich die hohe majeſtätiſche Geſtalt Foy's von dort erblickt hatte, mochte ich den Löwen im Zwinger des Gartens nicht mehr ſehen; nach anderthalb Stunden ſtand ich allein auf dem höchſten Gipfel des Todtengartens, wo jetzt Börne ruht, der einſt ſchrieb: „Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu ſterben; denn kann man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben.“ Sie Alle haben dort gelebt, die ich jetzt aufzuſuchen ging unter den dreißig tauſend Gräbern, Mauſoleen und Grabſteinen, die ſich hier einander den Platz ſtreitig zu machen ſcheinen, ſie Alle dachten vielleicht mit Börne: „Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris zu ſterben;“ denn ſie

Alle waren Franzosen. Der Père Lachaise ist der civilisirteste Begräbnißplatz von der Welt, ich wenigstens weiß keinen zweiten, wo so viel Unsterblichkeit beisammen ist, man vergißt sogar ganz, daß man sich unter Todten befindet. Mir wenigstens ging es so. „Befehlen Sie einen Führer?" fragte man mich an der großen Eingangspforte. Ich zog es vor, allein meinen Weg zu gehen und mein Erstes war, die Spitze des Berges zu erklimmen, des mons sacer von Frankreich. Zu meinen Füßen lag Paris in langer weiter Ausdehnung, aber ich hörte Nichts von jenem betäubenden Lärm, von jener rastlosen Industrie, die erst an der Pforte des Père Lachaise Halt macht, denn die Mündung der rue des Amandiers ist von Steinhauern und anderen Leuten occupirt, die Grabsteine und Todtenkränze feil bieten; ich hörte Nichts von jenem theilnahmlosen Gewirre des Egoismus, der sich in den Pariser Gassen drängt. Alles schien wie ausgestorben: die großen Steinmassen starrten steif und unbeweglich zum Himmel empor: die église Nôtre-Dame, das Pantheon, die ég-

liſe St. Sulpice, der Montmartre, mit einem Worte, die Höhepunkte in und um Paris dienten allein dem Auge zur Ruhe; Scenen des Lebens feſſelten es nirgends. Todtenſtille ringsum, und doch ringsum ewiges Leben; denn hier ruhen Molière, Talma, die Raucourt, die Duchesnois, Delille, Fourcroy, Haüy, Thouin, Girodet, Grétry, Méhul, Prudhon, Vincent, Rolland, Monge, Laplace, Parmentier, de Bellart; hier ruhen die Ritter der Tafelrunde, die Marſchälle von Frankreich, Maſſena, Lefebvre, Beurnonville, Kellermann, Serrurier, Suchet, Davouſt, hier ruhen Camille Jordan, Foy, Benjamin Conſtant, Lamarque, Caſimir Périer. Und wem alle dieſe Namen fremd ſind, ſollte er nie von Abeilard und Heloiſe gehört haben? Unter den Cypreſſen des Père Lachaiſe hat dieſe ſüße Liebe ein Aſyl gefunden. Ach! man fühlt es lebhaft, die Lieder von Mathiſſon und Hölty ſind nur zu den Linden deutſcher Kirchhöfe gedichtet, auf dem Père Lachaiſe kann man ſo nicht ſingen. Hier iſt Alles Epos und Weltgeſchichte und Morgenröthe eines neuen Tages.

Mitten aber unter allen dieſen Ruhm und Enthuſiasmus einer Nation hat man ein Stück roher ruſſiſcher Pracht geſtellt, das Mauſoleum der Madame Demidoff, das ſchönſte auf dem Père Lachaise. Wer war Madame Demidoff? Wie kalt ließ mich dieſes Mauſoleum, vielleicht das Einzige, an das ſich keine Erinnerungen knüpften, nicht einmal die eines Armen, eines Kindes, einer Familie. Es war in ſo ſchönem Style gebauet, wie die lateiniſchen Leichen-carmina des verſtorbenen Hofraths Böttiger, und auch eben ſo langweilig; denn was iſt langweiliger als ein unſterbliches Denkmal über Gebeinen von geſtern. — Auf Lefèbvre's Mauſoleum ſteht ſein bloßer Name; auf dem Maſſena's ſind die Schlachten angeführt, die er ſiegreich ſchlug. Ney hat nur ein Kenotaphium, man weiß nicht, wo ſeine Gebeine ruhen, die die älteren Bourbonen ſelbſt noch nach ſeinem Tode zu fürchten ſchienen. Uebrigens war er der einzige Marſchall von Frankreich, der nach der Entſagung von Fontainebleau für ſeinen Kaiſer ſtarb, für die anderen ſtarb der Kaiſer. Der „lion rouge“

konnte es vielleicht auch nicht über's Herz bringen, ruhig auf seinem Bette zu enden: er suchte den Tod im Schlachtendonner von Waterloo, und als er ihn dort nicht fand, nahm er ihn gern aus der Hand der Bourbonen im Garten des Luxembourg hin. Ney und Murat sind somit die einzigen poetischen Gestalten unter den Marschällen, nur fehlte diesem die deutsche Treue, die jenen in den Tod führte; denn Ney war aus Saarlouis, wo die deutsche Zunge klingt. Als ich aber einen alten Stadtsergeanten nach dem Marschall Ney fragte und ihn deutsch aussprach, verstand er mich nicht. Ich fügte hinzu! le prince de la Moskowa, und er entgegnete verbessernd: Ah! le maréchal Ney, indem er das Wort Né betonte. So sind viele unserer schönsten Namen und Charaktere französirt worden, weil wir sie in Deutschland nicht gebrauchen konnten.

Als ich wieder abwärts stieg, von der Kapelle hernieder, die dem Gipfel nahe liegt und von deren Stufen man den schönsten Anblick

der Hauptſtadt genießt, begegnete mir ein einfacher, ſchlichter Sarg. Niemand folgte ihm. Aber auf dem Sarge lag das croix d'honneur und hinter dem Sarge ging ein troſtloſer Pudel. Man wird glauben, ich wolle die Geſchichte von dem pauvre et son chien wieder aufwärmen, indeß ich kann mich auf den „National“ beziehen, der zu derſelben Zeit den Nekrolog eines alten Obriſten der Kaiſergarde enthielt. Sein Name iſt mir entfallen, aber er war es, den man begrub. Blind und im tiefſten Elend war der Brave geſtorben, er hinterlies ſeiner Wittwe nur ſeinen Degen, ſein Ehrenzeichen, ein Bild des Kaiſers und ſeinen Ruhm; denn der „National“ erzählte, daß er von der Brücke bei Arcole bis zu Waterloo ehrlich gefochten, daß ihn die Reſtauration verſtoßen und die Julius-Revolution hülflos gelaſſen habe. In Deutſchland würde natürlich der Mann auch ohne Nekrolog geblieben ſeyn, vorausgeſetzt nämlich, daß man ihn ex officio hätte verhungern laſſen. Die Preßfreiheit ſichert freilich nicht gegen den Hungertod, aber ſie macht

ihn wenigſtens erträglich, indem ſie offen und frei erklären läßt, daß der ſo erbärmlich Umgekommene zu etwas Beſſerem nütz geweſen ſey, als Hungers zu ſterben. Das ſind dann Worte, die wenigſtens zum Throne dringen, wenn auch nicht zum Herzen.

Funfzehntes Kapitel.

Die Deutſchen in Paris. — Ihre Stellung im ſocialen Leben überhaupt und unter einander. — Oberflächliches Urtheil der Franzoſen über die Deutſchen. — Mangel eines Concentrationspunktes der Deutſchen in Paris. — Die deutſche Nation der franzöſiſchen gegenüber. — Heinrich Heine.

„L'Allemagne est sans doute un bien pauvre pays! On ne voit, que des enseignes de tailleurs et de cordonniers Allemands;“ dieſe Worte wollte Spazier von einer franzöſiſchen Dame vernommen haben, mit welcher er mehrere Straßen von Paris durchfuhr, die zufällig mit deutſcher Induſtrie überfüllt waren. Ich glaube ſeiner Verſicherung gern; denn ein Volk, das nach Paris kömmt, um Geld zu verdienen, muß hier, wo man ſo gern von den Fremden

Geld verzehren ſieht, nothwendigerweiſe in den Ruf der Armuth kommen. „Pauvre“ iſt ein ſchreckliches Wort in Paris, es iſt beinahe noch von gröſſerer Wirkung, als misère; denn mit dieſer hat man doch noch Erbarmen, man weint vielleicht über ſie, wenn ſie Hungers ſtirbt. Ein Menſch aber, der einem Volke angehört, das in Paris in dem Rufe der pauvreté ſteht, muß die äußerſten Kräfte anwenden, um ſich Achtung zu verſchaffen. Und wie kann das der Deutſche in Paris? Hier konnte nur Rothſchild eine Stellung erlangen; denn ein ſo ſchlechtes franzöſiſch er auch ſpricht, er ſpricht daneben eine andere welthiſtoriſche Sprache. Aber die Pariſer haben es längſt vergeſſen, daß Rothſchild aus Frankfurt a. M. iſt, da er natürlich weder die deutſchen Réfugiés, noch die deutſchen Handwerker des Faubourg St. Antoine zu ſeinen Diners ziehen kann. Nur Heine fand hier einen Platz und der erklärt hundert Mal an einem Tage: er mache eine Ausnahme von der Regel.

Im ſocialen Leben der Hauptſtadt können

ſich die Deutſchen nicht geltend machen, weder im Ganzen und Großen, da ſie kein Geld haben, wie die Engländer, noch im Einzelnen und Kleinen, da ſie nicht franzöſiſch ſprechen. Ich ſage, ſie ſprechen nicht franzöſiſch; denn ſelbſt die Beſten unter ihnen radebrechen es nur. Wie ſollten die Deutſchen in Paris alſo geiſtreich ſeyn können. Und geiſtreich muß man hier wenigſtens ſeyn, wenn man kein Geld hat, um nicht unter die tailleurs und cordonniers Allemands gezählt zu werden. Wenn aber Deutſche in Paris zufällig gut franzöſiſch ſprechen, ſo hält man ſie nicht einmal für Deutſche, ſondern für Elſäſſer, oder, wie z. B. Spazier, der ſüdliche Geſichtszüge und pechſchwarze Haare hat, für Spanier. Ueberhaupt ſcheint man ſtets auf den Deutſchen zuletzt zu rathen, es iſt, als ob man zu beleidigen fürchtete, wenn man es Einem an der Naſe anſieht, daß er Deutſcher iſt. Mich hielt man für einen Engländer, und als ich nicht Engländer ſeyn wollte, ſogar für einen Ruſſen, obwohl die Ruſſen ſehr gut franzöſiſch ſprechen.

Welche Deutſche von Bedeutung ſind ſeit mehren Jahren nach Paris gekommen? — A. W. v. Schlegel, Alexander von Humboldt und Fürſt Pückler waren, ſo viel ich weiß, die Einzigen; denn der feine und geiſtreiche Theodor Mundt, der in den Salon des Herrn Thiers Zutritt erhielt, wird doch der Vermittelung außergewöhnlicher Empfehlungen bedurft haben; oder Herr Thiers ſetzt ſich auch gern mit der jungen Literatur des Auslandes in Verbindung, er war der einzige unter den franzöſiſchen Miniſtern, der einſt Journaliſt war.

Unter ſolchen Verhältniſſen können die Deutſchen in Paris nicht imponiren, man tolerirt ſie in den Salons und ſie ſcheinen ihrerſeits wenig auf die Salons zu ſpeculiren, ſondern ſich mit den Cafés und Reſtaurants zu begnügen. In dieſen Inſtituten trifft man unter allen Fremden vorzugsweiſe Deutſche und zwar nicht die intereſſanteſten: ich wenigſtens erinnere mich nicht, einen Deutſchen dort geſehen zu haben, der etwas Anderes geweſen wäre, als ein Frankfurter, ein Rheinländer, ein Sachſe, ein

Berliner, mit einem Worte ein Menſch, der ſeinen Kaffee trinkt, zur Noth Domino ſpielt und ſo viel savoir faire beſitzt, daß er eine Griſette zum bal Montesquieu führen kann. Die Deutſchen ſind die zahlreichſten Fremden in Paris, aber nirgends ſind die Deutſchen ſo widerwärtig, als eben in Paris: Daher kömmt es, daß jene unter ihnen, die etwas auf ſich halten, eigentliche Berührungen mit deutſchen Landsleuten meiden, ſo ängſtlich meiden, daß Heine ſogar ſeine Wohnung ihnen geheim hält.

Die deutſche Literatur, die nach Paris größtentheils auf flüchtigem Fuße gelangt iſt, iſt unanſehnlich; meiſt ſind jene Leute erſt aus Noth dort Literaten geworden, und da ſie nicht zu leben haben, ſo freſſen ſie ſich im eigentlichen Sinne des Worts einander auf, oder quälen ſich durch gegenſeitige Vexationen zu Tode, es ſey denn, daß ſie überein gekommen ſind, Einer von dem Andern nur Rühmliches in den deutſchen Zeitungen zu ſchreiben und ſich — wenn nicht unſterblich zu machen — doch wenigſtens in eine Poſition zu bringen, die bedeutſam in

Deutſchland erſcheinen könnte. Die Eitelkeit der deutſchen Literatur gibt ſich hier in ihrer ganzen Blöße zu erkennen, ſie wirft ſich den Franzoſen für ein Wort der Anerkennung zu Füßen und läßt ſich von Frankreich ſo wenig feſſeln, daß ſie ſelbſt inmitten der großartigſten Zuſtände nur an ſich und ihre kleinen Détails in den erbärmlichſten deutſchen Blättern denkt. In Kaſſel zerbricht man ſich den Kopf darüber, wer dieſen, oder jenen Artikel in der Didaskalia geſchrieben haben könne, und in Paris nicht minder. Börne hat ſich in ſeinen letzten Jahren über die deutſche Literatur in Paris am meiſten gegrämt, das einzige Glück — meinte er — wäre das, daß die Franzoſen nicht deutſch verſtänden. Und in der That, verſtänden ſie deutſch, ſie würden von der deutſchen Literatur keinen größeren Begriff bekommen, als von den deutſchen Schuſtern und Schneidern.

Es iſt traurig, aber Paris iſt die einzige Stadt in fremdem Lande, wo man, ſelbſt Deutſcher, der deutſchen Zunge aus dem Wege läuft. Hier befällt uns nicht jenes heimiſche Gefühl,

jener gemüthliche Patriotismus, jene hingebende Stimmung, hören wir, mitten unter Franzosen, deutsch sprechen. Wir hören es so viel und in so mannigfaltigen Dialekten, daß wir in der That nicht in Frankreich, sondern in einem deutschen Babel zu seyn glauben, es verliert den Reiz der Neuheit. Treten wir aber unseren Landsleuten näher, so bereuen wir es gewiß in demselben Augenblick, ich wenigstens habe, bis auf geringe Ausnahmen, nie ein so unheimliches Gefühl empfunden, als wenn ich in Paris in diese Lage gerieth; denn mit Handwerkern, die den Ruf der Ehrlichkeit besitzen, kam ich nie zusammen, und bei den Anderen ist man stets gewohnt, zu fragen: was treibt der hier in Paris?

Man glaube nicht, daß Nationalhaß und ähnliche Motive die Franzosen von den Deutschen entfernen. Nein, die Deutschen in Paris würden jeden Augenblick selbst Muhamedaner werden, könnten sie sich dadurch auf irgend eine Weise pousstren, und die Franzosen kennen in diesem Augenblick keinen Nationalhaß. Die Civilisation hat sie so weit fortschreiten lassen, daß

sie nur noch nationalstolz sind. Weil sie es sind, so werden sie sich einer anderen Nation nur dann anschließen, weiß diese sich Achtung zu erringen. Man kann sich eine gewisse Achtung durch Reichthum und bürgerliches Ansehen gleichsam erzwingen, und dieser Achtung erfreuen sich die Engländer, die man in Frankreich mit considération, aber nicht mit estime behandelt. Die Polen haben sich Achtung durch ihre Revolution errungen. Die Italiäner werden wegen Italiens geachtet. Die Russen haßt man, aber man wird ihnen gleichfalls stets considération zollen; denn auch sie haben Geld. Aber von den Deutschen sagt man, sie seyen bien pauvre, und in diesem Worte liegt eine chinesische Mauer, die man nur mittelst einer Empfehlung Rothschilds, oder eines europäischen Namens überspringen kann. Und doch fällt mir noch Etwas ein, was den Deutschen in Paris ein Relief gibt, ich meine die Musik. Die Franzosen wissen wenigstens von Deutschland, daß es das Vaterland der größten Componisten ist. Nur sind sie, seitdem sie von

Mozart vernommen haben, daß er in Deutschland verhungert sey, und seitdem Meyerbeer seinen Thron in der rue Lepelletier aufgeschlagen hat, der Meinung, daß man dieselben dort nicht bezahlen könne. Alles läuft wieder auf die pauvreté hinaus.

Wenn aber die Deutschen die Musik in Frankreich für sich haben, so haben sie Essen und Trinken gegen sich. Diese alte germanische Tugend vergessen wir selbst in Paris nicht; wir allein essen die Speisekarten im Palais royal von Anfang bis zu Ende durch, während die Franzosen sie nur durchnippen; wir allein trinken noch nach dem Theater einige Flaschen Champagner, während die Franzosen mit einer Tasse Caffee und einem petit verre zu Bette gehen. Man glaubt nicht, wie sehr dem Franzosen die Völlerei zuwider ist, und wie alle Gäste eines Café's die Ohren spitzen, hören sie eine Champagnerflasche nach der anderen knallen. „Voilà, des Russes“ bemerkte Jemand im café d'Orléans. „Non, des Allemands“ entgegnete sein Nachbar. Wier trinkt man in Paris, aber nur

in den unterſten Volksklaſſen und in den Eſta-minets. Der feine Pariſer ſchämt ſich, Bier zu trinken. Wir Deutſche aber können uns nicht auf vier Wochen Bier und Taback verſagen und ziehen zu dem Ende die ſchmutzigſten Kneipen den eleganteſten und anſtändigſten Etabliſſements vor. Somit iſt es auch gekommen, daß die miſerabelſte Schenke in ganz Paris café Allemand genannt wird, obwohl ſie vielleicht nicht ein einziger Deutſcher beſucht.

Zu allen dieſen Uebelſtänden geſellt ſich noch der angeborene Servilismus der Deutſchen. Sie haben keinen Nationalſtolz — wahrhaftig ſie haben wenigſtens in Paris keinen — aber ſie haben Nationalhaß. Kein Deutſcher ehrt den Franzoſen, aber er beugt ſich vor ihm, er bittet ihn um Gotteswillen, er möge ihm doch nur ein klein bischen Rénommée geſtatten, nur einen kleinen Artikel in den Débats, nur eine Zeile, daß er in Paris angekommen ſey. Hinter dem Rücken des Franzoſen wird der Deutſche alle Charlatanerie, alle Einſeitigkeit, allen Egoismus und alle Ignoranz deſſelben beſpötteln. Daß

Börne übrigens von allen diesen Vorwürfen eine Ausnahme machte, glaub' ich hinlänglich in meinem „Börne als Charakter und zur Literatur" dargethan zu haben.

Solchergestalt können freilich nie Annäherungen der Franzosen und Deutschen stattfinden. Außerdem aber würde den gebildeten Deutschen, fänden sich dieselben in großer Anzahl in Paris vor, der Concentrationspunkt des gesellschaftlichen Lebens, den die anderen Fremden in ihren Gesandten besitzen, fehlen. Die deutschen Gesandten halten sich ihre Landsleute sorgfältig vom Leibe, schon der Verhältnisse wegen, die die meisten derselben nach Frankreich führten. Aber selbst die deutsche haute volée würde — wie die Dinge heut zu Tage stehen — kaum durch die respectiven Gesandten in die Salons von Paris eingeführt werden. Einestheils sieht man es lieber, wenn der deutsche Adel gar nicht längere Zeit in Paris verweilet und dann kommen auf Deutschland allein zehn bis zwölf größere und kleine Gesandtschaften. Die Repräsentation würde schon aus diesem Grunde un-

möglich seyn, wollte man sich nicht in viele kleine Cirkel zersplittern. Für größere würde der Gehalt nicht ausreichen.

Endlich aber gibt es in Paris wenige deutsche Familien, die ein Haus machen, da die meisten Deutschen, wenn sie sich durch ihre Industrie bereichert haben, jenseits des Rheins zurückkehren. Das ist Alles anders bei den Engländern, Polen und Italiänern, die in Paris eine Repräsentation in ihren angesehenen Landsleuten finden.

So wenig, wie die Deutschen in Paris einen Anknüpfungspunkt des socialen Lebens mit den Franzosen gefunden haben, eben so wenig wird die deutsche Nation so bald einen Anknüpfungspunkt mit der französischen finden. Die Ideen, die Sympathie führen uns über den Rhein, aber in Paris bleiben wir Deutsche. Dort fühlen wir unsere Ohnmacht, dort sehen wir ein, daß die Franzosen Deutschland so wenig kennen, wie z. B. Rußland und dieser Indifferentismus reicht vollkommen hin, unseren Enthusiasmus für die große Nation abzukühlen.

Weil wir Parthei ſind, ſo ſehen wir auch nicht einmal ein, daß die Schuld dieſes Indifferentismus eben ſo ſehr an uns und an Zufälligkeiten liegt, als an den Franzoſen. Wir ſind der Meinung, daß Frankreich in der That ſchon zu einem kosmopolitiſchen Standpunkte gelangt ſey und daß es unſere kleinen deutſchen Helden, die an der Beſtürmung der Conſtabler Wache Theil nahmen, und unſere kleineren Schriftſteller, die, weil es einmal Mode war, ihre beſte Dinte an den Umſturz der Dinge ſetzten, auf das genaueſte kennen müſſe. Und Frankreich weiß Nichts von jenen Vorfällen, es verſtand auch Heine's Reiſebilder nicht, weil es den Harz nicht kennt und Tyrol, und den „ſchwarzen Ungehängten" nicht.

Ich ſagte, die deutſche Nation werde ſo bald keinen Anknüpfungspunkt mit der franzöſiſchen finden, und ſtelle, um dieſe Behauptung zu beweiſen, zuerſt die Frage auf: Welcher Literat in Deutſchland unterhält eine lebhafte Correſpondenz mit franzöſiſchen Gelehrten? Ich wüßte Keinen anzuführen und dennoch würde ſolcher-

geſtalt vorerſt nur eine Vermittelung der franzöſiſchen und deutſchen Literatur möglich gemacht werden können, die den Anfang einer Vermittelung der beiden Nationen bilden müßte. Göthe, wie Tieck ſchrieben ſogar an David, der ihre Büſten gemeißelt hatte, eine deutſche Dankſagung, die derſelbe ſich überſetzen laſſen mußte. Die deutſche Sprache iſt indeß immer nur ein Hinderniß, das mächtigſte Hinderniß ſind die Deutſchen ſelbſt. Während die franzöſiſche Literatur inmitten des Lebens ſteht, ſteht die deutſche inmitten der Schulen, auf den Kathedern, inmitten der Miniſterien des Unterrichts; während die franzöſiſche Literatur in jeder Hinſicht eine freie iſt, hat die deutſche die Cenſur mit der Ammenmilch eingeſogen. Die deutſchen Gelehrten wagen kaum eine Correſpondenz mit Frankreich, wenn ſie auch franzöſiſch ſchreiben können. Börne verſuchte es, die franzöſiſche und deutſche Literatur durch ein Journal: „la balance“ zu vermitteln. Allein ich habe ſchon an einem andern Orte geſagt, daß Börne den Franzoſen in derſelben Wage, in welcher er

den Frankfurtern ein O'Connell erſchienen war, als Peſtalozzi gegenübertrat. Er wollte ihnen Elementar-Unterricht über deutſche Literatur ertheilen und dazu ſind ſie zu geiſtreich. Hätte Börne aber, ſtatt zur Nation, in Briefen zu der Literatur geſprochen, hätte er ſich gewiſſermaßen von dieſer exploitiren laſſen, ſo würde ſich die Sache eher gemacht haben. Man würde dann privatim über Alles die genaueſten Erkundigungen eingezogen und ſich freilich mit fremden Federn, aber auf eine Weiſe, die den Franzoſen zuſagt, geſchmückt haben. Solchergeſtalt aber hätte man die franzöſiſche Nation, die zu einer directen Communication bis jetzt nicht geeignet iſt, auf die deutſche Literatur aufmerkſam gemacht.

Eine Vermittelung beider Literaturen kann immer nur von der deutſchen ausgehen, nie von der franzöſiſchen. Jene iſt in Frankreich, oder vielmehr in Paris, zu Hauſe, dieſe muß ſich belehren laſſen. Weil ſie nicht durch das Leben mit Deutſchland vermittelt werden kann, ſo kann ſie es nur durch die Gelehrten. Aber die

deutschen Gelehrten sind eben nicht danach. Sie stehen mit allen Academieen und wissenschaftlichen Societäten der Welt in Verbindung, sie correspondiren von Amtswegen; aber sie stehen nie mit der Literatur in Verbindung, sie correspondiren nie aus Hingebung an die Interessen des Lebens, oder aus Enthusiasmus für Ideen, die über den Katheder und den strengen Formalismus der Wissenschaft hinaus liegen.

Die Emigrationen der Flüchtlinge nach Frankreich, welche so viel dazu beitrugen, die französische Literatur mit Spanien, Italien, ja selbst Portugal und Polen zu vermitteln, sind, wie ich schon früher bemerkte, in dieser Hinsicht, was Deutschland betrifft, ohne Erfolg gewesen. Spanien wurde in Paris durch Mina, Torreno, Alava, Martinez de la Rosa, Valdez und andere bedeutende Namen repräsentirt. Die Italiäner sandten Silvio Pellico, die Grafen Orioli und della Rovere. Portugal machte sich durch Saldanha geltend. Polen vereinte um den Fürsten Czartorywsky die Elite der polnischen Aristokratie. Welche Ra-

men konnte Deutſchland in den Pariſer Salons voranſtellen? Börne war nicht dazu geeignet, er wollte nicht als „ſchöner Geiſt" mit der franzöſiſchen Literatur wetteifern, ſondern als „freier Geiſt." Redlicher Republikaner, wie er es war, ohne alle politiſche Nebenabſichten, konnte er nie in den Salons feſten Fuß faſſen. Dieſe Rückſichtsloſigkeit konnte ſich, wie Raspail ſo treffend bemerkt, nie „Genoſſen," ſondern nur „Bewunderer" und „Anerkennung" erwerben. Börne war nicht für eine Vermittelung in den Salons gemacht, da er weder auf ein politiſches, noch auf ein literariſches Anſehen ſpeculirte. Heine werd' ich ſpäter ſchildern. Er konnte auch Nichts repräſentiren, denn er wollte ſich nur dem franzöſiſchen Ruhm anſchließen, um für Deutſchland ein Relief zu erhalten.

Wenn etwas aus Deutſchland in der Hauptſtadt Frankreichs Aufſehen erregt und die Theilnahme der Franzoſen in Anſpruch genommen hat, ſo war es, wie geſagt, die Muſik. Dieſe ſchöne und univerſelle Sprache mußte natürlich von aller Welt verſtanden und — was mehr

iſt — empfunden werden. Ich behalte mir die Détails über dieſen Gegenſtand für ein beſonderes Capitel vor und ſchlieſſe das vorliegende mit einer Schilderung des Schriftſtellers, der die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Literatur wenigſtens vorübergehend auf ſich zog, von dem man aber nie wird behaupten können, daß er Tendenzen habe, oder daß er etwas Anderes in Frankreich geſucht hätte, als einen Wirkungskreis für ſich ſelbſt.

Wenn man bei Galignani in der rue Vivienne, oder in einem der Leſe-Inſtitute des Palais royal einen etwas unterſetzten Deutſchen ſieht, mit dunklem Haare, langem Ueberrocke, ſehr nachläſſiger Cravatte, liſtigem, ſtechendem, aber ziemlich gutmüthigem Auge, der haſtig eintritt, von einem Stuhle und aus einem Zimmer zu dem andern eilt, ſo viel deutſche Zeitungen, wie möglich, auf dieſen Hin- und Herzügen zuſammenrafft, die Pariſer Privatcorreſpondenzen in ihnen durchfliegt, und, wenn Alles durchgeſucht und durchgeleſen iſt, die neuen Geſichter fixirt, ob vielleicht ein bekanntes deutſches

darunter sey — ich sage, wenn man einen solchen Menschen dort umherkreisen sieht, so kann man Hundert gegen Eins wetten, es ist Heinrich Heine. Kein anderer Deutscher bekümmert sich, wie er, um die deutschen Journale; man hält sie, den französischen gegenüber, für sehr langweilig, aber Heine liebt nächst den deutschen Nachtigallen die vaterländische Presse am meisten — wie könnte man sich sonst die täglichen Umzüge in den Lese-Instituten erklären, die ihn um die beste Zeit seines Lebens bringen!

Doch Scherz bei Seite, Heine ist in Paris in der mißlichsten Lage. Er zog dorthin in dem zweiten Stadium der jungen Monarchie, als Casimir Périer schon die Zügel lenkte, sein Herz war voll von Freiheit und Begeisterung des Ruhms; aber Heine war niemals Politiker, oder Partheimann, sondern ein in die Strömungen der Zeit gerathener Lyriker. Als er in Paris anlangte, hatte sich bereits der Glanz der Revolution verloren und, statt an der Sonnengluth der Juliustage, mußte sich die Poesie an dem mäßigen, künstlichen Feuer des Liberalis-

mus, wie es eben ein reicher Bankier unterhalten konnte, erwärmen. Heine fand keinen Stoff in Paris, und nachdem er die Freiheit auf eigene Hand dichterisch durchlebt hat, hat er sie bei Seite gelegt. Das rechnet ihm die Intoleranz als Perfidie an, während es nur Leichtsinn war und licentia poetica. Heine meinte, er habe als Dichter das Recht, Liebe und Glauben zu wechseln und die Haut abzustreifen.

Börne war Heine's Feind vom Gesichtspunkte der Partheien aus, aber den poetischen Werth des Verfassers der Reisebilder hat er bis an seinen Tod gewürdigt, er bedauerte nur, daß es ihm nicht so leicht würde, florentinische Nächte in Paris zu schreiben. Anders aber urtheilen jene Deutschen, die aus den kleinen zerstreuten Revolutionen nach Paris kamen, und das will eben Heine's mißliche Lage erklären. Sie verlangten von ihm zuerst Sympathie für ihr Unglück, und der geängstigte Dichter steuerte ihnen mit Geld bei; später aber wollten sie Anerkennung, Heine sollte in seinem „Salon" von der deutschen Literatur in Paris sprechen und

als er nicht gemeinschaftliche Sache mit ihr machen konnte und wollte, drohte man ihn in die „Gallerie denkwürdiger Israeliten" zu bringen. Heine, der sich stets darauf beruft, der es hat drucken lassen, daß er zur Hälfte von Adel, daß seine Mutter eine geborne von Geldern, daß er aber auch Protestant und zwar Einer der eifrigsten sey, in einer Gallerie von Israeliten! das war zu toll! Börne schürte das Feuer und rieb sich vergnüglich die Hände, als Heine trotz aller Einwendungen und Demonstrationen in demselben Hefte einen Platz fand, in welchem Spinoza abgebildet und besprochen ist. So spielt man dem armen Dichter aus purer Schadenfreude mit; denn es war durchaus keine andere Ursache vorhanden, ihn dort einzuführen. Börne sagte mir selbst:. „Ich stehe nicht darin, und er ist geschildert vom Kopf bis zu den Zehen, selbst das haben sie nicht ausgelassen, daß er in Frankfurt in einem Kramladen gewesen ist." Aber hätte man es bei der Gallerie denkwürdiger Israeliten bewenden lassen! Nein, man ging weiter, rechts und links correspondirte man

in die deutschen Zeitungen allerhand Dinge hinein, die Heinen, der sie der Lage der Sache nach nicht berichtigen konnte, den Kopf verrückten. Hier verdrehte man ein Genrebild, das den Dichter neben seiner Mathilde schilderte, dort zweifelte man an seiner Reise in die Provence und daß er im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten hätte; ja man ging endlich so weit, Heine in vertraulichem Verhältniß zum Ministerium Thiers darzustellen, Heine, der bis auf die licentia poetica stets der beste Patriot gewesen war und seine Landsleute auf die uneigennützigste Weise mit den französischen Behörden vermittelte, wurden ihnen irgend Hindernisse, wegen ihres Aufenthalts in Paris, in den Weg gelegt. Das mußte ihn, der seine Persönlichkeit ungern in den Schatten stellen ließ, unendlich unglücklich machen. Jeder Tag konnte neue Gehässigkeiten aus Deutschland bringen, und er hatte keine Ruhe, bis er die jedesmaligen Zeitungen untersucht hatte.

So standen die Dinge, als ich Heine kennen lernte. Ich hatte ihn nicht besucht, weil

er seit einiger Zeit die größte Antipathie gegen alle Genrebilder bekommen hatte, in Betreff deren er allerdings bei mir nicht sicher war. Heine hatte in der That der Buchhandlung Heideloff und Campe den Auftrag ertheilt, keinem Deutschen seine Wohnung anzugeben. Aber dies war die erste Hitze beleidigter Gastfreundschaft, Heine liebt die Deutschen. Venedey kam eines Tages bei Galignani zu mir, mich fragend, ob ich nicht Heine's Bekanntschaft machen wolle. Ich griff mit beiden Händen zu und der Dichter stand vor mir. Er jammerte über die Misere der Deutschen, die ihn in Paris umgäbe; ich tröstete ihn. Heine hatte vielleicht bei seinem Eintritt in Paris auf die Academie speculirt, Frankreich hatte ihn bewillkommnet, die Europe littéraire hatte ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen. Heine hatte jenen ansehnlichen Fond mit verdinirt, den sie zu ihren Zusammenkünften ausgesetzt hatte, Georges Sand schrieb an Heinrich Heine: „mon chèr ami" und nun kamen jene Deutschen, die höchstens ihre Freiheit an eine kleine Umwälzung der Dinge gesetzt hatten und

verlangten, Heine, der geiſtreiche, witzige Heine, der mit der haute volée der franzöſiſchen Literatur auf Du und Freund ſtand, ſollte mit allen revolutionairen Schuſtern und Schneidern, denen der „ſchlechte Geiſt“ in das Wanderbuch geſetzt worden war, Brüderſchaft trinken! Heine war wahrhaftig in der größten Verlegenheit. Eines Tages ging man ſogar ſo weit, ihn zur Unterzeichnung einer Proteſtation gegen den Pabſt — ich weiß nicht wegen welcher Angelegenheit — aufzufordern, zu einer Proteſtation, die von 48 Handwerkern und Börne unterzeichnet worden war. Welche Verwickelung! Heine half ſich damit, daß er erklärte, es läge ihm fern, nun auch noch dieſen guten Mann zu beunruhigen. Was ihn der Pabſt anginge!

Das Alles erfuhr ich kurz nach meiner Ankunft in Paris von und über Heine, ſeine Feinde waren unermüdlich in Verläumdungen, die er, wenn auch mit Schmerz, doch ſtandhaft ertrug, erklärend, ich kann nichts dagegen thun; denn trete ich gegen dieſe Ritter auf, ſo heißt es,

Heine iſt jetzt ſo weit, daß er ſich mit Haus und Peter herumreißt.

Und ſeine Lyrik machte ihm auch böſe Stunden. „Sehen Sie, ich habe Scorpione geſäet und Flöhe geerndtet“ ſprach er in Bezug auf das Heer ſeiner Nachahmer in Deutſchland. Hier nagten ſeine Verehrer an ſeinem Ruhm, ſie ſangen ihn nicht einmal an, ſie ſangen ihm nur nach, indem ſie in der Proſa in jedem Perioden verſchiedene „und“ anbrachten und in der Lyrik, ſtatt der künſtleriſchen Naivität Heine's, die ſich aber doch auf Prometheus ſtützte, eine ekelerregende Koketterie, nur in etwas plumpem Zuſchnitt und ohne Stachel und Pointe. Heine hatte alle Luſt an der Lyrik, wegen jenes Ungeziefers, verloren, und es wundert mich in der That, daß er in Lewald's „Europa“ neues Lyriſches drucken laſſen will, wie dieſer es im December 1836 ankündigte.

„Gott! die vermaledeiten Genrebilder!“ ſeufzte Heine — und ich werde mir alle Mühe geben, mich von einem Genrebilde fern zu halten. Man

hatte den Dichter zu einer „Mise en scène“ benutzt, und nicht nur ihn, sondern auch Mathilde, die kleine, hübsche Französin, mit der ländlichen Anmuth, wie man sie ungefähr sieben Meilen in der Runde von Paris antrifft. Was muß ein großer Mann nicht Alles erdulden! Es kömmt jemand aus Deutschland, der zufällig aus lauter Convenienz-Rücksichten sich nicht gern auf Gedanken einläßt, er besieht sich die Stühle und Tische bei Heine, die Geliebte des Dichters und seine Rockknöpfe. Jetzt geht er nach Deutschland zurück und stellt alle diese Dinge in das Proscenium eines Journals, putzt den Staub von den Stühlen, legt Teppiche, wo keine sind, etablirt ein Boudoir, wo ein Estrich-Zimmer war und zieht den Vorhang in die Höhe: „Meine Herren! hier sehen Sie Heinrich Heine an der Seite von Madame Heine.“ So lange das Genrebild in Deutschland bleibt, geht Alles gut, aber es kömmt unglücklicherweise in einem Abdruck nach Paris und die Deutschen rufen: „Was, Madame Heine!“ Und nun fragt man in allen deutschen Zeitungen von Pa-

ris aus: Wer Madame Heine sey? — „Die vermaledeiten Genrebilder!“ seufzte Heine. „Nichts als: Mise en scène!“

Er lebt en garçon, so lustig und heiter, wie man es von ihm erwarten kann, und im quartier latin kann es kaum bei irgend einem Studenten nonchalanter und lyrischer aussehen, als in der rue cadet, No. 18, wo Mathilde wohnt. Hier unterhielt ich mich mit dem Dichter, der im Bette lag, über Tendenzen und über die Zukunft. Heine beschäftigt sich nur aus Langweile mit diesen Dingen, selbst seine Unsterblichkeit macht ihm keine bösen Stunden. Da hatte man ihm aus Deutschland geschrieben, es müsse sich um einen „westphälischen Frieden“ in der Literatur handeln, und Heine, der jetzt den Frieden über Alles liebt, da er nicht mehr im Ganzen und Großen Krieg führen kann, interessirte sich sehr für den „westphälischen Frieden.“ Er sollte die Größen und das Territorium des Besitzes feststellen. „Denken Sie, Traxel kömmt zu mir und verlangt, ich solle erklären, daß sein Styl nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem

meinigen habe." Unter ſolchen Verhältniſſen möchte man es Heine kaum verargen, daß er ſich nach Anlehnungspunkten in Deutſchland umſieht und nach einer Feſtſtellung der literariſchen Verhältniſſe. Aber er ſcheint mir dabei zu viel und reſpectiv zu wenig Werth auf die einzelnen Zähler in der modernen Literatur zu legen, oder doch nur von einem diplomatiſchen Geſichtspunkte auszugehen. Es iſt gewiß, daß Heine an die jüngere Literatur bis jetzt gar nicht den rechten Maßſtab gelegt hat, in ſeinem „zur Literatur" gedenkt er ihrer nur vorübergehend und mehr emphatiſch, als kritiſch. Es wird Heine ſchwer, ſich von perſönlichen Intereſſen für ſeine Freunde zu emancipiren und einzuſehen, daß nicht alle, die auf ſeine Worte und die Form ſchwören, ſeinen Geiſt beſitzen. Mundt und Kühne, die beide in den innigſten und feinſten Beziehungen zu der Zukunft unſerer Literatur ſtehen und vielleicht weniger wegen ihrer gegenſeitigen Treue, als weil ſie die allerdings in Wirren und Nöthen aller Art befangene Literatur zu einer verſöhnenden Perſpective zu lei-

ten ſuchen, den Namen der Dioskuren verdienen, ich ſage, Mundt und Kühne ſind noch gar nicht von Heine berückſichtigt worden. Gutzkow, der Achilles der modernen Literatur, der ſelbſt einen Hector nicht ſchont, iſt ihm zu ſchroff und ſtarr. Nur für Laube ſchwärmt er reciproce. Aber ſo wird ſich kein weſtphäliſcher Frieden herausſtellen. Und zu einer Schule iſt es auch nicht Zeit, da Alles in Gährung und Zerſetzung begriffen iſt. Was will man zunächſt? „Neues Terrain gewinnen.“ Man hat eingeſehen, daß die einſeitige Richtung von 1830 der Literatur nicht zuſage. Am Ende aber iſt es doch nur die einſeitige Richtung; das Jahr 1830 ſelbſt und ſeine Einflüſſe wird man nicht desavouiren können; denn die modernen Zuſtände der Literatur lehnen ſich an dieſe Zeit. Die Geſellſchaft, die nie auf einem Fuße ſteht, hat der Umwälzung in der Politik die Umwälzung in der Literatur folgen ſehen. Oder will man etwa Kunſt und Poeſie nach den Grundſätzen des politiſchen Wochenblatts meſſen? Das führt zu Jacobi's „Klagen eines Juden.“ Heißt das

„neues Terrain gewinnen?“ Wer wird es nicht einsehen, daß jetzt kaum Zeit zu Productionen ist, da die Literatur so viele Rücksichten zu nehmen hat. Der Nebel, der sich auf das Schlachtfeld herabließ, verhinderte die Fortsetzung des Kampfes, und es bedarf deshalb keines Friedens, sondern — der Geduld.

Heine hat einen zu guten Ueberblick über die Verhältnisse, um das nicht einzusehen, der „westphälische Friede“ kann ihm, wie den Schweden, nur dazu dienen, einigermaßen wieder festen Fuß in Deutschland zu fassen, oder freies Geleite zu erhalten. Wer kann es aber dem Dichter verdenken, wenn er sich von dem Ungeziefer, das ihn in Paris umgibt, befreien und einem Lande valet! sagen möchte, das der deutschen Literatur wenigstens bis jetzt unzugänglich ist?

Heine möchte um jeden ehrlichen Preis nach Deutschland zurückkehren. Wer einmal deutsch gedacht und gedichtet hat, kann nie französischer Schriftsteller werden. „Wie kommt es nur“ — fragte Heine einen Deutschen, der seit zehn Jah-

ren Feuilletoniſt in Paris iſt — „daß man Ihre Artikel ſtets ohne Widerſprüche und Monita annimmt? Die meinigen werden mir gar zu häufig mit dem Bemerken zurückgegeben, es ſey Alles recht hübſch, aber kein Franzöſiſch.“ Der Befragte war nur Schullehrer in Deutſchland geweſen und ohne Gedanken und Geiſt, er hatte ſich nicht von ſtörenden Eindrücken, die diesſeits des Rheins Wurzel geſchlagen, zu emancipiren, als er auf die mechaniſchſte Weiſe von der Welt ſich die feine franzöſiſche Form aneignete.

Aber Heine konnte es ſo weit nicht bringen, er mußte ſich durch denſelben Ueberſetzer mit Frankreich vermitteln und das iſt für einen Schriftſteller ſehr langweilig.

Wenn wir aber in den deutſchen Zeitungen leſen, Heine wolle bei der Herausgabe ſeiner Geſammtwerke den deutſchen Regierungen dadurch Conceſſionen machen, daß er ſeine Schriften von anſtößigen Stellen reinige, ſo mag man ſolcherlei Behauptungen nur aus dem Geſichtspunkte einer voreiligen Freundſchaft betrachten.

Die deutſchen Regierungen bedürfen keiner Conceſſionen und Heine kann ihnen auf Koſten ſeines Geiſtes keine machen. So weit geht ſeine Macht nicht, ſich ſelbſt zu desavouiren. Herr Thiers konnte nur als Miniſter ſeine „Geſchichte der Revolution" verbieten, Laube konnte gegen das junge Deutſchland proteſtiren, aber ſie konnten Beide nicht ihre Zeitgenoſſen überzeugen, daß ſie anders ausſähen, als früher.

Daß Heine in der allgemeinen Zeitung *für* jene Schriftſteller proteſtirte, die damals der Verfolgung unterlagen, das wird man ihm *ſelbſt von Seiten der Regierungen* nicht übel ausgelegt haben; man hat den deutſchen Schriftſtellern nie ein *zweideutiges* Benehmen zur *Pflicht* gemacht und ſie nie höher geachtet, als ſie ſich ſelbſt achteten.

Wir werden demnach Heinrich *Heine* mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit wieder auf deutſchem Boden begrüßen, wo er als Schriftſteller nur heimiſch iſt. Der Strom der Zeit hatte ihn uns entführt. Er verlangte Stoff und ging nach Frankreich, wo er nur einen Standpunkt,

aber keinen Wirkungskreis fand. Der Dichter gleicht der Schlange, die ſich in den Schwanz gebiſſen. Heinrich Heine wird auf ſeine Anfänge zurückkommen, nachdem er die Seitenpfade des Jahrhunderts durchſtreift und ihre Unwegſamkeit erprobt hat.

Sechzehntes Kapitel.

Das Hôtel des Invalides. — Die Invaliden Napoleons und der rue Transnonain, der rue St. Honoré und des cloître Merry. — Die Invaliden aus den Julitagen. — Einige Details über die Lage und Einrichtung des Gebäudes.

Auf dem Hôtel des Invalides laſtet ein gutes Stück des franzöſiſchen Ruhms, ich ſage: laſtet; denn von Ludwig XIV. an, bis zu der Entſagung von Fontainebleau hat Frankreich ſeinen Kriegen keine Zukunft entnommen. Was wird noch aus dieſer „großen Nation" werden? fragte ich mich unwillkürlich, als ich in den inneren Hof des Hôtel des Invalides trat und meine erſten Blicke auf den Kaiſer fielen, der in mehr als Lebensgröße unter die Uhr poſtirt iſt und in derſelben ſinnenden Stellung, wie auf dem Vendomeplatz auf Paris, hier auf ſeine alten und zerſchoſſenen Waffengefährten herab-

blickt. Aus allen Gängen hinkte und schlich der zerfetzte Ruhm des Kaiserreichs herbei; denn es war Mittagsstunde, wo Keiner auf sich warten läßt. Die großen Speisesäle füllten sich bald; Jeder der alten grauen Krieger war mit einer halben Flasche Wein bewaffnet und aus den Augen strahlte der Appetit, statt der Sonne von Austerlitz. Ob sie wohl noch viel an ihren Caesar denken in diesem friedlichen, behaglichen Leben? Ob gewiß! sie denken noch an ihn; dort hatte ihn ein alter Gardist aus Holz über einer Festung geschnitzt, die sein Gärtchen zierte — denn Jeder dieser Helden hat sein apartes Gärtchen in dem ersten Hofe, damit Keiner den Andern geniren möge — hier hing der Kaiser im Bilde über der Schlafstelle eines Anderen. Aber die Kaiserzeit ist längst vorüber, ich bemerkte unter den alten Gesichtern viele junge frische, ohne Arm, oder Bein. Sie hatten im cloître St. Merry und in der rue Transnonain und St. Honoré für Ludwig Philipp gegen die Republicaner gekämpft und contrastirten seltsam genug mit den fahlen, gefurchten und tiefsinni-

gen Phyſiognomieen von den Pyramiden, von Marengo, dem pont d'Arcole, von Auſterlitz, Wagram und Borodino. Sie waren ſo heiter und vergnügt wie die Epiciers, wenn ſie Sonntags in die Reſtaurationen der Faubourgs eilen, und ſchwangen luſtigen Sinnes ihre Weinflaſche, ſie hatten ja Arm und Bein für den Sold und für Eſſen und Trinken verloren, und war es nicht ein Glück für ſie, daß ſie ſo verſtümmelt aus dem Kartätſchenfeuer des Bürgerkriegs hervorgegangen waren und ihr Ende ruhig unter den Invaliden abwarten konnten, während ihre Waffengefährten einen Tag wie alle auf dem Poſten ſtehen und ſich in den Caſernen conſigniren laſſen mußten? So dreht ſich die Weltgeſchichte und ſo verſchiedene Begriffe läßt der Ruhm zu. Hier die alte Kaiſergarde, die „Granitcolonne" des Mannes, der die Welt auf ſeinen Schultern trug, und dort junge Soldaten, die nur ihre Pflicht thaten, indem ſie eine Emeute bekämpfen halfen. Aber beide Elemente vertragen ſich, da ſie aus der Militair-Disciplin hervorgingen. Dagegen hat man den

verſtümmelten Julius-Kämpfern, die einſtweilen im Hôtel des Invalides ein Aſyl fanden, einen anderen Aufenthalt anweiſen müſſen. Die junge Generation war ſo vorlaut geworden, daß ſie den Ruhm der alten Garde längſt zu den Antiquitäten rechnete, es kam zu Prügeleien zwiſchen den Helden Napoleons und denen der Revolution.

Das Hôtel des Invalides iſt eines der impoſanteſten Gebäude von Paris, um ſo mehr, da es nicht in dem Dickicht der Hauptſtadt liegt, ſondern ganz abgeſchloſſen, zwiſchen dem faubourg St. Germain und gros Caillou, aber doch dem Centrum des Pariſer Lebens nahe, ohnweit der Deputirten-Kammer und des Tuilerieen-Gartens, ohnweit der place de la concorde und des gewaltigen Obelisken, der, wenn er in irgend eine Beziehung zu Frankreich gebracht werden ſoll, nur an jenen ägyptiſchen Feldzug erinnern kann, deſſen Trophäen den Dom der Invaliden ſchmücken. Die ungeheure Eſplanade vor dem Gebäude dehnt ſich bis zur Seine aus und geſtattet die ſchönſte Fern-An-

ſicht deſſelben vom jenſeitigen Ufer, wenn man aus dem Schatten der champs élysées, die eine Parallele des Hôtel des Invalides bilden, auf den pont des Invalides tritt. Dieſe Esplanade iſt von dem Hof durch einen Graben getrennt, den zwölf Geſchütze des ſchwerſten Kalibers weniger vertheidigen, als ihm zur Zierde dienen. Die über den Graben führende Brücke ſchließt ein Gitterthor, die Eingangspforte zum „Aſyl der Tapferkeit," wie der „Nouveau conducteur de l'Etranger" emphatiſch bemerkt. Wir befinden uns in dem erſten Hof und können die Façade des Hôtels in der Nähe betrachten. Sie iſt 612 Fuß lang und ihre Höhe umfaßt drei Stockwerke über dem rez-de-chaussée, die mit nicht weniger als 312 Fenſtern verſehen ſind. Das Hauptthor in der Mitte des avant-corps iſt mit militairiſchen Trophäen geſchmückt, welche die Reiterſtatue Ludwigs XIV. en basrelief mit der Klugheit und Gerechtigkeit zur Seite, einfaſſen. Die Reſtauration ließ dieſes von Couſtou gemeißelte Bas-Relief 1816 von Cartellier erneuern, und die jüngere Dynaſtie, die ſich gern

Ludwigs XIV. als Gegenſatzes gegen Heinrich IV. bedient, hat ihn hier wie auf der place des Victoires in ſeinen Rechten gelaſſen. Zwei Statuen des Mars und der Minerva von Couſtou, auf Piedeſtalen, halten zur Rechten und Linken des Einganges, der in den cour royale führt, Wacht. Dieſer cour royale, der eine Breite von 32 Toiſen und eine Länge von 52 umfaßt und der mit offenen Säulengängen, in Weiſe von Arcaden, rings umgeben iſt, dient den alten Kriegern bei ſchlechtem Wetter als Promenade, während ſie bei heiterem Himmel ſich in dichten Haufen im Vorhof ſonnen, oder ſich in dem Schatten jener Baumpflanzung ergehen, welche die eine Seite der Esplanade begränzt.

Ich theile deshalb ſo viele Détails dieſes Gebäudes mit, weil es, neben dem Pantheon, vielleicht das einzige in Paris iſt, welches einen ſchlagenden, ich möchte ſagen, heilen Eindruck macht. Sonſt ſind die Bauten aus der Zeit Ludwigs XIV. faſt insgeſammt ohne Styl, Victor Hugo vergleicht ſie ſeinen Kindern, es ſeyen viele Baſtarde darunter; aber das Hôtel des

Invalides iſt von legitimer Abſtammung. Schon der Dom iſt ein Meiſterwerk und wenn er auch die Peterskirche en miniature darſtellen ſoll, ſo mag man darin doch keine Spielerei erblicken; denn neben dem Hôtel des Invalides, hinter welchem er ſich erhebt, geſtaltet ſich dieſe an und für ſich nicht erhabene Kirche, in der That grandios. Sie iſt ein Theil der „Invaliden“ und die vergoldete Kuppel glänzt wie die Sie-gesſonne jener Schlachten, die gewiſſermaßen das Fundament des ganzen Baues bilden.

Ich übergehe die Speiſeſäle, die Küchen, die gewaltigen Kochkeſſel, in welchen 1200 Pfund Fleiſch bequemen Platz haben, das Küchenper-ſonal, die vortreffliche Oekonomie; denn der Füh-rer erſchließt mir die Bibliothek. 50,000 Bände ſind hier, wo „die Waffen ſchweigen,“ zur Aus-wahl für die Bewohner des Hôtels aufgeſtellt; die neueſten miniſteriellen Journale liegen auf dem Tiſch und Officiere und Gemeine leſen bunt durcheinander. Wie einfach und anſtän-dig iſt das Leſezimmer eingerichtet, und wie ſchön iſt es, daß man hier gerade keine Ein-

theilung nach dem porte-épée macht. Die Literatur und der Ruhm verschmähen jede Rangordnung. Der Saal der Marschälle ist klein, aber die Bilder an den Wänden machen ihn interessant. Ein paar Rekruten aus der Bretagne traten hier mit mir ein, ich zweifle, daß sie lesen konnten, denn sie sprachen ein so schlechtes Französisch, wie man es in der Bretagne überhaupt spricht; aber sie erzählten von Desaix bis zu Ney die Geschichte der Marschälle von Frankreich, die freilich nur aus Anekdoten von den Schlachtfeldern bestand, die aber doch in dem Munde dieser jungen Soldaten recht bedeutsam klang. Der gemeine Franzose hält sich nie an die Motive, deshalb eben ist die französische Geschichte so reich an Thaten. Der Enthusiasmus des Deutschen kühlt sich bald ab, weil er ungefähr so raisonnirt: „Diese Marschälle von Frankreich waren recht gute Soldaten, Werkzeuge eines mächtigen Geistes," fürwahr er raisonnirt stets, wie ein Schulmeister; aber jene Rekruten aus der Bretagne dachten nur daran, wie schön es sey, wenn sie einmal so große Helden werden

würden, wie jene, die an der gloire française mit zimmern halfen. Frankreich wird wenigſtens ſtets eine Geſchichte behalten, weil die Franzoſen nie eine Kritik an den Ruhm legen. Bei ihnen verwelken die Lorbeeren nie, Frankreich trocknet den Ruhm nicht auf.

Vier bis fünf tauſend Invaliden können in dem Gebäude untergebracht werden, ohne daß irgend Beſchwerlichkeiten entſtehen mögen. Hier findet man, vom Marſchall von Frankreich bis zum Gemeinen alle militairiſchen Grade beiſammen; denn der Gouverneur der Invaliden iſt ſtets ein Marſchall von Frankreich, die höchſte Militair-Charge präſidirt dieſem Inſtitute, das ſeines Gleichen in der Welt nicht findet, ſowohl was den Zweck betrifft, als die Idee. Es ſoll ein lebendiges Denkmal des Schlachtenruhms Frankreichs ſeyn.

Die Officiere eſſen nur von Silber, ſo arm ſie auch aus den Schlachten hervorgingen, hier ſoll ihnen Nichts fehlen, weder Bequemlichkeit, noch Luxus, das glänzende Elend des Krieges ſoll hier der Comfort des Lebens ſühnen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Obelisk von Luxor. — Die königliche Familie im Garde-meuble. — Ludwig Philipp. — Aphoristische Betrachtungen über seine Regierung und die Zukunft Frankreichs.

Von zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags brachten die Ingenieure, unter der Leitung des Herrn Lebas, mit der Aufrichtung des vielbesprochenen Obelisken zu. Ich stand ziemlich bequem auf der Terrasse des jardin des Tuileries, die dem Garde-meuble zunächst liegt und blickte bald auf die ungeheuere Masse, die sich langsam und fast unmerklich in die Höhe bewegte, und bald auf die königliche Familie, die sich, mit Ausnahme des Königs, auf dem Balkon des Hôtels befand. Ludwig Philipp selbst trat nur in lucidis intervallis, wenn

die ägyptiſche Schwerfälligkeit einen tüchtigen Ruck zum Ziele that und kein Attentat zu fürchten war, weil Aller Blicke ſich dem Obelisken zuwandten, auf den Balkon, um der Menge die Honneurs zu machen und dem Succès zu applaudiren. Bürgerkönig! und in dem Tuilerien-Garten war der dritte Mann ein Aufpaſſer und ein Piquet drängte ſich in Piſtolenſchußweite vom Garde-meuble an das andere. Dazwiſchen ſpielten Muſikbanden Piécen und Chöre aus den mystères d'Isis und Gewitterſchwüle ruhte auf der Stimmung des Volks. Erſt hatte man Tribunen für den Hof auf der place de la concorde errichten wollen, allein ſpäter zog man die ſichere Stellung auf dem Balkon des Garde-meuble vor, um dem Volke ſo viel Platz, wie möglich einzuräumen. Es mochten vielleicht an hunderttauſend Menſchen beiſammen ſeyn, die, wie immer, ihre Witze über den Obelisken und den König machten, Beifall klatſchten und vive le Roi! riefen. Ich hatte Zeit genug, zu mancherlei Betrachtungen zu gelangen; denn ich ſtand mit den Anderen

von zehn bis vier Uhr vor dem Obelisken, der an und für sich eines so großen Opfers nicht werth war, der aber durch die Verhältnisse und jene Zufälligkeiten, die einen großen Theil von Paris, den Hof und was daran hing, herbeizogen, Stoffs die Fülle und eine Unterhaltung bot, die interessanter war, als der ägyptische Monolith selbst.

Der Vergleich mag alltäglich klingen, aber Ludwig Philipp ist ein kluger Hausvater, oder vielmehr eine kluge Hausmutter, die den unerzogenen Kindern Spielwerke aller Art vorhält, damit sie artig seyn mögen, oder wenigstens Beschäftigung finden. Er hat es mit hundert Dingen versucht, um die französische Nation, oder vielmehr die Pariser, in das ebene Gleiß zu bringen, und wenn er auch durch solche Détails nie zum Ziele gelangen wird, so ermüdet er doch auch nicht; denn er ist durch die Schule des Lebens gegangen, hat die Menschen bis auf's Blut exploitirt und erkannt, daß die Poesie des Ruhms und der Unsterblichkeit allmälig durch

eine tüchtige, hausbackene Moral, durch Sitte, Schulen, Denkmäler, Bauten, Triumphbögen, Obelisken, gutes Essen und Trinken auszutreiben ist. Sind doch selbst die Marschälle von Frankreich, als sie zu leben hatten, des Ruhmes so überdrüssig geworden, daß Keiner von ihnen sein Vermögen und die Behaglichkeit seiner alten Tage von Neuem daran setzen würde. Ludwig Philipp bedenkt nur nicht, daß eine Nation sich nicht nach dem Maßstab von Individuen beurtheilen läßt und daß man die Zeit nicht mit Zuckerbrod sättigen kann, sondern nur mit ihren eigenen Kindern. Sie hat ihn, wie eine Meereswoge, im Sturm an's trockene Land geworfen, auf den Gipfel eines Felsens, sie erwartet nun, was er ihr bieten werde, und siehe da! er wirft ihr allerhand Spielwerk hinunter, statt der Welt. Ludwig Philipp war zu klein für die Idee, die ihn zum Thron erhob, er war auch zu schwach, sie zu besiegen, darum denkt er daran, sie zu zähmen. Aber die Revolution ist ein Löwe, wenn der Blut sieht, oder nur riecht, so verschlingt er seinen eigenen

Wärter, ſteckt dieſer, weil er es muß, dann und wann den Kopf in ſeinen Rachen.

Es iſt traurig, aber an jenem Tage ſchien mir Ludwig Philipp nur ein Löwenwärter im Käfig des Löwen. Schon am frühen Morgen hatte man den Garde-meuble, ein Krongebäude, ſorgfältig durchſucht, um etwa verborgene Attentate aufzuſpüren. Aber nicht bloß der Garde-meuble, ſondern auch die ganze rue Rivoli war einer ſolchen Unterſuchung unterworfen worden. Und nun kam der König in einem kugelfeſten Wagen, rings umgeben von Municipal-Garden und Cuiraſſieren, an jedem Kutſchſchlag ein Officier, bereit, wie ein treuer Diener ſeines Herrn, den König von Frankreich nicht nur mit dem Degen, ſondern auch mit ſeinem Leibe — und zwar von Amtswegen — zu ſchützen. Das waren in der That umſichtige und zweckgemäße Vorkehrungen zu einem Volksfeſte.

In Erwägung der Höllenmaſchine war ich ſo klug, mir den König im Wagen nur ganz aus der Ferne anzuſehen, und als ich mich über

die Tollkühnheit eines Menſchen wunderte, der dicht neben dem Kutſchſchlage herlief und ſein Leben an ein fortwährendes: vive le Roi! ſetzte, bemerkte man mir, der Mann werde dafür bezahlt und halte ſich nur deswegen mit dem raſchen Lauf des königlichen Wagens in Parallele und dem Kutſchſchlag ſo nahe, damit Unberufene nicht ſeine Stelle einnehmen könnten. Alſo auch nicht einmal dieſer Enthuſiasmus war baare Münze. Näher betrachtete ich mir den König und ſeine Familie von der Terraſſe des Tuilerieen-Gartens aus. Hier war ja das ganze Terrain genau geprüft worden. Die Königin und die königlichen Kinder, vom Herzog von Orleans bis zu den jüngſten, hatten ihren Sitz auf dem Balkon genommen. Unter ihnen befand ſich die Gräfin Lipona, die Exkönigin von Neapel. Die Geſellſchaft war höchſt einfach gekleidet, die Prinzen waren ſämmtlich in Civil-Kleidung, und die Herzöge von Aumale und Montpenſier, die jüngſten der Kinder, waren in einem ſo ſauberen und bürgerlichen Anzuge, als kämen ſie eben aus dem Colleg Heinrichs IV.

— denn es iſt bekannt, daß Ludwig Philipp ſeine Kinder in das erſte Gymnaſium von Paris ſendet, mit der übrigen Bourgeoiſie; darin iſt er wieder ganz Bürgerkönig. Auch die bürgerliche Haltung der Familie verdient bemerkt zu werden; aller Hofſtaat war ſorgfältig entfernt, man hatte ſo viel als möglich die alte Reminiscenz: „où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille“ auffriſchen wollen. Keine Epiciersfrau beobachtete ſo ſorgfältig die Bewegungen des Obelisken, wie Ihre Majeſtät, und wenn Ludwig Philipp auf den Balkon trat, ſchlug er jedesmal die Hände über den Kopf zuſammen, daß Alles ſo gut ging. Dann drängten ſich die Kinder herbei und man machte ſeine Bemerkungen über die Vorkehrungen des Herrn Lebas und zwar mit einer Theilnahme, als ob es für einen König von Frankreich nichts Anderes und Wichtigeres gäbe, als die Aufrichtung des Obelisken. Wenn der König ſich aber entfernte, vergaß er nie zwei, oder auch mehre huldvolle Verbeugungen und freundliche Grüße der Menge zuzuwerfen, die ſich wenig darum kümmerte und

nur, als der Obelisk seinen Standpunkt erreicht hatte und die tricolorene Fahne von ihm flaggte, in ein vernehmbares vive le Roi! ausbrach, in eine Art freudiger Stimmung, die der König auf alle mögliche Weise zu unterhalten sich bemühete, indem er applaudirte, mit dem Kopf fortwährend nickte und mit dem ganzen Gesichte lachte. Fünf volle Minuten hielt er diese Situation aus, dann zog er sich, immer lächelnd und Gesichter schneidend, von dem Balkon zurück und die Feierlichkeit hatte ein Ende. Ich kann versichern, daß mich diese Comoedie, oder diese Tragoedie — Motive für die letztere sind allerdings vorhanden — in eine sehr unheimliche Stimmung versetzte. Ohne Franzose zu seyn, mußte ich mich doch fragen: wird die Monarchie und der Friede sich solcher Weise in Frankreich befestigen? Alle Zugänge und angrenzenden Straßen und Plätze der place de la concorde waren mit Militair in dichten Haufen besetzt, der Garde-meuble war zu einer Festung gemacht, wenigstens zu einem festen Lager, und das einzig und allein aus dem Grunde, weil

derjenige, auf welchem die Zukunft Frankreichs beruhet, ſich nicht ſicher glaubte.

Ludwig Philipp ſcheint freilich jetzt einen anderen Weg einzuſchlagen und die alten Ideen wieder hervorzuſuchen, er ſingt ſogar in der Verzweiflung einige Strophen der Marſeillaiſe. Allein wird ihm das was helfen? Den Franzoſen fehlt das großartige Moment, welches Napoleon nach der Revolution herbeizuführen wußte, um den Ideen einen Spielraum zu geben, und die Kunſtſtücke und Taſchenſpieler-Feldzüge Ludwig Philipps ſind keine Surrogate für ein ſolches Moment. Die Preſſe ſtellt zudem alle dieſe Dinge im rechten, oft ſogar im unrechten Lichte dar, ſie macht die Amneſtie ſo gut zu einer Niaiſerie, wie den Obelisken von Luxor. Freilich iſt die Bourgeoiſie in Frankreich bedeutend, aber dieſe Bourgeoiſie iſt ohne Aufopferung, ſie iſt kleinlich, voll Egoismus und am Ende auch indifferent. Sie wird für Haus und Hof kämpfen und ſo lange eine Stütze gewähren, als es ihre Intereſſen zulaſſen. Aber eine Garantie wird ſie nie ſeyn. Die Amneſtie und

alle jene Annäherungen des Königs an die Julius-Revolution, die wir in der jüngsten Zeit wahrnahmen, sind der Bourgeoisie sehr gleichgültig, ihre Theilnahme für Ludwig Philipp ist nicht von solchen Dingen abhängig; und die Opposition, die Republik lassen sich nicht durch sie irre machen. So wird denn selbst die nächste Zukunft Frankreichs immer in Nebel gehüllt seyn; denn zu der gewagten Hypothese, daß sich die Monarchie in Europa überhaupt dem Untergange zuneige, mag ich meine Zuflucht nicht nehmen, um den Beweis zu bieten, daß selbst die uneigennützigsten Bestrebungen Ludwig Philipps ohne Erfolg seyn werden. Klug ist es immer, daß der König die Abschreckungstheorie aufgibt, daß er die künstlichen Mittel, den Frieden zu erhalten, wenigstens einigermaßen bei Seite stellt. Der Mittelpunkt seines Strebens waren bis jetzt Vorsichtsmaßregeln, man wollte verhindern, und das System der Regierung löste sich in Negation auf. Ihr fehlte somit selbst der Schatten moralischer Kraft. Und dann konnten jene Garden, jene ängstliche Vor-

ſicht, mit welcher man die Perſon des Königs umgab, demſelben wirklich als Lebens-Verſicherung dienen? Ich zweifle ſehr; eine Piſtolenkugel weiß doch ihren Weg zu finden, Meunier hätte den König wirklich um ein Haar getroffen.

Eben ſo wenig bot die Guillotine eine Garantie gegen die Königsmörder, Fieschi folgte Alibaud, Alibaud folgte in demſelben Jahre Meunier. Die Franzoſen ſchreckt man am wenigſten durch die Todesſtrafe ab. Wie viel Selbſtmörder aus Elend machen ſich jährlich in Paris bemerkbar! Es wird nur der rechten Leitung bedürfen, um ſie, bevor ſie Hand an ſich legen, zu einem Attentat gegen den König zu bewegen. Was haben ſie zu riskiren? Ihr Leben. Das haben ſie bereits aufgegeben. Ihren guten Namen? Die Republicaner knüpfen den Ruhm an die Ermordung des Königs. Wahrlich! Ludwig Philipp thut am beſten, wenn er ſein Leben in Gottes Hände befiehlt.

Der Obelisk von Luxor nimmt ſich, ohne impoſant zu ſeyn — er iſt nur 72 Fuß hoch — roh und ungeſchlacht genug in der modernen

und civilen Umgebung von Paris aus. Er hat viel Geld und ſogar einigen Menſchen das Leben gekoſtet. Welche Erinnerungen gewährt jene Hieroglyphen-Schrift, die uns Fragmente aus der Geſchichte der Könige Rhamſes und Seſoſtris mittheilt, Frankreich? In welcher Beziehung ſtehen jene cenophaliſchen Affen des Piedeſtal, die auf der Bruſt die orientaliſche Hyperbel eines ägyptiſchen Pharao's tragen, zu der franzöſiſchen Geſchichte? Man beſchäftigte ſich bereits in dem Augenblick der Errichtung des Obelisken, mit der Art und Weiſe, wie man ihn wieder aus dem Bereich der place de la concorde entfernen werde; denn kein Menſch glaubte daran, dieß Monument werde ein Monument für die Ewigkeit ſeyn. Fürwahr! wer die Pariſer auf der place de la concorde ſprechen hörte, der wird überzeugt ſeyn, daß ſie es nicht lange aushalten werden, ſich auf ſolche Weiſe franzöſiſche Geſchichte vormachen zu laſſen.

Achtzehntes Kapitel.

Oeffentliche Charaktere. — Herr Guizot. — Herr Thiers.

Die Doctrinairs ſind von der Regierung entfernt worden. Ich habe die Gründe zu dieſem Schritt Ludwig Philipps in dem vorhergehenden Capitel angegeben, und ich glaube nicht, daß die Entlaſſung der Doctrinairs tiefere Motive hat, als die dort bezeichneten. Der jetzige König von Frankreich regiert de facto, er muß ſeinen Anhalt im Volke ſuchen, ſo unzuverläſſig dieſer Anhalt auch ſeyn mag; denn die Legitimität des Auslandes bietet ihm ſo wenig eine Garantie des Thrones, wie er ſich auf andere Rechtsgründe beziehen kann, als die vox populi. Im Volke herrſcht die Anſicht vor, Ludwig Philipp ſey durch die Nation, durch die Maſſe, König von Frank-

reich. Herr Guizot erkannte nur das pays légal an. Das würde der Bourgeoiſie, die am Ende doch die nächſten Anſprüche auf das pays légal hat, ziemlich gleichgültig geweſen ſeyn; aber Ludwig Philipp ſah noch bei Zeiten ein, daß ihm das „soyez impitoyable!“ des Herrn Guizot das Leben koſten könnte, ohne daß es dem Staat eine Sicherheit gewähren möchte. Die Partheien traten, trotz der impitoyablen Haltung der Regierung, immer ſchroffer und feindſeliger hervor und die Bourgeoiſie, die überhaupt ein mildes Herz hat, gab ſich gern einer Verſöhnung hin, die man unter dem Scepter der Doctrinairs für unmöglich hielt. Dazu kam die Antipathie der Franzoſen gegen jede fremde Einmiſchung, die von den Doctrinairs wenigſtens zugelaſſen wurde, während Ludwig Philipp einſah, daß er, trotz aller Nachgiebigkeit gegen die großen Mächte, doch der europäiſchen Fürſten-Familie fern blieb. Somit ſchob der König der Franzoſen die Doctrinairs, die ihm von keinem Nutzen mehr ſchienen, ſanft bei Seite. Der Begriff des pays légal ließ ſich ohne ſie feſthalten.

Ich zweifle daran, daß Herr Guizot jemals wieder zu bedeutendem Einfluß gelangen wird, ſeine Zeit iſt vorüber und Ludwig Philipp hat durch die Vermählung ſeines Sohnes Erfahrungen gemacht, die ihn in dem Entſchluſſe, ſeinen eigenen Weg zu gehen, noch mehr beſtärken mögen. Nichts deſtoweniger verdient Herr Guizot Beachtung wegen ſeiner Stellung zur neueſten franzöſiſchen Geſchichte. Er war der einzige Franzoſe, der ſich aus Ueberzeugung rückſichtslos und abſtract, wie er iſt, der Julius-Revolution in den Weg warf und Thatſachen durch eine Doctrin vernichten wollte, die beſſer auf den Katheder gehört hätte, als in die Deputirten-Kammer, die ſich an das Jahr 1830 lehnte. „Soyez impitoyable!“ ich glaube nicht, daß Herr Guizot wirklich dieſe Worte geſprochen hat, ſein Syſtem ſprach ſie vielmehr allein. Aber hätte er wirklich dieſe Worte geſprochen, ſo würde man jedenfalls Unrecht thun, dieſelben zu einem Charakterzug des früheren Miniſters zu machen; denn ich glaube nicht, daß Herr Guizot unbarmherziger iſt, als die übrige Wiſſenſchaft, die nur

dann keinen Abſcheu vor der Guillotine haben wird, wenn es ſich um eine Durchführung ihrer Theorie handelt.

Herr Guizot eignete ſich nie zum Miniſter; denn er iſt — wie geſagt — durchaus abſtract, er iſt abſtract wie die Theologen, er wird ſeine Anſichten nur ſcholaſtiſch beweiſen, nie durch die Erfahrung. Und in der That paßte ſeine Doctrin nicht für alle Nationen, und doch für keine einzige? Selten iſt er auf der Tribune zu widerlegen, denn er verachtet die Thatſachen, er iſt Herr ſeiner Gedanken; faſt nie aber wird er überzeugen, hinreißen, feſſeln; denn abgeſehen davon, daß ſeinem Vortrage die Wärme des Lebens fehlt, fehlt ſeinen Motiven auch das Herz, die Humanität und die Perſpective: die Menſchheit.

„Soyez impitoyable!“ Herr Guizot würde ſich ſchlecht zum Robespierre des doctrinairen Syſtems eignen; denn, wie alle Gelehrte, achtet er ſich ſelbſt viel zu hoch, als daß er ſeine Gegner fürchten ſollte; er verachtet ſie nur. Auch hat er keinen anderen Ehrgeiz, als ſeine Doc-

trin. Er hat keine andere Liebe, als die zu seiner Doctrin. Was seine Persönlichkeit betrifft, so ist er wahrlich! selbstlos. Und was seinen Patriotismus betrifft, so war er nie Franzose. Die Worte: „soyez impitoyable!“ wenn er sie wirklich sprach, sollten nur das Feldgeschrei der Wissenschaft gegen die Revolution seyn, nicht sein eigenes. Herr Guizot würde freilich nie bei der Unterschrift eines Todes-Urtheils Thränen vergießen, wie Robespierre; denn die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Handlungsweise würde ihn nie zu Thränen kommen lassen. Die Guillotine würde nur der Schlußsatz seiner Logik seyn, nichts weiter. Aber wenn er auch nicht eine Thräne für Alibaud hatte, er hatte auch kein Verlangen nach seinem Blute. Alibaud starb an der Consequenz der Doctrinairs. Herr Guizot wollte weder Frankreich, noch sein Ministerium durch Alibauds Haupt retten, sondern nur sein System. Weil Herr Guizot zunächst Professor ist, so kann er auch nie eine Parthei im Staate repräsentiren, oder einer anderen nachdrücklich opponiren. Die Intrigue fehlt ihm

gänzlich, er wird ſich nie mit den Verhältniſſen beſchäftigen, mit den Zufälligkeiten, die aus Herkommen, Sitte und Nationalität herrühren, ſondern nur damit, daß er die Menſchen in das Prokruſtesbett ſeiner Theorie ſpannt. Er ſelbſt iſt über den Partheien erhaben. Somit läßt er ſogar der Aufrichtigkeit der Republicaner Gerechtigkeit widerfahren.

Wenn Herr Guizot dennoch Sympathie für eine Parthei im Staate hat, ſo rührt dieſe Sympathie wieder aus ſeiner Stellung her. Die Wiſſenſchaft, die abſtracte Wiſſenſchaft wird ſich meiſt an die Ariſtokratie anzulehnen ſuchen. Sie ſelbſt iſt ja eine Ariſtokratie. Und weil Herr Guizot dem dritten Stande angehört, ſo ſucht er dieſem einen ariſtokratiſchen Einfluß zu verſchaffen. Das iſt ſein „pays légal.“ Zu ſeiner Stellung geſellte ſich aber noch ſeine Bildung. Er iſt in den alten Doctrinen der engliſchen Oligarchie erzogen, er iſt überzeugt, daß dieſe das ſchönſte Ideal einer Regierungsform iſt und daß auf ihr allein der Fortſchritt und die Zukunft der Staaten beruhet. Nur will er

die engliſche Oligarchie in Frankreich von den ſtörenden Einflüſſen der Geburt emancipiren, regieren ſollen hier nur jene Wenigen, die durch Intelligenz und Tugend dazu berufen ſind. Er glaubt nicht daran, daß Alle Alles erlangen können, ſein Satz iſt der: „Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt.“ Das iſt Guizots pays légal.

Guizot iſt ein braver Mann, aber er iſt intolerant, wie die Ariſtokratie überhaupt. Das pays légal geſtattet freilich Allen die Befugniß, nach dem Höchſten zu ringen; aber Herr Guizot ſagt uns nicht, wem die Entſcheidung anvertraut iſt über den Preis. Die Nation kann ihm nicht als Schiedsrichter gelten; denn die Nation iſt von dem pays légal ausgeſchloſſen. Das Vaterland kann ihm auch nicht als Schiedsrichter gelten; denn das Vaterland iſt kein pays légal. Herr Guizot ſagt es nicht, wem die Entſcheidung obliegen ſoll, er läßt es uns nur ahnen. Und in der That Frankreich würde ſolchergeſtalt ſo weit kommen, daß dem deus ex machina, ſtatt der vox dei, die Entſcheidung

über den Werth, oder Unwerth derer, die nach dem Preiſe ringen würden, mit einem Worte, die Entſcheidung über das pays légal zukäme. Solch' ein Reſultat aber kann nie und nimmer in der Julius-Revolution gelegen haben. Frankreich wird dieſes pays légal nie anerkennen.

Die Perſönlichkeit Guizots iſt nicht franzöſiſch, er iſt ernſt und pedantiſch, ſein Antlitz iſt von Gedanken durchfurcht, die That ſpricht nicht aus dieſen Augen, ſo lebhaft und feurig ſie auch ſind. Leidenſchaftlich wird er ſelten auf der Tribune werden, da die Verhältniſſe und Aeußerlichkeiten nie auf ihn einwirken. Guizot iſt beredſam, aber er glänzt weniger durch ſeinen Styl, als durch eine gewandte Logik. Zu einem tiefen und unabhängigen Raiſonnement kann er nicht gelangen, weil er in den Vorurtheilen einer Schule befangen iſt, und doch wird er ſtets gründlich raiſonniren, weil er die Erfahrung verſchmäht und die Idee allein feſthält. Iſt dieſe Idee falſch, ſo werden auch alle ſeine Schlüſſe falſch ſeyn, aber ſie wird, wie z. B. in Betreff des pays légal, meiſtentheils den Schein

für ſich haben, einen Schein, der kaum von der Wahrheit zu unterſcheiden iſt. Somit ſchlieſſen ſich ihm die Deputirten der Majorität an, ſie geben es unbeſehen zu, daß Tugend und Intelligenz den Vorzug im Staate verdienen. Und in der That dieſe Praemiſſe, ſo wahr ſie im Allgemeinen iſt, ſie iſt doch nur ein Trugbild in den Beziehungen, in welche Herr Guizot ſie gebracht haben will. Ich habe das bewieſen; denn Guizots pays légal würde geraden Weges zur Bureaukratie führen. Die Letztere wird freilich nur auf Tugend und Intelligenz provociren, aber ſie bietet uns keine Garantie, daß ihr dieſe beiden Requiſite ſtets als Baſis dienen werden.

Ich laſſe Herrn Guizot Herrn Thiers folgen. Beide ſind durch die Revolution in die engſten Beziehungen zu Frankreich gekommen, die Bewegung von 1830 verſetzte ſie beide aus der Theorie in die Praxis; beide gelangten, der Eine vom Katheder, der Andere aus den Journalen zum Portefeuille. Der Journaliſt iſt der Vorzug, den Thiers vor Guizot beſitzt, um

ſeine Perſon zu ſichern. Er wußte ſich unentbehrlich zu machen. Es mag wahr ſeyn, was die „études des orateurs parlementaires“ par Simon behaupten — daß Herr Thiers in die Kategorie jener unbequemen, intriguanten, gierigen, familiären und indiscreten Diener gehört, die täglich hundert Dummheiten begehen, die aber die Geheimniſſe des Hauſes wiſſen; man mag ſie nicht behalten, und doch kann man ſie nicht fortſchicken. Aber wenn jene Schrift daraus die Folgerung zog, daß das Cabinet Ludwig Philipps deshalb niemals Herrn Thiers an ſeiner Spitze haben könne, ſo ging ſie zu weit. Herr Thiers war auch als Präſident des Conſeils zu gebrauchen; denn die Miniſterien ſeit der Julius-Revolution waren doch immer nur Mittel zum Zweck des Königs, und Herr Thiers war nicht nur Diener des Hofes, ſondern auch der geſchmeidigſte Diener. Die Zeit mußte kommen, wo man ſeiner an der Spitze des Cabinets bedurfte, wo man ihn von der Unterhandlung mit Lieferanten und Polizei-Agenten zur Unterhandlung mit den Repräſentanten der frem-

den Mächte und der auswärtigen Politik berief. Das Miniſterium Thiers fiel in die Zeit des berüchtigten Conſeils und der Verwirrungen in der Schweiz, in jene Zeit, als ſich die europäiſche Politik ſehr viel mit der geheimen Polizei zu ſchaffen machte und Ludwig Philipp von wirklichen und erdachten Attentaten geängſtigt wurde. Damals war Herr Thiers ein treffliches Werkzeug an der Spitze der Miniſter. Freilich ſetzte man ſich mit ihm allen den Gefahren aus, die ſeine Indiscretion in der Folge wirklich herbeiführte; denn der Präſident des Miniſterraths ging, nach ſeiner Demiſſion, in der Deputirten-Kammer ſo weit, alle Verantwortlichkeit jener Vorfälle auf den König zu ſchieben und rückſichtslos zu bekennen, er hätte von Nichts gewußt; aber Ludwig Philipp hatte ihn ſelbſt auf dieſe Gefahr hin an das Steuer des Staats geſtellt, er hatte es nicht vermuthet, daß Herr Thiers einmal in ſeinem Leben geſchmeidig genug ſeyn würde, nicht geſchmeidig zu ſeyn. Herr Thiers iſt Journaliſt, und als ſolcher konnte er ſich ſelbſt an der Spitze des

Conſeils nicht verläugnen. Er iſt eitel und ſtrebt nach Popularität. Die Intervention in Spanien führte ſeine Entlaſſung herbei. Wird Herr Thiers wieder zu einem Porteſeuille gelangen? In dem Augenblicke, als die Doctrinairs das Miniſterium occupirten, gab man ihn auf. Als aber das Disjunctions- und Non Relevations-Geſetz das Miniſterium Molé-Guizot zerſtörten, nahm Ludwig Philipp von Neuem Zuflucht zu ſeinem alten Conſident. Herr Thiers affectirte nun einen Charakter, wie alle Leute, die keinen haben, indem er der Meinung war, man würde wenigſtens in der Folge ihn doch nicht als Miniſter übergehen können.

Mittlerweile haben ſich nun freilich die Verhältniſſe in Frankreich ſehr geändert. Ludwig Philipp fängt an, eine Bahn einzuſchlagen, die ihn mit der Zeit zu der Julius-Revolution zurückführen kann, die aber jedenfalls von den Septembergeſetzen, an welchen Herr Thiers mit den Doctrinairs Antheil nahm, bedeutend abweicht. Wäre Herr Thiers nicht ein ſo ſchmiegſamer Diener der Tuilerieen, ſo möchte man

glauben, er würde Ludwig Philipp nie auf dieſem Wege folgen können, derſelbe müßte vielmehr eher zu Odilon Barrot, oder Mauguin gelangen, als zu einem Mann, der ſeinen Namen an den Belagerungszuſtand von Paris geheftet hat, an die Niedermetzelungen von Lyon, an die Heldenthaten in der Straße Transnonain, an die Geſetze über die Aſſociationen, die öffentlichen Ausrufer, die Aſſiſenhöfe und die Journale. Aber Herr Thiers ſchrieb die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, er bewunderte Danton und die Bergpartei, er erſchöpfte ſich in den exaltirteſten Hyperbeln des republicaniſchen Fanatismus; aus einem Republicaner wurde er indeß ſpäter Monarchiſt, aus einem Monarchiſten Ariſtokrat. Als Ariſtokrat unterſtützte er die Privilegieen, als Ariſtokrat veranlaßte er jene unbarmherzigen Geſetze, deren ich eben erwähnte; und um allen dieſen Dingen die Krone aufzuſetzen, verbot er ſogar, als Präſident des Conſeils, ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, der Miniſter Thiers ſprach offen und frei das Anathem gegen den Schriftſteller Thiers

aus. Wird er nicht von Neuem die Rolle ändern, wird er nicht jene Geſetze aufheben, die er gegeben hat, wenn die Verhältniſſe ihn zwingen? Gewiß, Herr Thiers iſt Ludwig Philipp unentbehrlich, weil er ſich ſo vortrefflich zu fügen weiß. Herr Thiers wird zu allen Dingen zurückkehren, die er längſt abgeſchworen hat, er wird ſelbſt zu Laffitte zurückkehren, dem er ſo viel verdankt und dem er ſo ſchlecht vergolten hat. Nur zu Einem wird Herr Thiers nie zurückkehren, ich meine zu der Republik und der Verehrung des „Berges;“ denn Herr Thiers iſt nunmehr ein reicher Mann.

In Wahrheit, dieſer kleine Menſch iſt das einzige Ereigniß von Bedeutung, das ſich an die Julius-Revolution knüpft. Ich halte es nicht für erheblich, daß ſich ein Journaliſt zum erſten Miniſter hinaufſchwang. Was iſt ein Journaliſt ſchlechter, als ein Profeſſor? Aber Herr Thiers in den Salons von Paris und zwar als Mittelpunkt derſelben, das war eine Erſcheinung, die höchſtens unter Ludwig XI., der ſich in der ſeltſamſten Umgebung gefiel,

an ihrer Stelle geweſen wäre. Seht Euch dieſe Figur an, dieſe Phyſiognomie. Ich will nicht ſagen, ſie ſey die eines Nußknackers; aber wenn man den Miniſter jenen kleinen Perruquiers des ſüdlichen Frankreichs verglich, die von Thür zu Thür wandern und ihre Seife feil bieten, ſo mochte man vielleicht Recht haben. Er ſchwätzt wie eine Gevatterin und ſeine Haltung ſieht einem Gamin nicht unähnlich. Dieſe langgeſchnittenen, ſchmalen und zuſammengekniffenen Augen, dieſe unverhältnißmäßige, gewaltige Naſe, dieſer breite Kopf, ohne Hals, dieſer große Mund, dieſe kleine, ſtämmige, durchaus unzierliche Figur, der der Marmor der Tribune bis an die Schultern reicht und die dem Auditorium dadurch faſt gänzlich entzogen wird, wahrlich alle dieſe Merkmale ſind nicht dazu geeignet, den Ex-Miniſter intereſſant zu machen.

Aber Herr Thiers iſt ein geachteter Mann, wird man mir vielleicht einwenden, ein Mann, der das beſitzt, was die Franzoſen mit dem Worte „considération“ ausdrücken. Im Gegentheil, dazu fehlt ihm Alles. Man kann auf

mancherlei Weiſe, von der Rechtſchaffenheit bis zu Talleyrand hinab in Paris „considération“ erlangen, man kann auch „considération“ erlangen durch unermeßliches Vermögen, das eine Folge langer Arbeit iſt, durch hohe Geburt, durch den Glanz der Siege, die ſich an dieſes oder jenes porte-épée knüpfen, durch einen politiſchen Charakter, der ſich in jeder Lage gleich blieb, mit einem Worte, der Wege zur „considération“ ſind viele, aber kann man behaupten, Herr Thiers habe einen derſelben eingeſchlagen, oder einer derſelben ſey ihm erſchloſſen worden? Freilich ſpricht niemand ſo viel von der Rechtſchaffenheit des Herrn Thiers, als Herr Thiers; niemand weiß die Freimüthigkeit des Herrn Thiers beſſer zu würdigen, als Herr Thiers; niemand iſt mehr von der Verachtung des Herrn Thiers gegen äußeren Glanz und äußere Größe überzeugt, als Herr Thiers; niemand erkennt den Enthuſiasmus des Herrn Thiers für die Julius-Revolution ſo ſehr an, als Herr Thiers. Aber das ſind keine Beweiſe.

Und dennoch hat Herr Thiers ſich unentbehr-

lich gemacht! In der That, wir haben den Grund dieſer Unentbehrlichkeit nur in dem Charakter Ludwig Philipps und in den Verhältniſſen zu ſuchen. Ich las kürzlich in einer Schrift, die man dem Herzog Carl von Mecklemburg zuſchreibt, der König der Franzoſen ſey nicht frei von „abentheuerlichem" Zuſatze. Jene hohe Perſon hatte das Wort abentheuerlich gebraucht, und allerdings, wenn man das Verhältniß Ludwig Philipps zu Herrn Thiers betrachtet, man wird zugeben müſſen, daß dem Könige nicht nur ein Jeder zu ſeinen Zwecken recht iſt, ſondern daß er auch mit Jedem in dieſem Falle frei und rückſichtslos verfährt. Die hohen Herren haben häufig Conſidents, mit denen ſie ſich ungern öffentlich ſehen laſſen, aber Ludwig Philipp macht keinen Unterſchied in der Rangordnung ſeiner Werkzeuge, er hat in ſeinem bewegten Leben alle Menſchen kennen gelernt und er weiß, wie viel man mit ihnen wagen kann, wenn man nur Muth hat. Geſellſchaftliche Rückſichten leiten den König in ſolchen Fällen ſo wenig, wie die Etiquette; er be-

kümmert ſich weder darum, was die Welt, noch was die Legitimität dazu ſagt. Mit welcher Verachtung ſpricht man nicht in den Salons zu Wien und Berlin von Herrn Thiers, welche Mittel wandten nicht die Geſandten der großen Mächte an, Herrn Thiers von dem Vorſitz im Miniſterium zu entfernen, aber Ludwig Philipp kennt ſeine Leute. Er ſtellte ihn an die Spitze des Miniſteriums, um in einer Zeit, wo das doctrinaire Syſtem in ſeiner Politik vorwaltete, doch wenigſtens eine kleine Doſis revolutionairen Elementes, weniger als Milderungsmittel des doctrinairen Terrorismus, denn als Drohung gegen die Doctrinairs zu beſitzen. Nun brauchte ſich Ludwig Philipp, rückſichtlich der auswärtigen Angelegenheiten, nicht ganz dem Einfluſſe jener zu überlaſſen, er konnte den geſchmeidigen Diener, wo er es für nöthig erachtete, ſeinem Willen vorſchieben. Und gewiß, Herr Thiers ſtand nur in dem Solde der Doctrinairs, ſie hielten ihn ſich immer vom Leibe; wie konnten ſie mit einem Menſchen ſympathiſiren, der nur das cyniſche Moment des Mini-

ſteriums bildete; denn Herr Thiers liebte die Gewalt nur wegen des von ihr abhängigen Wohllebens, er hatte zwei Drittheile ſeines Lebens den Genuß entbehrt, jetzt gab er ſich ihm mit der Gier und dem Egoismus eines Nimmerſatten hin. Aber ſo wenig ſie ihn lieben, weil er nicht mit ihnen auf der Höhe ihrer Doctrin ſteht und weil man doch auf dem geſtickten Kleide des Miniſters einige Flecken revolutionairen Schmutzes wahrnimmt, ſie fürchten ſeine Kreuz- und Queerſprünge, ſeine Handſtreiche, ſeine Frivolität, die ſich über Alles luſtig macht und der kein Syſtem heilig iſt.

Herr Thiers wurde nicht mit Unrecht der „Bosco" der Tribune genannt, denn ſein Vortrag iſt keine Rede, ſondern ein Geplauder, das an Taſchenſpielerei grenzt, ein lebhaftes, glänzendes, leichtes, flüchtiges Geplauder, mit geſchichtlichen Anekdoten, Zügen und feinen Reflexionen durchwebt. Herr Thiers beſitzt eine unglaubliche Geſchicklichkeit der Sprache und des Gedankens. Beide ſind bei ihm ſo raſch, wie bei Bosco die Hände, jene läßt ihn nie wegen

einer Wendung verlegen, dieſer iſt immer ſchon geboren, ehe er noch empfangen wurde. Wer verſteht es beſſer „in omni causa duas contrarias orationes explicare," als Herr Thiers, aber er läßt uns nicht in Betreff der Dinge zur Beſinnung kommen, er miſcht ſie durch einander, Falſches zwiſchen Wahres und Wahres zwiſchen Falſches, das Reſultat, welches er erreichen will, hält er bereits unter der Tribune bereit. Kein Menſch glaubt daran, die Sache werde ſolch' einen Ausgang nehmen, aber plötzlich macht Bosco-Thiers eine Wendung und ſiehe da, er erreicht das Unerhörte. Wenn man ihn lieſt, ſo möchte man ihn bei jeder Zeile widerlegen können, ſpricht er, ſo iſt er unwiderſtehlich, er verwirrt uns dermaßen durch ſeine Lügen und Sophismen, daß wir nicht überzeugt, aber geſchlagen werden.

Ich muß hier folgenden Vorfall einſtreuen. Spazier erzählte mir, Herr Mauguin, der ſich um außerfranzöſiſche Zuſtände genau bekümmert, habe ihn um einen Artikel über die états d'Altembourg für das Journal du commerce erſucht.

Was gehen Frankreich die altenburgiſchen Stände an, aber Herr Mauguin thut gern mit den Détails europäiſcher Verhältniſſe klug. Spazier, der kleine, unermüdliche Deutſch-Franzoſe, brachte Mauguin den Artikel. Dieſer las ihn genau und las ihn wieder. Er wollte ihn zuerſt in der Deputirten-Kammer benutzen und mit den altenburgiſchen Ständen die Majorität der franzöſiſchen ſchlagen; vorher abdrucken laſſen dürfe er ihn nicht; denn alsdann werde Herr Thiers ſich mit ſo viel Lügen gegen ihn wappnen und ſich dergeſtalt in die altenburgiſchen Verhältniſſe eingeweiht zeigen, daß kein Auskommen mit ihm ſeyn werde. Und gewiß, Herr Thiers würde nicht in Verlegenheit gekommen ſeyn; als aber Herr Mauguin im eigentlichen Sinne des Worts mit der Thür in's Haus fiel, wurde er auf's Haupt geſchlagen.

Herr Thiers kann Alles, er kann ſogar gerührt ſeyn. Er kann das Opferlamm ſpielen. Wie vortrefflich wußte er nicht ſeine Rolle darzuſtellen, als man, nach ſeinem Austritt aus dem Miniſterium, Rechenſchaft von ihm wegen

der Schweiz und des Spions Conseil verlangte. Er sey schrecklich hintergangen worden, er habe von Nichts gewußt, ihn, den „ministre réspon-sable“ habe man an diese Misere gewagt. Und wie stolz benahm er sich, er desavouirte nicht im geringsten das System der geheimen Polizei. Die anderen Mächte — meinte er — schickten nach Frankreich ihre geheimen Agenten, Frankreich könnte Repressalien gebrauchen; aber die Würde der Regierung würde er beachtet haben. Wie gerührt wurden nun die Deputirten, man hätte Thränen über die Mißhandlung des Herrn Thiers weinen können, und selbst die äußerste Link rief „écoutez, écoutez!“ Als Herr Thiers fer tig war und eigentlich nichts Anderes bewiesen hatte, als daß er sehr listig gewesen, stand Her Gasparin mit seiner aufgeschriebenen Rechtfert gung wie ein Schulbube auf der Tribune; Her Thiers hatte pro Roscio Amerino gesprochen das heißt für sich selbst; denn Roscius war ke größerer Mime, als Herr Thiers.

Man nannte Herrn Thiers den „Maulwurf des doctrinairen Ministeriums, er untermini

es, er arbeite mit Füßen und Händen unter dem Gebäude der doctrinairen Größe. Wie vortrefflich hat er diese Bezeichnung gerechtfertigt.

Ich wiederhole es nochmals, Ludwig Philipp bedurfte eines Mannes ohne Charakter und Tendenzen, eines Mannes, der Geist besaß und Popularität affectiren konnte, eines Dieners, eines geschmeidigen Dieners. Ludwig Philipp bedurfte eines Werkzeuges, das zu Allem gut und zu Nichts zu gut war. Herr Thiers war Bogen und Pfeil in des Königs Händen; er konnte ihn biegen, daß beide Seiten sich einander berührten, ohne ihn zu zerbrechen, er konnte ihn nach Belieben hier und dorthin senden, und Herr Thiers traf jedes Mal den rechten Fleck.

Wie konnte Ludwig Philipp im voraus wissen, daß Herr Thiers zu dem Allen geeignet war? Er kennt die Welt, er weiß, daß Menschen ohne Charakter und Tugend, mehr literarisch, als moralisch gebildet und von den Armen des Glückes zu einer Höhe empor getragen, wo ihnen schwindelig werden könnte, hätten sie

ein Gewiſſen, Menſchen ohne inneren und äußeren Anhalt, denn ſie achten ſich weder ſelbſt, noch haben ſie eine Einfaſſung, welche die Achtung erſetzt — ich ſage, Ludwig Philipp weiß, daß Menſchen ſolcher Art, die ſich weder zum Volke bekennen, noch den grand seigneur darſtellen können, ſich in der Monarchie blindlings dem Könige ergeben werden. Daraus allein war der Eintritt des armen Journaliſten Thiers in das Miniſterium zu erklären. Daraus allein wird es zu erklären ſeyn, wenn Herr Thiers ſeine Rolle noch nicht ausgeſpielt hat in Frankreich. Man hat ein Dampfboot des Staats zur Dispoſition des Ex-Miniſters geſtellt, als er ſeine letzte Reiſe antrat, und indem ich dieſes ſchreibe, berichten die Zeitungen, daß Herr Thiers auf der Rückreiſe aus Italien begriffen ſey. Dieſe Rückreiſe mag wohl mehr mit dem Gerüchte von einer Auflöſung der Kammer in Verbindung ſtehen, als mit dem italiäniſchen Clima, das gewiß nicht unerträglich iſt.

Neunzehntes Kapitel.

Oeffentliche Charaktere. — Casimir Périer. — Lafitte.

Heinrich Heine, der nie von gewaltigen Charakteren ohne Enthusiasmus reden kann, hätte Casimir Périer in das Pantheon eingeführt, Ludwig Philipp würde manchen Verlegenheiten entgangen seyn, hätte er seinen alten Freund Laffitte dort unterbringen können. Aber Laffitte, dem das Pantheon vielleicht eben so gewiß seyn möchte, wie Lafayette, würde er sich nicht, gleich diesem, die Ehre verbitten, Laffitte lebt noch. Wer kann uns dafür stehen, ob ihn Ludwig Philipp nicht doch noch einmal unter seinen Ministern sehen wird; die französischen Zustände scheinen einen Kreislauf angetreten zu haben.

Ich ſprach von Périer. Der ruhete im Herbſte und Winter von 1830, als ich mich in Paris befand, ſchon eine gute Zeit von ſeinen gewaltigen Kraftanſtrengungen auf der Tribune aus. Er ſtarb bekanntlich an der Cholera; ſie allein fürchtete ſich nicht vor ihm, den Alle fürchteten, der alle jene Partheien, die ſich nach ſeinem Tode, wie aus Pandorens Büchſe, in alle Winde zerſtreuten, zu einem Haufen zuſammentrieb. Damals gab es keine Doctrinairs, keinen Tiers-Parti, kein halbes und volles Blut, (pur sang) in der Kammer. Damals gab es nur Herrn Caſimir Périer, und Herr Caſimir Périer war kein Löwe, ſondern ein Bullenbeißer, der die Schafe zuſammenhielt und ihnen zu Zeiten nach den Beinen ſchnappte, ſie wohl gar biß, wollten ſie ſich verlaufen.

Sein Portrait, das man in Paris für einige Sous kaufen kann, ſoll ſehr getroffen ſeyn und dieſes Portrait hat ganz die Züge eines überreichen Banquiers, der ſich ſein Geld ſauer erworben hatte, der auf ſein Geld ſtolz war, der liberal war, weil er den faubourg St. Ger-

main aus dem tiefſten Grunde ſeines Geldſackes haßte, den der Bürgerſtolz ſo hart gemacht hatte, daß er kaum noch mit den dünnſten Fäſerchen an dem Menſchen hing.

Solche Charaktere ſind in der Zeit des Kampfes an ihrem Orte, ſie ſind Mauerbrecher. Aber zur Vermittelung ſind ſie nicht geeignet.

Périer hat ſeinen Zweck als Tribun erfüllt Als ihn aber Ludwig Philipp zum Miniſter und zum Präſidenten des Conſeils machte, bemerkte Börne, die Julius-Revolution habe nun ihr Ende erreicht. Und gewiß, Caſimir Périer, der ſo viel gethan, ſie herbeizuführen, hat noch mehr gethan, ſie zu tödten. Er ſchlug ihr vor den Kopf, wie der Schlächter den Ochſen. Deshalb verdient Périer Beachtung. Iſt er auch längſt dem Père Lachaise anheim gefallen, ſo wird er doch immer ein weſentliches Moment in der neueſten Geſchichte Frankreichs bezeichnen. Er war dazu beſtimmt, die Julius-Revolution in jenen Pfad zu drängen, den Ludwig Philipp für den einzigen Ausweg aus der Republik hielt.

Seine Stellung war eine unabhängige —

was man so gewöhnlich unabhängig heißt — er war reich und dem Vorwurf der Bestechung entzogen. Karl X. hatte eine geheime Vorliebe für ihn gehegt, die Legitimisten mußten sich demnach für seine Persönlichkeit interessiren. Eine leidenschaftliche Dialektik, die ihn auszeichnete, machte ihn wiederum geeignet, an der Spitze des Ministeriums den Sturm und die Nachwirkungen der Julius-Revolution zu besiegen. Er war nicht Redner, seine Worte waren Handlungen, er überzeugte wenig, aber er widerstand allen Anforderungen der Revolution durch die Superiorität der Leidenschaft. Oft soll er wie ein Rasender nicht nur mit Worten, sondern mit den Augen, den Mienen, ja mit dem ganzen Körper darein geschlagen haben. Das verdutzte die Majorität der Kammer heute, morgen regte es sie auf. Die Deputirten wurden in diesem Falle von dem Präsidenten des Conseils gleichsam durch einander geworfen, er tobte von der Tribune wie ein Orkan über ihre Häupter hin, und wenn er schwieg und der Tumult, den er aufgeregt hatte, nachließ, so war man

ſo erſchöpft, daß Caſimir Périer nur noch Recht behielt, oder Unrecht. Er befahl, und ſelbſt der alte Herzog von Dalmatien vergaß ihm gegenüber, daß er Marſchall von Frankreich war und daß man ihn als die Seele der Disciplin der franzöſiſchen Armee betrachtete, er wagte es nicht, Caſimir Périer zu widerſprechen.

Ludwig Philipp könnte ſolch' einen Mann vor allen anderen gebrauchen. Aber er wandte ſich weniger mit Herablaſſung an ihn, als um Hülfe flehend. Die durch die Emeute erſchreckte Bourgeoiſie, die Börſenmänner, die Majorität der Kammer, die nur eines Leithammels bedurfte, alle dieſe Leute erwarteten Rettung des Beſtehenden von Caſimir Périer. Und Caſimir Périer hat die Heerde geweidet und zuſammengehalten, nicht wie ein treuer Diener ſeines Herrn, ſondern wie der Herr ſelbſt. Es kam ſo weit, daß Ludwig Philipp, ſtatt der Revolution, ſich Caſimir Périer über den Kopf wachſen ſah; er lag, wie Gewitterluft, auf dem Könige, weil er den Ausbruch des Gewitters verhindern ſollte. Erſt nach ſeinem Tode athmete

Ludwig Philipp wieder auf. Nun trat jene Trennung in der Kammer ein, die das Gros der Armee in verschiedene Uniformen kleidete, die für Frankreich so unheilbringend wurde und die Ludwig Philipp so vortrefflich zu benutzen verstand.

Heine würde Casimir Périer in das Pantheon eingeführt haben, in das Pantheon, das die Inschrift trägt: aux grands hommes la patrie réconnaissante. Und gewiß, Casimir Périer war redlichen Willens und der erste Theil seines Lebens ist ganz eines großen Mannes würdig; er war der aufbrausendste und vielleicht der aufrichtigste Vertheidiger des alten Liberalismus. Aber wie konnte er die Souverainität des Volks begreifen, er, der in den Grundsätzen der Souverainität des Geldes alt geworden war? Dazu gehörte viel mehr, als Casimir Périer besaß, dazu gehörte Schwärmerei für Humanität, wie sie Lafayette hatte, oder jene stille bürgerliche Menschenfreundlichkeit, die Laffitte auszeichnet. Dazu gehörte Herz, Mitgefühl für die Armen, dazu gehörte Philosophie, dazu gehörte

ein großartiger Ueberblick über Staat und Menschheit. Aber Casimir Périer war ein Krämer von Charakter, und will man einmal einen Löwen in ihm erblicken, so war er doch nur der Löwe der Epiciers. Casimir Périer konnte den Gott seiner Zeit nicht begreifen, er trieb sich auf der Oberfläche der Ereignisse umher und heilte die Wunde der Revolution oben zu, während sie nach innen forteiterte und die Menschheit vor Schmerz aufschrie. Casimir Périer war ein Wundarzt, aber ein schlechter Wundarzt, Frankreich leidet noch an seinen Amputationen und Mercurial-Pillen.

Betrachten wir dagegen Lafitte, der die großen Worte sprach: „Ich will doch sehen, ob das Haus Lafitte, oder das Haus Bourbon unterliegt.“ So ungefähr sprach Lafitte. Er hat sein ungeheueres Vermögen durch die Revolution verloren und seine Freunde, von Ludwig Philipp bis zu Herrn Thiers; aber die Sonne weicht deshalb nur der Nacht, um die Morgenröthe des jungen Tages zu bezeichnen. Lafitte wird für die Zukunft Frankreichs nicht verloren seyn;

dieſes Vertrauen zu der Menſchheit, dieſes Wohlwollen, dieſe Leutſeligkeit, dieſe Hingebung, ſelbſt dieſe allzu große Leichtgläubigkeit — ſind ſie nicht Vorzüge, die, je ſeltener ſie angetroffen werden, deſto glänzender ſtrahlen? Weiſet ihnen einen großen Wirkungskreis an und die Unſterblichkeit kann ihnen nie fehlen.

Laffitte eignete ſich nicht zum Staatsmanne. Die Humanität im umfaſſendſten Sinne des Worts duldet dieſe Beſchränkung nicht, ſie will nur lindern, tröſten, verſöhnen, ſich aufopfern. Und dennoch iſt Laffitte practiſch, wie nur Einer; wer ſpricht tiefer und eindringender über Finanz-Verhältniſſe, als er? Und dennoch iſt Laffitte Hofmann — freilich im edelſten Sinne des Worts — wer in den Tuilerieen könnte ſich an Grazie und Liebenswürdigkeit mit ihm meſſen? Und dennoch iſt Laffitte klar, deutlich, durch und durch weſentlich; wer verachtet ſo ſehr die Worte, wie er, und iſt doch ſo reich an Ideen, wie er? Und dennoch iſt Laffitte ein Mann der ſtrengſten Conſequenz; wer hat ſich ſo wenig in ſeinen Anſichten irre machen laſſen, wie er? Und

dennoch ist Laffitte leidenschaftslos; wer hat so viele Kränkungen von Ludwig Philipp erfahren, und wen haben sie so wenig aufgebracht, wie ihn? Nie ist er persönlich geworden, nie hat er sich von seinem alten Freunde abgewendet; er nimmt an allen Familien-Verhältnissen der jüngeren Bourbonen den lebhaftesten Antheil, er würde sich mit Leib und Seele der Regierung hingeben, gäbe sich die Regierung dem Volke hin. Jetzt läßt er sie gehen und erscheint nur am Hofe als Freund. So sahen wir ihn im einfachen schwarzen Anzuge der Vermählung des Herzogs von Orleans beiwohnen. Laffitte kann nie Staatsmann werden, weil er nie aufhören wird, Mensch zu seyn. Sein Privatleben ist ein Spiegel der Moral in Wort und Handlung. Sein öffentliches Leben ist ein Spiegel für alle Bürger, welche durch die Tugend, die Freiheit und die Unabhängigkeit glücklich werden wollen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Oeffentliche Charaktere. — Dupin der Aeltere. — Odilon Barrot. — Mauguin.

Dupin iſt das eigentliche Haupt des Tiers-parti; er ſteht an der Spitze jener Bourgeoiſie, die die rechte Mitte zwiſchen der Chauſſée d'Antin und den Epiciers bildet, an der Spitze der Rentiers, der Angeſtellten, der Eigenthümer, der Advocaten, der Notare, der Negocianten, mit einem Worte, an der Spitze von Leuten, die ſich nicht in der Nachäffung des Faubourg St. Germain gefallen und die dennoch die unteren Volksklaſſen über die Achſel anſehen. Der Charakter dieſer Menſchenklaſſe iſt mehr, oder weniger der des Herrn Dupin; man ſchildert ihn höchſt veränderlich und unzuverläſſig und

ohne alle Zukunft. Der letzteren Behauptung möcht' ich unbedingt beipflichten, denn, gesetzt auch Herr Dupin verfolge mit Consequenz seinen Weg, so möchte man doch schwerlich eine Perspective desselben erblicken. Wie sollte sich auch ein Mann, der solche Menschen, wie ich sie angeführt, repräsentirt, ein anderes Ziel stecken können, als die Gegenwart. Die Interessen des Mittelbürgers werden sich stets an den Augenblick halten, oder an Dinge, die er bereits aus der Erfahrung kennt, also auch an die Vergangenheit. Ein Streben für die Zukunft schließt ein Risico in sich, vielleicht eine Aufopferung, und dazu werden diese Leute nie im Stande seyn.

Herr Dupin kann die Börsenspeculanten, das Porte-épée, den Adel nicht leiden. Diese Antipathie ist sehr erklärbar, sie stützt sich nicht auf humane Grundsätze, sondern auf Standes-Vorurtheile. Nie hat Herr Dupin sich gegen das Kartätschenfeuer des Bürgerkriegs ausgesprochen, nie hat er seine Zustimmung zu Gewaltmaßregeln und militairischem Rigorismus versagt, wenn es dem Augenblick galt. Der Belagerungs-

zuſtand von Paris wurde auch von Herrn Dupin votirt. Aber mit Algier kann ſich Herr Dupin nicht befreunden, Clauſel war in ſeinen Augen einer jener römiſchen Proconſuln, die auf Koſten des Vaterlandes ihre Taſche füllen. Er raiſonnirt von dem Geſichtspunkte der Gegenwart aus über dieſe Colonie, das Geld, was ſie koſtet, hätte ein Heer von Angeſtellten glücklich machen können. Jetzt wird er ſogar die römiſche Geſchichte citiren, aber die römiſche Geſchichte ſieht ihm ſchlecht zu Geſichte, er ſieht darin aus, als trüge ein ehrlicher Bürger aus der Cité einen Flammberg an ſeiner Seite. Solche Citate werden in dem Munde des Herrn Dupin ſtets Grimaſſe. Sein Streit mit Clauſel, der nach meiner Rückkehr aus Frankreich die franzöſiſche Preſſe einige Tage beſchäftigte, hatte keine anderen Motive, als die einer angeſtammten Antipathie gegen Fortſchritte, die der Unterſtützung des Waffen-Ruhms bedürfen, Herr Dupin würdigt das Militair nur vom polizeilichen Geſichtspunkte aus.

Gegen die Entführung des Prinzen Louis

Napoleon sprach sich Herr Dupin sehr nachdrücklich aus. Aber es war die beleidigte Majestät der Themis allein, die ihn zu jenem Artikel des „Temps“ vermochte. Diese Verhöhnung der Politik gegen das Recht machte ihn so wild, daß er sogar den code criminel darüber vergaß und den Aussprüchen der Straßburger Jury schadenfroh Beifall zulächelte. Bei dieser Gelegenheit lernte man Herrn Dupin aus dem Grunde kennen.

Herr Dupin ist Geschäftsmann im engsten Sinne des Worts, Ludwig Philipp wird ihn nie zu Plänen und weitaussehenden Perspectiven zu Rathe ziehen, sondern nur über Dinge, die auf der Oberfläche des Tages liegen, gewiß aber über alle seine speciellen Verhältnisse, über Apanagen so gut, wie darüber, wo er sein Vermögen am besten unterzubringen hat. Der satyrische Verfasser der „études sur les orateurs et parlementaires“ meint sogar, die Unterhaltung des Königs mit Herrn Dupin erstrecke sich vielmehr auf die Redaction eines Pachtcontracts, als auf die Politik des Großtürken.

Auf der Tribune hab' ich Herrn Dupin nicht gesehen. Ich sah ihn auf einen Augenblick im Foyer der großen Oper. Er trägt eine Brille und hat eine ächte Acten-Physiognomie. Denkt Euch einen Bürgermeister einer ersten Residenz, einen D. A. G. Rath, mit einem Worte, einen Mann, dem man es ganz und gar ansieht, daß er in dem strengen Geschäftsgange leibt und lebt und sich einer bürgerlichen Achtung erfreut, die ja meistens ohne tiefere Motive ist, und Ihr habt ein Portrait des Herrn Dupin.

Odilon-Barrot ist Advocat, Journalist, Mitglied der Deputirten-Kammer und, im Gegensatz zu dem bourgeois Dupin, citoyen. Die Principien Odilon-Barrots liegen im Courrier français vor. Er ist der Rival des Herrn Mauguin, der gleichfalls Advocat, Journalist und citoyen ist, aber unglücklicherweise sehr verschuldet.

Odilon-Barrot könnte immerhin Republicaner seyn, hätte er nicht die Caprice eines dynastischen Glaubensbekenntnisses. Man behauptet, er besitze ein großes Attachement an die Per-

ſon des Königs, aber er iſt ein Mann de bonne foi und Nebenrückſichten können ihn nie zu jener Vorliebe beſtimmen. Auch Laffitte iſt ja bekanntlich dem Könige ſehr zugethan. Odilon-Barrot würde ſich ſo wenig, wie dieſer, beſinnen, würde ihm die Wahl zwiſchen dem Vaterlande und einer zweiten Auflage der Julius-Ordonnanzen gegeben. Daß aber Ludwig Philipp ſolche Freunde bewahrt, ſpricht wenigſtens dafür, daß er in ſeinen Privatbeziehungen weniger zu feſſeln, oder auch nur zu intereſſiren verſtehen, als vielmehr überhaupt einen tüchtigen moraliſchen Fond offenbaren muß.

Man könnte ſagen, Odilon-Barrot erblicke doch ſtets das Portefeuille als Perſpective ſeiner politiſchen Laufbahn, und gewiß, man will in Paris behaupten, Ludwig Philipp werde auch noch zu ihm kommen. Eins aber iſt eben ſo gewiß, nämlich daß Odilon-Barrot nie zu Ludwig Philipp kommen wird. Erblicken wir ihn im Conſeil, ſo werden wir einſehen, daß ſein Princip über ihm ſchwebt; dieſes wird er nie dem Miniſter opfern.

Ich sagte, Odilon-Barrot könnte immerhin Republicaner seyn. Seinen Grundsätzen nach ist er es, und ist er es nicht in der Form, so mag das vielleicht nur in Zufälligkeiten liegen, oder in einem Abscheu gegen den Terrorismus, der sich noch immer bei einigen practischen Köpfen vor die Republik stellt, der selbst Lafayette stutzig machte. Sonst hat Odilon-Barrot alle Anlagen zu einem Republicaner, er soll sogar wenig studiren und lesen, sondern lediglich denken. Sein Geist schwingt sich gern über die Verhältnisse hinaus, er legt keine kleinlichen Maßstäbe an die Regierung, läßt sich von keinen engherzigen Rücksichten beschränken, sondern geht überall von einem philosophischen und humanen Gesichtspunkte aus. Man will deshalb behaupten, er sey besser im Rathe, als in der Handlung, könne besser leiten, als ausführen. Aber der Republicaner muß allerdings von dem Standpunkte der Philosophie schnell zur That übergehen können, und der Mangel dieser Fähigkeit mag Odilon-Barrot von der Republik entfernen. Man kann nicht sagen, daß er aus Schwäche

kein Republicaner ist, er ist vielleicht nur zu gewissenhaft für einen Republicaner.

Odilon-Barrot ist ohne Leidenschaft und Ehrgeiz, er wird die Zukunft Frankreichs und die Republik dem ruhigen Gange der Dinge überlassen. Er wird nur dann in diese Republik eintreten, wenn die Monarchie sich in der That selbst überlebt hat. So weit ist sie noch nicht in Frankreich.

Der „Courrier français" ist der reinste Ausdruck Odilon-Barrots. Man hat dieses Oppositions-Journal selbst in Preußen nicht verboten, obwohl es der schärfste Gegensatz gegen das conservative System ist. Was konnte seine Zulassung möglich machen? Ich glaube lediglich die Leidenschaftlosigkeit, die in seinen Spalten das Wort führt. Die feste Sprache des Rechts hat einen zu edlen Klang, als daß man sie in Deutschland einer Polizei-Verfügung unterwerfen könnte.

Odilon-Barrot ist nicht einseitiger Nationalitäts-Enthusiast, er wird Frankreich nur an

seine Würde mahnen, wo sich Einmischungen einer fremden Politik in die Hoffnungen der Julius-Revolution wahrnehmen lassen, aber er wird sein Princip nie in Frankreich abschließen, er wird stets geneigt seyn, die Fragen der Freiheit und Gleichheit von einem universellen Gesichtspunkte aus zu behandeln. Er gehört zu denen, die die Julius-Revolution zu einer europäischen Frage machen wollten, aber alle nationalen Tendenzen lagen ihm dabei fern, er faßte nur die Tendenzen der Humanität in's Auge. Odilon-Barrot wird stets für die Freiheit der Völker kämpfen, aber auch für die Unabhängigkeit derselben, einander gegenüber. In diesem Sinne haben die Polen in dem „Courrier français" den kräftigsten Anhalt gefunden.

Hat Odilon-Barrot keinen Ueberblick über die europäischen Verhältnisse, so liegt das eben nur daran, daß er ein Franzose ist.

Sein Antlitz ist licht und freundlich, obwohl die Grundzüge desselben eben sowohl tiefen Ernst, wie edle Consequenz verkünden. Odilon-Barrot

kennt keine Staatszwecke, die nicht zugleich Zwecke der Menschheit wären.

Herr Mauguin ist zunächst Mitglied des Barreaus von Paris, ein Verhältniß, das bei Herrn Odilon-Barrot weniger hervortritt.

Er verführt durch die Anmuth seiner Persönlichkeit, durch seine Affabilität, durch seine aufgeweckten und geschmeidigen Manieren, durch seinen ésprit, (dieß Wort ist noch immer nicht in's Deutsche übersetzt worden,) ich sage, er verführt, und wenn diese Bezeichnung auch nicht ein Beweis gegen seine Aufrichtigkeit seyn soll, so mag sie doch Mauguins Hinneigung zur Intrigue bezeichnen. Was trennt ihn von Odilon-Barrot? Nicht seine Grundsätze, sondern der Ehrgeiz. Das „Journal du Commerce" ist ein Organ der äußersten Linken, so gut wie der „Courrier français," aber es spielt bereits weit schärfer in politische Rücksichten und Beziehungen hinüber, jene höchste Gerechtigkeit, die überall nie leidenschaftlich wird, als wo sie Unrecht gewahrt, tritt uns hier nicht entgegen. Es ist

viel Partheiton in den Spalten des „Journal du Commerce“ anzutreffen und in Betreff der europäiſchen Verhältniſſe auch Intrigue. Herr Mauguin wird unbeſehen und abſichtlich eine Entſtellung der preußiſchen und ruſſiſchen Zuſtände abdrucken, Odilon-Barrot aber nur bona fide und aus Unkenntniß. Ueberhaupt hält Herr Mauguin den politiſchen Geſichtspunkt der Oppoſition feſt, nicht den humanen, er ſpeculirt ſtets auf das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Aus dieſem Grunde mag er vorzüglich unter allen Deputirten ſich um auswärtige Verhältniſſe bekümmern, die Deutſchen inſonderheit ſind ihm angenehm, er zieht ſie gern zu ſich heran, um von ihnen Dinge zu erfahren, die ihm in der Deputirten-Kammer ein Relief geben können. Nicht um ſich zu unterrichten, ſondern um zu imponiren, zu glänzen und dem Ziele näher zu kommen, ſucht er die Détails auswärtiger, beſonders preußiſcher und ruſſiſcher Zuſtände kennen zu lernen; ſein Ueberblick über europäiſche Verhältniſſe iſt deshalb nicht umfaſſender, als der anderer Franzoſen; denn

er braucht der Kammer nur die Oberfläche seines Wissens zu zeigen, um für unterrichtet in solchen Dingen zu gelten, die wenigstens Niemand besser weiß, als er.

Es ist bekannt, wie leidenschaftlich sich Herr Mauguin kurz nach der Julius-Revolution für die französische Intervention in die europäischen Verhältnisse verwendete. Er wollte Polen Hülfe über Litthauen senden, und schlug den Seehafen Polangen zur Ausschiffung der französischen Armee vor. Gewiß, Herr Mauguin ist ein eben so guter Geograph, wie Politiker. Und wie trefflich setzte er den Deputirten den Feldzug der Julius-Revolution auseinander, die Blokade Ancona's, die Ueberschreitung des Rheins, die Insurrection Belgiens. Alle Waffenthaten der großen Armee mußten nothwendigerweise wiederholt werden, von den Pyramiden an bis Moskau. Aber Herr Mauguin, der den General Lamarque an seiner Seite hatte, begnügte sich nicht mit der Eroberung, nein! er wollte gewissermaßen ein Miasma der Revolution mittelst der Truppen in alle Reiche Europa's befördern.

Sturz der alten Monarchieen! das war die Losung Lamarque's und Mauguins. Daneben gründeten sie andere Reiche und Staaten, schlossen Allianz- und Handels-Tractate und brachten selbst den Kalmucken und Baskiren die Freiheit.

Wer weiß, wie weit man gekommen seyn würde, wenn man damals wirklich zu kriegerischen Plänen gegriffen hätte; vielleicht nicht bis nach Besarabien, aber doch gewiß ein kleines Stück über den Rhein hinaus. Das Jahr 1830 war sehr contagiös in Betreff der Revolutionen.

Nichts desto weniger wird man von einem französischen Staatsmann, der damals Frankreich und der Monarchie zum Kriege rieth, keinen großen Begriff bekommen. Ehe man zum Don und zu der Wolga gekommen wäre, würde gewiß auch der Thron Ludwig Philipps nebst den übrigen, die man im Vorbeigehen über den Haufen stoßen wollte, gefallen seyn. Zu Eroberungen hatte man wenig Mittel. Indeß Herr Mauguin ist nicht nur ehrgeizig, er ist auch eitel, er kokettirt noch bis auf diese Stunde mit

der gloire française in der Deputirten-Kammer, die hier gewissermaßen, da sie nirgends mehr lebendig ist, in Reden aufgetrocknet wird. Die Damen überschütteten damals Lamarque und Mauguin mit Bravo! und Mauguin fühlte sich glücklich in diesem leichten Ruhm, den er weder auf der Brücke von Arcole, noch in dem Schlachtendonner von Marengo zu erkaufen hatte, sondern nur mit einigen schönen Redensarten.

Aber nicht nur für einen tüchtigen Politiker, sondern auch für einen gewandten Diplomaten hält Mauguin sich. Er hat das Ungeheuerste geleistet, er hat, wenn man dem Verfasser der „études sur les orateurs et parlementaires" Glauben schenken kann, Hugo Grotius und Pufendorf auswendig gelernt. Hugo Grotius und Pufendorf! wer kennt Pufendorf in Frankreich? Und über die neuesten preußischen, österreichischen und russischen Verhältnisse unterrichtete sich Herr Mauguin, wenigstens zu meiner Zeit, durch Spazier. Aus dieser Quelle rühren die Schilderungen österreichischer und russischer Verhältnisse her, die man in den Monaten November

und December in den Feuilletons des „Journal du Commerce“ fand. Herr Mauguin erklärte, daß er sie von einem honorable publiciste Allemand erhalten habe. Er verdankte damals bereits Spazier jenen Sieg über Thiers in der Deputirten-Kammer, jenen glänzenden Sieg, der durch die Ueberrumpelung des Ministeriums mittelst der „états d'Altembourg“ herbeigeführt wurde. Ich weiß nicht, welche Folgen diese Affaire veranlaßte, aber Spazier hat sie mir genau beschrieben, und ich bin überzeugt, daß Mauguin damals große Stücke auf denselben hielt; denn er hatte ihn bewogen, von Brüssel nach Paris zurückzukehren, um die auswärtigen Verhältnisse im „Journal du Commerce,“ zu vertreten.

Obwohl ohne alles Portefeuille, benimmt sich Herr Mauguin doch bereits als Minister des Auswärtigen. Er soll sogar seine Agenten längs der Grenze haben, seine chiffrirten Briefe, selbst seine Gesandten im Auslande. Nur die geheimen Fonds fehlen ihm; denn aus eigenem

Vermögen kann er sie nicht herbeischaffen, weil er sehr verschuldet ist.

Unter allen diesen Umständen mag man auf die Principien des Herrn Mauguin, obwohl sie ziemlich die seines Rivalen, des Herrn Odilon-Barrot sind, kein großes Gewicht legen. Er wird sich den Verhältnissen wenn nicht fügen, doch auch nicht entziehen können. Die Freiheit liebt er nicht aus Selbstlosigkeit, aus Humanität, sondern aus Stolz. Die Unabhängigkeit Frankreichs ist sein nächstes Ziel, er wird ihr selbst die Freiheit opfern, wenn sie sich nur an die Monarchie knüpfen läßt; aber er wird sich eben so gern der Republik in die Arme werfen, wenn sie Frankreich groß, mächtig und einig macht. Mauguin steht nur auf der Höhe der Politik — wenn anders die Politik eine Höhe hat — nie auf der der Humanität. Aber sein politisches Leben hat sich bis jetzt nur in der Deputirten-Kammer bewegt, also frei und offen. Es ist rein von allen Flecken. Nie hat Herr Mauguin zu Regierungsmaßregeln seinen Consens gegeben, die die Unabhängigkeit und Würde

der Nation verletzten, nie hat er Schritte und Annäherungen an Ludwig Philipp auf Kosten seiner persönlichen Ehre versucht, nie hat er sich zu Concessionen verstanden, die das Vaterland hätten gefährden können.

Gefiele sich Herr Mauguin nicht in der Marotte der Diplomatik, so würde er vielleicht seinem Vaterlande weit nützlicher seyn können, als er es bis jetzt gewesen ist. Er ist eines der ersten Talente des französischen Barreaus und durch seine langjährige und vielumfassende Praxis, wie durch die sorgfältigsten und speciellsten Studien ganz dazu geeignet, die Fragen des Rechts in den verschiedenartigsten Beziehungen genau zu erläutern. Was könnte Mauguin nicht wirken, wollte er einen rein practischen Gesichtspunkt in's Auge fassen. Handel, Finanzen, Douanenwesen, Civil- und Criminalrecht würden seine Sphäre bilden. Bis jetzt verliert er sich häufig in vage Ansichten und Pläne und man braucht nur die Verhandlungen der französischen Deputirten zu lesen, um einzusehen, daß Herr Mauguin Frankreich bis jetzt keinen andern Nut-

zen gewährt hat, als eine fortwährende und kräftige Oppoſition gegen alle Verſuche und Tendenzen der Regierung, die mit der Julius-Revolution nicht in Einklang ſtehen.

Auf der Tribune hab' ich Herrn Mauguin nicht geſehen, ich ſah ihn nur einmal in der rue des petits champs mit Herrn Spazier Arm in Arm auf und ab gehen und in ſo eifrigem und tiefem Geſpräche, daß ich mit Recht vermuthen konnte, es handele ſich wieder zwiſchen Beiden um das europäiſche Gleichgewicht und um die Zukunft der Nationen.

Wie Victor Hugo den Enthuſiasmus der romantiſchen Schule um ſich verſammelt, ſo verſammelt Herr Mauguin in ſeinen Salons jenen jungen Ehrgeiz, der eigentlich nicht weiß, was er will, der aber doch von allen Dingen Deputirter, Pair, oder wohl gar Miniſter werden möchte. An der Spitze einer bedeutenden Parthei, die ſich durch bedeutende Kräfte auszeichnet, ſteht Herr Mauguin nicht.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Chiffonniers. — Das Centraliſations-Syſtem. — Ra-paill über Paris. — Frankreich leidet an Paris. — Paris der Revolution gegenüber.

Die Chiffonniers ſind auch eine Art öffentlicher Charaktere. Sie repräſentiren das Elend von Paris gewiſſermaßen von Amtswegen und bilden die letzte Stufe des bürgerlichen Erwerbs, der in dem Gaſſenkoth endigt. Wie viel tauſende beſchäftigen ſich mit der Sichtung des Unraths, der täglich Abends aus den Häuſern in die Straßen geworfen wird, ſie haben keine andere Hoffnung mehr von dem Leben zu erwarten, als einige Lumpen, Glasſcherben, Knochen, roſtige Eiſenſtücke und dergleichen Dinge, die

ſie ſorgfältig aus Miſt und Koth hervorſuchen, die ganze Nacht hindurch, wenn ſelbſt die letzten Accorde der großen Oper und der Italiäner verhallt ſind, wenn die Bälle ſtillſtehen und Musard und Julien das Orcheſter geräumt haben, wenn es in Paris todtenſtille iſt. Es ſieht aus, als ſuchten Hyänen Unterhalt aus den Gräbern, wenn man die Chiffonniers mit Stangen und Fäuſten nach Mitternacht bis zum lichten Tage einen Dreckhaufen nach dem Andern durchwühlen ſieht. Sie haben nichts Anderes zu eſſen, als was ihnen aus dem Unrath ihrer Nebenmenſchen zukömmt.

Man iſt Willens geweſen, die Chiffonniers aufzuheben, aber man würde vielleicht 20,000 — und dieſe Zahl wird noch zu klein ſeyn — brodloſe Menſchen erhalten haben. Deshalb muß man ſie gewähren laſſen. Wenn Ihr gegen vier Uhr Morgens zufälligerweiſe einer Brandtwein-Boutique vorübergeht, ſo könnt Ihr ſie in großen Haufen vor der Pforte derſelben verſammelt finden. Wo ſollten die Chiffonniers ihre Morgen-Andacht beſſer begehen, als dort:

ſie ſind von Gott und Menſchen verlaſſen und ihr einziger Troſt mag in der Vergeſſenheit und der Flaſche liegen. Wenn Paris aufſteht, gehen ſie ſchlafen, die Welt geht an ihnen vorüber, ſie beſchäftigen ſich nur mit der äußerſten Hefe derſelben. Nach zehn Uhr Morgens, wo der Unrath, den man aus den Häuſern geworfen hat, beſeitigt ſeyn muß, findet man keine Chiffonniers mehr in den Straßen von Paris, es ſey denn, daß einige von ihnen abſeits ſchlafen, von dem Brandtwein übermannt.

Das Gewerbe dieſer Leute iſt nicht ſo uneinträglich, als elend; einzelne ſollen es durch den Verkauf jener Dinge, die ſie ſcharfſichtig aus dem Dreck hervorſuchen, bis zu einem Frank täglich bringen. Beſitzen ſie Charakter und überſtehen ſie die Verzweiflung ohne Brandtwein, ſo ſoll es ſogar geſchehen, daß ſie ſich häufig wieder um einige Stufen emporſchwingen, zu Menſchen. Im Ganzen aber mag das ſelten vorkommen; denn dies Gewerbe grenzt ſo ſehr an Beſtialität, daß die chriſtliche Liebe und die Humanität ſelten mit denen Erbarmen haben,

die es ausüben. Wem fallen bei den Chiffonniers nicht die Hunde ein, die in Constantinopel ihre Stelle vertreten? Aber man ist in Paris, bei aller Verschwendung in den Salons, sehr oekonomisch; so gut, wie in Constantinopel, haben es die Hunde in Paris nicht, die Menschen verderben ihnen hier das Handwerk.

Das könnte der Regierung ziemlich gleichgültig seyn, wenn man nur nicht zugeben müßte, daß sich eine solche Menschenrace dem Staate gegenüber sehr gefährlich ausnimmt. Was haben diese Leute zu verlieren und was haben sie nicht zu gewinnen. Und doch ist „das Leben so schön!“

Gewiß, man fühlt sich von Zweifeln bedrängt, ob alle die schönen Reden des Herrn Thiers, der, wenn ich nicht irre, das Wort providence wieder in seine alten Rechte in Frankreich eingesetzt hat — ob alle die schönen Reden des Herrn Thiers, unter solchen Verhältnissen der Hauptstadt, eine Zukunft Frankreichs bezeichnen mögen. Es gibt in Paris zu viele Menschenklassen, die nur noch durch die Beaufsichti-

gung der Polizei und durch die Gerichtshöfe in Beziehungen zu der Geſellſchaft ſtehen. Was iſt ihnen mit der „providence,“ mit der „sainte vierge“ und „sainte église,“ mit den „saints mystères“ und den „saintes bénedictions du ciel“ gedient, die auf der Tribune ſo bedeutſam betont werden. Man hat ſie längſt den Täuſchungen des kindlichen und in Demuth anbetenden Glaubens entzogen, und der Pariſer Gaſſenkoth iſt eine zu traurige Wirklichkeit, als daß ſie ſich in dieſer Umgebung neuen Illuſionen hingeben könnten.

Ich kann hier nicht umhin, einige Bemerkungen über das Centraliſations-Syſtem der Hauptſtadt einzuſchieben. Ganz Europa hat den Einfluß deſſelben empfunden; denn ich bin ſelbſt der Meinung, daß die neuen Uniformen in Conſtantinopel und die Meſſer und Gabeln am Tiſche des Sultans zu der franzöſiſchen Revolution in näheren Beziehungen ſtehen, als man glauben mag. Ludwig XIV. mochte vielleicht in ſeiner Hauptſtadt ſchon ein künftiges Rom erblicken, als er ſie ſo ſehr bevorzugte, Napo-

leon hatte ſogar auf einige Jahre ein Rom aus ihr gemacht, aber die Abſichten beider gingen nicht in Erfüllung, wenigſtens nicht in dem Sinne, der jenen vorſchwebte, man fing nämlich mit dem Despotismus an, um mit der Republik zu endigen; denn ſelbſt nach Napoleon faßten Ludwigs XIV. Nachkommen keinen feſten Fuß wieder in Paris und Frankreich, obwohl ſie ſich der Täuſchung einer Weltſtadt nicht entziehen konnten.

Das Centraliſations-Syſtem in Betreff der Hauptſtadt Frankreichs bildet das erſte und hauptſächlichſte Moment der neueſten Geſchichte. Der Fortſchritt unſeres Jahrhunderts knüpft ſich zu innig an daſſelbe, als daß man es überſehen könnte. Paris gibt nicht nur Frankreich einen Impuls, ſondern auch Europa. Wir haben 1830 die bündigſten Beweiſe davon erhalten; bis über den Canal hinaus, der bis dahin die Grenze aller Sympathie für Frankreich war, hat man ſogar die Einwirkungen der Julius-Revolution geſpürt, und die engliſche Reform knüpfte ſich an die franzöſiſche.

Man wird ſomit weder die Einwirkungen jenes Syſtems auf die europäiſchen Zuſtände überhaupt abläugnen, noch beſtreiten können, daß dieſelben ſich in mannigfacher Hinſicht als heilſam erwieſen. Aber das Centraliſations-Syſtem vor Paris iſt gewiſſermaßen als das Queckſilber der Revolution zu betrachten, Wind und Wetter, Hitze und Kälte wirken darauf ein, es ſteigt und fällt unter dem Einfluß von Zufälligkeiten und macht wenigſtens die Zukunft Frankreichs ſehr zweifelhaft.

Ich habe bereits in dem Kapitel: die Pariſer die Vorzüge auseinander geſetzt, die ſich an die Centraliſation knüpfen; man will behaupten — und ſelbſt vorurtheilsfreie Franzoſen ſind dieſer Meinung — die Nachtheile derſelben überwiegen die Vorzüge. So behauptete Raspail, der Republikaner, Frankreich werde ſich nicht eher befeſtigen und eine Zukunft erobern können, als bis die Provinz nach Paris ziehe und die Hauptſtadt bis auf den letzten Stein vernichte. Es würde dann um ein gutes Stück Poeſie in der franzöſiſchen Geſchichte geſchehen

seyn, aber vielleicht würde man glücklich und zufrieden leben, was bis jetzt, trotz alles Fortschrittes, nicht der Fall ist. Man behauptet, Frankreich leide an Paris, Paris sey der einzige Aberglaube Frankreichs. Und gewiß, Leute von keiner Phantasie, die das Verhältniß mit klaren, practischen Blicken messen, werden sich kaum bei dem glänzenden Elende der Hauptstadt beruhigen können, das zudem noch dem ganzen Lande seine besten Kräfte entzieht. Die Quellen, welche sich hier erschließen, werden auf der Stelle Ströme und reiche, schnellfluthende Flüsse; aber jenseits der Barrièren versiegen sie bereits, sie befruchten das Land nicht, welches höchstens aus der Hauptstadt Traditionen erhält. Die Provinz muß nach Paris ziehen, will sie Paris genießen, selbst die Wissenschaft und Kunst klingen nur aus äußerster Ferne und sehr unverständlich an ihr Ohr. Von allen jenen vortrefflichen Instituten, die sich in Paris drängen und von allen jenen ungeheueren Summen, die sie kosten, hat die Provinz keinen anderen Genuß, als den des Ruhms. Paris est la capi-

tale du monde sprechen die armen Teufel aus der Normandie und Bretagne mit Enthusiasmus, und wenn sie nach Paris kommen, sieht man ihnen nach den Stiefeln und Hüten, nach dem Frack, dem Ueberrock und der Cravatte und spricht übermüthig: Voilà des pauvres diables de la province. Dieser Uebermuth der Pariser ist unerträglich.

Ganz Frankreich lebt sorglos einen Tag, wie alle in dieser angenehmen Illusion des Ruhms der Hauptstadt, man hungert und darbt, man *stirbt* sogar oft dafür und noch öfterer *daran*, wenn man hoffnungsvoll und begeistert nach Paris pilgert und dort nur von dem Elende zu Gast gebeten wird. Aber Paris gleicht jener Tochter der Sonne, deren Zaubertrank nur Ulysses vermied; Frankreich hat sich von Ludwig XIV. bis zu Robespierre unaufhörlich daran berauscht. Die Gesellschaft, der Staat hat somit wenig mehr von Paris zu erwarten, als einen Impuls, eine Bewegung; wohin die führen, das ruhet in dem Schoße der Götter. Paris ist die *Mode* von Frankreich geworden, man hat es

ſtets nachgeahmt, ſowohl was den „Petit Courrier des Dames“ betrifft, als auch andere Dinge, z. B. die Guillotine.

Paris hat Frankreich gegen Karl X. und die Ordonnanzen geſchützt, aber Paris läßt Frankreich nie zu Reſultaten gelangen. Die Demoraliſation der Hauptſtadt wird eben ſo viel vernichten, wie ſie gut gemacht hat. Ein Bürgerſinn kann ſich in ſolcher Umgebung nicht herausſtellen; Frankreich iſt gleichſam an Paris verkauft, man wird immer Mittel finden, die Vertheidiger des Landes in die Scylla der Ehre, oder in die Charybdis der Geldbeſtechung zu lokken. Hier reizt Alles, man wird ſich nicht in den Qualen des Siſyphus gefallen, wenn man ſo leicht zu den goldenen Früchten gelangen kann. Jene Aeußerung Raspails, dieſes ſtarren Republicaners, der doch aus Paris das Geſchenk der Julius-Revolution empfing, kann ſich auf nichts Anderes beziehen, als auf die Demoraliſation von Paris.

Bis jetzt hat man immer nur an die Polizei in Paris gedacht, man hat die Hauptſtadt

von Frankreich, wie Charenton gehütet. So konnte Paris nur eine ewige Negation Frankreichs werden. Wenn dieſe Stadt dem Lande einen Impuls gab, ſo war es der des Kampfes, des Umſturzes. Vermittelt hat Paris nie, Vorbild im groſsartigen Sinne iſt es Frankreich nie geworden.

Einen groſsen Theil ſeiner Ignoranz verdankt Frankreich Paris. Hier iſt Alles, was Intelligenz, Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie betrifft, aufgeſtapelt; die Provinz kann die Wiſſenſchaft nicht einmal à condition aus Paris beziehen, ſie muſs Alles auf feſte Rechnung nehmen; die Kunſt wird ſie nur im Louvre, im Luxembourg, kurz nur in Paris finden, dieſe erhält ſie ſogar unter keiner Bedingung in's Haus geſchickt. Was hat alſo die Provinz von dem Unterricht der Hauptſtadt, von ihren Muſeen, ihren Schriftſtellern, mit einem Worte von aller jener Concentration der Civiliſation jenſeits der Pariſer Barrièren? Nach meiner Meinung nur das, daſs ſie alle dieſe Dinge entbehren muſs. Man hat die Ausſtrömung jenes Lichtes auſser

Acht gelaſſen. Alle jene Sonnenſtrahlen haben nur einen Brennpunkt: Paris, was Wunder, daß ſie oft zünden und ſtatt Rettung Verderben bringen. Europa hat Paris in lichten Flammen geſehen, aber es war eben nur eine Feuersbrunſt der Civiliſation. Dieſe ſpielte Comoedie dabei, wie ein zweiter Nero, und die Flammen erhellten nur künſtlich eine Nacht, ſie wurden nicht die Morgenröthe eines neuen Tages.

Wenn aber die abſolutiſtiſche Partbei in Paris ihren Unſtern erblickt, ſo hat ſie Unrecht. Die Freiheit würde ohne Paris weiter gekommen ſeyn, hier machte man ſie bald zur H..., indem man ſie dem Egoismus Preis gab. Paris war der Blitzableiter der Freiheit, es zog ſie an, aber ſie fuhr hier in die Erde, ſtatt zum Himmel. Hat Paris nicht die Julius-Revolution vernichtet? Ging der Terrorismus der Republik nicht von Paris aus? Der Abſolutismus würde Unrecht thun, Paris zu ſchleifen, das ihm ſo vortreffliche Dienſte geleiſtet hat und das ihm deren leicht noch vortrefflichere leiſten kann. Paris hat nach 1792 ganz Europa von

der Freiheit abgeſchreckt und nach 1830 hat Paris die Freiheit von ganz Europa verkauft. Was kann man mehr von Paris verlangen!

Dieſe aphoriſtiſchen Bemerkungen werden ſich demjenigen, der die Hauptſtadt unbefangen würdigt, unwillkürlich aufdrängen; ihre gute Seite liegt mehr in der Idee und in der Phantaſie der Franzoſen als in der Wirklichkeit. Paris iſt die Pythia Frankreichs, aber ſeine Orakel ſind eben ſo doppelzüngig wie die, welche Griechenland aus dem Munde jener Prieſterin erfuhr. Die Erfüllung hängt von Zufälligkeiten ab, nur die Inſpiration iſt göttlich. Sie hat Frankreich unſterblich gemacht, aber nicht glücklich.

Ich zweifle ſomit ſehr daran, daß man den Fortſchritt in Frankreich hemmen würde, beſchränkte man die Hauptſtadt. Gewiß würde die franzöſiſche Geſchichte durch die Vernichtung von Paris langweiliger werden, ſie würde an Handlung und Abwechſelung verlieren, aber ſie würde an ſittlichem Ernſt und wahrer Größe gewinnen. Ein Volk, eine Nation eignet ſich

beſſer zu einem Epos, als zu einer Tragoedie. Der Held kann fallen und doch Sieger bleiben, aber wenn das Heldenthum untergeht, ſo fällt die Erhebung weg, die doch am Ende das Haupt-Moment der Tragoedie iſt. Alle jene Aufopferung und Tugend, aller jener Heroismus, die ſich durch die neueſte franzöſiſche Geſchichte ſchlingen, wie dünn und durchſichtig haben ſie ſich an Paris geſchliffen. Roms Glanz bezeichnete das Ende von Roms Größe.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Muſik in Paris, vorzugsweiſe die Deutſche. — Meyerbeer, Mainzer. — Der Freiſchütz in der opera comique. — Die deutſche Opern-Geſellſchaft in Paris.

Die Muſik iſt — wie ich ſchon früher bemerkte — die einzige Vermittelung der Deutſchen mit den Franzoſen. Sprachen uns die Franzoſen früher die Kunſtbildung ab, ſo trauten wir ihnen keinen Geſchmack für gediegene und höhere Muſik zu. Jetzt ſehen wir beide ein, daß wir uns geirrt haben, die Franzoſen lernten uns aus Beethoven, Carl Maria von Weber, Mozart, Meyerbeer, aber noch mehr aus unſerer deutſchen Oper kennen: Haizinger und Madame Schröder-Devrient wetteiferten mit Rubini und Madame Malibran. Wir aber

erkannten den Geſchmack der Franzoſen aus ihrem Enthuſiasmus für unſere Muſik. Jetzt fragt man einen Deutſchen in Paris: Monsieur! n'est-ce-pas, vous êtes musicien?

Die deutſche Oper machte in der That Furore, ja man ging ſo weit, die Aufführung franzöſiſcher Opern von dieſer Truppe über die Leiſtungen der académie royale und der opéra comique zu ſtellen. Haizingers George Brown wurde vortrefflich gefunden, der deutſche Vortrag gebe der franzöſiſchen Muſik erſt die rechte dramatiſche Bedeutung. Und die Chöre, wie können franzöſiſche Chöre mit deutſchen wetteifern. Luther vindicirte den Kirchen-Geſang der Gemeinde, während er in der katholiſchen Kirche Eigenthum der Prieſter und einiger Choriſten blieb. Aus eben dieſem Kirchengeſang iſt auch die Harmonie und die Modulation der deutſchen Muſik zu erklären, die der franzöſiſchen ſo ganz und gar fehlen und die in der italieniſchen Muſik wenigſtens vor der Melodie zurücktreten. Die Maſſen, die hier zuſammenwirkten, mußten, da ſie durch Alter, Geſchlecht und Cha-

rakter in getrennte Theile zerfielen, nach einem Vereinigungspunkte ſtreben. Dieſer war die Harmonie, die ſolchergeſtalt Gemeingut des Volks wurde. Der deutſche ouvrier in Paris erregt die Bewunderung der Franzoſen durch ſeinen vierſtimmigen Geſang. Wenn dieſe Leute in einem Eſtaminet ein Lied anſtimmen, ſo wird ſich ihnen Alles zuwenden. Eine Todtenſtille und eine Andacht im eigentlichen Sinne des Worts ergreift hier eine an und für ſich rohe und ungebildete Maſſe, die nur gewöhnt iſt, ihren chanson unisono und in der Oktave abzuleiern. Es fehlt den Franzoſen nur an Kunſtbildung, von Natur haben ſie alle Anlagen für die Muſik, ſie beſitzen Gehör und Enthuſiasmus für die Muſik. Was ſie nicht beſitzen, das iſt eben Reſultat des Studiums und der Kunſt überhaupt.

Ich habe bereits bemerkt, daß der Chorgeſang in Deutſchland eine gewiſſermaßen populäre Kunſtbildung veranlaßte. Die Franzoſen kannten dieſen Chorgeſang höchſtens nur in Kriegsliedern, und die Kunſt kann ſchwerlich im Feld-

lager einen Anlehnungspunkt gewinnen. Also von Jugend auf sind sie nicht an den Gesang gewöhnt; sie sind nicht mit ihm aufgewachsen, wie die Deutschen. Aus diesem Grunde können sie sich auch keine Rechenschaft über die deutsche Musik geben, sie berührt sie mit Zauberkraft, sie können sie nicht deuten. Man meint, die Harmonie allein sey die Ursache dieser Wirkung, man bedenkt nicht, daß die Modulation der Melodie Charakter gibt. In diesem Charakter der deutschen Musik liegt ihre unwiderstehliche Gewalt, ihr Triumph. „Robin des bois“ in der opéra comique brachte Auber zur Verzweiflung, er erklärte, derselben seine ganze Thätigkeit zu entziehen, werde sie noch eine Oper von Weber geben.

Der französischen Musik fehlt die Inspiration, die Seele, und zwar wieder aus dem Grunde, weil diese Musik nie in Beziehungen zur Nation stand. Deshalb finden wir selbst diejenige Gattung der Instrumental-Musik, die weniger Mechanismus, als unmittelbare Einwirkung des Innern verlangt, sehr schlecht bedacht, wir sin-

den die Blas-Instrumente äußerst mittelmäßig, während die Bogen-Instrumente auf der höchsten Stufe der Vollendung stehen.

Seltsam genug mag es klingen, aber es ist den Zuständen der Musik in Frankreich ganz angemessen, daß Beethovens Symphonieen zuerst den Sinn für deutsche Musik, Modulation und Harmonie in Frankreich weckten. Diese Symphonieen hatten sowohl dramatischen Charakter, als sie von Harmonie überströmten, und der Franzose verstand durch seine Instrumental-Virtuosität alle Schwierigkeiten der Ausführung zu besiegen, die uns Deutsche bei dem Erscheinen jener Symphonieen abschreckten. Der Franzose erkannte sogleich das Wesen derselben, während Deutschland eine solche Musik nicht unterzubringen wußte. Hier lag keine Oper vor und doch auch kein Concert, die Instrumente sprachen und handelten, wie Menschen. Die Beethovenschen Symphonieen waren ein Ereigniß und wir Deutsche hatten nur eine Schule.

Ich habe diese Symphonieen in Paris gehört, in den Concerten des Conservatoire, und

ich muß gestehen, daß ihre Ausführung alle meine Erwartungen hinter sich ließ. Das war eine Oper, in der die himmlischen Heerschaaren und die Geister der Unterwelt sangen, das waren keine Menschenstimmen und auch keine Instrumente, das war Alles ein Meer von Gefühl, von Hingebung und Ueberwältigung, und doch Alles klar, einfach, deutlich, ich möchte sagen bis auf die Copula der Handlung und des Lebens verständlich. Die Symphonieen Beethovens sind die höchste Potenz der dramatischen Musik, hört man sie im Conservatoire; denn nie kann eine Menschenstimme diese Wirkungen erreichen.

Also Beethoven bot die erste Hand zur Beachtung deutscher Musik, er erwarb sich binnen Kurzem Bürgerrecht in Frankreich, das ihm jetzt mit einer Begeisterung zujauchzt, als habe er in Paris gelebt und ruhe auf dem Père Lachaise.

Die eigentliche Vermittelung für den Gesang war aber — wie gesagt — jene deutsche Oper. Die Franzosen suchen nämlich den Man-

gel an Empfindung, den man ihrer Musik mit Recht vorwirft, durch den Text im Gesange und durch die Ueberladung in der Instrumental-Musik zu ersetzen. Ihre Sänger vernachlässigten aus jenem Grunde den musikalischen Vortrag über die Declamation. Man sprach den Gesang halb und halb, statt ihn zu singen. Die deutsche Oper aber öffnete den Franzosen die Ohren, man erklärte sich nun die Sache anders, man erkannte, daß nicht nur an der Musik, sondern auch an den Sängern die Total-Wirkung läge. Leute, die Frankreich erst französische Musik verstehen lehrten, mußten nothwendig einen bedeutenden Anlehnungspunkt haben. Die deutsche Musik allein konnte dieser Anlehnungspunkt seyn, man sah sich also allenthalben nach unseren großen Componisten um, aber man ging weiter, man sah sich auch nach deutschen Lehrern um. So erlangte Mainzer eine Aussicht und bald darauf einen Wirkungskreis. Er erfaßte scharfen Blickes jene nothwendigen Ursachen, die der musikalischen Bildung in Frankreich entgegen stehen. Man müsse — war seine Mei-

nung — für die Kunſtbildung im Ganzen und Großen Sorge tragen, man müſſe dem Enthuſiasmus der Franzoſen für Muſik einen Anhalt gewähren, und dieſer Anhalt könne nur in der Ausbildung der Choral-Muſik gefunden werden. Somit veranſtaltete Mainzer jene unentgeltlichen (!) Singſchulen, die den Ouvriers in ihren Freiſtunden geöffnet werden. Dieſer Verſuch hat ſich auf das Trefflichſte bewährt und wird wahrſcheinlich eine totale Reform der franzöſiſchen Muſik veranlaſſen, indem er die unterſten Klaſſen der Geſellſchaft an Harmonie und Modulation gewöhnt.

Die Melodie iſt Sache der Natur, dieſe beſitzen die Franzoſen, die harmoniſche Kenntniß aber, die ihnen fehlt, wird ihnen nicht unzugänglich ſeyn, weil ſie nicht nur im Allgemeinen für die Muſik begeiſtert ſind, ſondern weil ſie auch insbeſondere anfangen, der deutſchen Muſik den Vorzug vor der italieniſchen zu geben. Was beweiſet das anders, als daß ſie jene Tiefe der Empfindung beſitzen, welche ihre Muſik entbehrt? Die italieniſche Muſik zeich-

net ſich durch die Melodie aus, die das Haupt-Moment derſelben bildet, ſie wird durch die erſten Sänger repräſentirt und Roſſini ſteht an ihrer Spitze. Und dennoch dieſe Hingebung an deutſche Tonkunſt! wie kann man ſich dieſelbe anders erklären, als durch einen Fond von Wahrheit und Gefühlsreinheit, der die Franzoſen unterſcheiden läßt. Daß aber eine ſolche Hingebung an deutſche Tonkunſt wirklich ſtattfindet, ließe ſich durch mehre Beiſpiele beweiſen. Ich führe hier nicht die kleinen geſellſchaftlichen Kreiſe an, die überall gern „musiciens Allemands“ zu ſich heran zu ziehen ſuchen und die vorzugsweiſe Mainzer einen erſten Wirkungskreis anboten, indem er hier Gelegenheit fand, mit franzöſiſchen Männern und Frauen deutſche Enſembleſtücke mit dem ſchönſten Erfolg einzuüben und auszuführen, ich führe hier öffentliche Thatſachen an, z. B. den National, den man als die ſchroffſte Antipathie gegen deutſche Zuſtände in Paris betrachten kann, und Meyerbeer. Jener ſprach, bei Gelegenheit der Kritik über die Italiäner, mit ſichtlichem Mißvergnügen von ei-

ner zahlreichen Teutonenparthei im Pariſer muſikaliſchen Publicum, dieſer gelangte zu einem Standpunkt, der ihn nicht nur mit Roſſini wetteifern, ſondern auch binnen Kurzem denſelben aus dem Felde ſchlagen ließ. Der „divino maestro“ hat ſich ſehr zurückgezogen, während Meyerbeer in der großen Oper Triumphe feiert und Paris einen Impuls gibt, der mehr als ein Ereigniß, der ein Wunder iſt.

Meyerbeer hat ſich in der Hauptſtadt Frankreichs zur Autorität emporgeſchwungen, er hat Auber in der académie royale beſiegt, jenen Componiſten, der ſich durch die „muette de Portici“ in die nächſten Beziehungen zu der Tagesgeſchichte, den Ereigniſſen und dem Enthuſiasmus der franzöſiſchen Nation geſtellt hatte. Das will viel ſagen, das will mehr ſagen, als Herr Meyerbeer ſey Mode geworden, oder er habe andere Sympathieen der Franzoſen berührt, als die Julius-Revolution; denn in den Gegenſtänden, die Herr Meyerbeer in Muſik geſetzt hat, liegen keine Anknüpfungen mit den Franzoſen, und Mode konnte Herr Meyerbeer

wohl nicht aus dem Grunde werden, weil er doch immer Deutſcher iſt. Unſer maestro hat durch nichts Anderes auf die Franzoſen influirt, als durch ſeine Compoſitionen. Dieſe Compoſitionen, welchen die Mannigfaltigkeit und Abwechſelung eines franzöſiſchen Textes zum Grunde liegt, ſind doch mehr, oder weniger deutſche Muſik. Geben wir auch zu, daß in den erſten beiden Acten des „Robert le diable“ die leichte melodiſche Weiſe franzöſiſcher Muſik vorwaltet, die den Stoff unverarbeitet läßt und einen Grundgedanken bis zum Uebermaaß wiederholt, ſo können wir doch behaupten, daß der dritte und noch mehr der vierte und fünfte Act überall in der Tiefe ſpielen. Die Chöre inſonderheit ſind unendlich reich an Harmonie und Wahrheit, hier fühlen wir uns überall weit inniger berührt, weit ſeelenvoller bewegt, als durch jene Ausweichung nach dem Moll der Grundtonart, die faſt in allen franzöſiſchen Romanzen und Liedern wiederklingt und die neben der Ausweichung nach dem Accorde der Quinte beinahe die einzige harmoniſche Verſchlingung der franzöſiſchen

Musik bildet. Nirgends ist hier jene Schmeichelei der Musik bemerkbar, die dem Ohre so wohlthut und die das Herz so ruhig läßt, indem die Töne leicht und behend über die sinnliche Oberfläche hinweggleiten. In der That, schon das Finale des fünften Acts allein ist dazu geeignet, Meyerbeer in die Rangordnung großer Componisten einzuschreiben. Aber wenn ich auch „Robert le diable“ ganz außer Acht lasse, so hat sich doch Meyerbeer in seinen „Huguenots“ der deutschen Musik ganz und gar zugewendet, und die Wirkungen dieser Oper auf das französische Publicum sind erstaunlich. Ich spreche hier nicht von dem Andrang der Neugierigen zu der académie royale, ich beziehe mich nur auf den Enthusiasmus, mit dem man überall diese Tonschöpfung aufgenommen hat, selbst in Concerten und einzelnen Pièeen, mit einem Worte, auf das Interesse der Musik. Der außerordentliche Pomp, mit welchem die große Oper die „Hugenotten“ in Scene setzte und welcher schwerlich von irgend einer Bühne außerhalb Paris nachgeahmt werden möchte, war in Betreff des

Erfolgs dieſer Compoſition etwas ſehr Unweſentliches: die „Hugenotten“ würden auch ohne Coſtüme ihren Zweck erreicht haben, von ſo groſſer dramatiſcher Bedeutſamkeit iſt die Muſik. Ferdinand Ries hat ſich ſchon irgendwo über den Eindruck derſelben ausgeſprochen und was mich betrifft, der ich weniger, als ein Dilettant, der ich nur voll Hingebung an die Tonkunſt bin, ich möchte behaupten, daß die „Hugenotten,“ ſchält man von ihnen alle Zuthaten ab, die nun einmal von der Direction der groſſen Oper als das weſentlichſte Moment für die Kaſſe betrachtet werden, Zuthaten, denen der Componiſt ſich alſo nicht wohl entziehen kann, ich ſage, ich möchte behaupten, daß die „Hugenotten“ an Tiefe der Motive und an Ausdruck alle neueren Compoſitionen übertreffen und ſich überhaupt der klaſſiſchen Muſik im ſtrengſten Sinne des Worts anreihen. Auf einer deutſchen Bühne hab' ich dieſe Oper nicht geſehen, in Paris aber, wo Nourrit, Levaſſeur, Demoiſelle Falcon und Madame Dorus-Gras die Haupt-Parthieen ausführen, und wo das Orcheſter ſo trefflich auf

die feinſten Nuancen der Inſtrumentation einzugehen verſteht, übt dieſe Compoſition einen mehr als ſchlagenden, einen überwältigenden Eindruck aus. Die Aufgabe, den Geſang zu der höchſten dramatiſchen Bedeutſamkeit zu erheben, wird jedenfalls von den Franzoſen gelöſt werden müſſen. Man verſtehe mich recht, ich laſſe dem Vortrag Haizingers, der die Franzoſen den George Brown ſingen lehrte, alle Gerechtigkeit widerfahren, aber da, wo der Geſang ſich der Declamation anſchließen muß, wo die Recitative die Handlung bilden und nicht geſprochene Worte, da wird der Franzoſe bei weitem eher ein abgeſchloſſenes, zuſammenhängendes Ganze bieten, als der Deutſche. Der franzöſiſche Sänger — ich ſpreche hier von den erſten Kräften der großen Oper — iſt ſtets geiſtreich, während unſere deutſchen Tenoriſten oft nicht einmal Menſchenverſtand beſitzen. Soll aber die Oper ſich zur Tragoedie ſteigern, wie die „Hugenotten" z. B. nicht weniger, als „Don Juan," einen ſolchen Maßſtab erfordern, ſo bedarf es nicht nur eines dramatiſchen Vortrags — wenn

ich mich ſo ausdrücken darf — ſondern auch eines poetiſchen. Hier genügen nicht bloß die Stimme und Schule, ſondern es iſt auch eine geiſtreiche Auffaſſung und eine erhabene Ausführung nöthig.

Man hat mir geſagt, Nourrit ſelbſt habe Meyerbeer nicht nur Fingerzeige für jene große Scene des vierten Acts gegeben, die ſo überwältigend iſt, er habe ihn ſogar zu einer gänzlichen Umarbeitung derſelben in dem Style, wie ſie nunmehr gehalten iſt, bewogen. Ich glaube das gern; denn Nourrit iſt überhaupt eben ſo ſehr Dichter und Componiſt, wie Sänger. Er nimmt die Muſik in Fleiſch und Blut auf und nun folgt er ſeinen eigenen Inſpirationen. Man muß hier durchaus von jenen ängſtlichen Blikken abſtrahiren, welche deutſche Sänger, inmitten aller Handlung und alles Spieles, ſtets auf das Notenpult des Orcheſter-Directors werfen, von aller jener Zertrennniß der Darſtellung und des Geſanges, die in Deutſchland beinahe ſtets als zwei Theile erſcheinen, mit einem Worte, von allem an die Bruſtſchlagen, von allem Hän-

deringen, von allen verzweiflungsvollen Umarmungen, von allen Abgängen, die in Deutschland Spiel genannt werden. Nourrit ist ein eben so großer Darsteller, wie Sänger, und man findet in Frankreich Andere, die ihm an die Seite zu setzen sind.

Die vorstehende Ansicht soll nur meine Meinung unterstützen, daß wenn die deutsche dramatische Musik sich einmal in Frankreich acclimatisirt haben wird, ihr leicht bessere Kräfte zu Gebote stehen mögen, als in Deutschland selbst. Das lyrische Moment, das in der Oper überhaupt vorwalten soll, kann dadurch nicht beeinträchtigt werden, aber dem dramatischen Moment wird auf diese Weise mehr sein Recht widerfahren. Ich sage, das lyrische Moment kann durch französische Sänger, wenn sie an deutscher Kunstbildung aufgewachsen sind, nicht beeinträchtigt werden, und der Beweis meiner Behauptung liegt eben in dieser Kunstbildung. Seht aber den Don Juan in der académie royale und sagt mir, ob die Darstellung dieser Oper am Ende nicht himmelweit verschieden von dem

ſtillen einfachen Gange derſelben in Deutſchland iſt. Selten gelangt man hier über die Oper hinaus, Mozart nach, der im Finale des letzten Acts wirklich unter den Eumeniden ſteht. Dieſes Finale ſchließt nämlich in Deutſchland nur zu häufig mit den fratzenhaften Dämonen, die den tragiſchen Effect in den Händen ſchwingen, ich meine jene großen Pechfackeln, mit denen man den Ausgang der Oper beleuchtet und die dann und wann mit einem Feuerregen zuſammen fallen. Wenn Mozarts Schöpfung nicht ſo gewaltig und zermalmend daſtünde, die deutſchen Sänger würden ihr oft Eintrag thun; ſo aber hören wir nur Mozart und vergeſſen alles Uebrige, jener drängt ſich ſo ſehr in den Vorgrund der Anſchauung, daß die Leiſtungen der Darſteller, wie Pygmaeen neben einem Titanen zuſammenſchrumpfen, man überſieht ſie. Anders, ganz anders iſt das aber in der großen Oper von Paris. Die Sänger ſind hier mit fortgeriſſen, ſie erhalten ſich in einer Parallele mit dem Geiſt der Dichtung, während deutſche Sänger nur zu häufig ſich an die Mu-

ſik allein lehnen. Man ſingt ſeinen Part und ſpielt Einiges dazu, man thaut auch wohl unter den Einwirkungen der Lyrik auf und reißt zu Applauſen hin, aber zu der Höhe der Compoſition, zu einer geiſtreichen und — wie ſchon früher bemerkt — eigentlich poetiſchen Ausführung einer Oper gelangen deutſche Sänger ſelten. Daß eine ſolche aber der dramatiſchen Muſik erſt die Weihe ertheilt, erklärt ſich am beſten aus der Leiſtung der Madame Schröder-Devrient, die durch ihren Romeo Bellini zu Shakeſpeare erhob. Man wird hier vielleicht die deutſche Sängerin dem Lobe entgegenſetzen, welches ich den Franzoſen ertheile. Aber Madame Schröder-Devrient verdient in jeder Hinſicht den Namen die Einzige und dann beweiſet ſie mehr für, als gegen meine Behauptung. Sie iſt eine Sängerin, die auf deutſcher Kunſtbildung fußt, die aber in der Darſtellung franzöſiſche Genauigkeit an eine Productivität knüpft, die ganz und gar an ihre große Mutter erinnert, und der man ſehr Unrecht thun würde, wollte man ſie auf eine bloße Darſtellungsweiſe

reduciren. Madame Schröder-Devrient ist eben so groß als Dichter, wie als Mime und ihre Plastik ist so edel und großartig, daß sie sich nie mit der Manier französischer Schauspieler vergleichen läßt. Aber Madame Schröder-Devrient beweiset, zu welcher Höhe die Oper gelangen kann und in der académie royale steht sie bereits theilweise auf einer solchen Höhe.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Einige Bemerkungen über den Zuſtand der franzöſiſchen Medicin. — Der „Geiſt der franzöſiſchen Medicin.“ — Charlatanerie und Leichtſinn franzöſiſcher Aerzte. — Bevorzugung der Chirurgie und der mediciniſchen Doctrinen, die Autopſie und manuelles Handeln verlangen. — Die Homöopathie in Paris. — Die Apotheken daſelbſt. — Die Univerſalmittel der franzöſiſchen Medicin. — Quackſalberei.

Bemerkungen über den Zuſtand der franzöſiſchen Medicin mögen in dem Munde eines Juriſten luſtig genug klingen. Aber dieſe Branche der Wiſſenſchaft drängt ſich uns in Paris unwillkürlich auf, ſie ſteht mit allen ihren Anſtalten, ihren in's Leben greifenden Anſtalten ſo ganz und gar auf der Oberfläche des Tages, daß man ſie kaum umgehen kann. Schon ihre Curioſa ſind der Beachtung werth und wenn

man ſich — wie ſolches von mir geſchehen iſt — an deutſche Aerzte behufs eines Commentars wendet, ſo wird man Dinge zu hören und zu ſehen bekommen, die wenigſtens werth ſind, wieder erzählt zu werden. Natürlich werde ich mich nicht in die Tiefe der Wiſſenſchaft verſteigen, ſondern ſie vielmehr nur von dem Standpunkte der Tages-Chronik aus betrachten, aber eine bloße Anſchauung der Thatſachen iſt hier ſchon intereſſant.

„Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen.“

Wenn nachſtehende Anekdote, die mir der doctor medicinae Schulz, ein junger Arzt aus Kaſſel, der ſeine Studien in Paris beendete, erzählte, wirklich auf Wahrheit beruhet, ſo hat vielleicht Mephiſtopheles, dem fahrenden Schüler gegenüber, die franzöſiſche Medicin vor allen anderen Medicinen vor Augen gehabt. Jener erzählte dieſe Anekdote dem chargé d'affaires einer deutſchen Regierung in Paris nach, der die Worte unmittelbar aus dem Munde ſeines Hausarztes vernommen haben wollte, als er denſelben fragte, was er ſelbſt denn eigent-

lich von ſeiner Kunſt dächte und ob er von der ſyſtematiſchen Wirkſamkeit der Mittel überzeugt wäre. Die Antwort des Arztes war: „Stellen Sie ſich vor, daß ein Kranker und ſeine perſonificirte Krankheit ſich zuſammen in einem ganz dunklen Zimmer befinden. Der Arzt iſt berufen und tritt, mit einem Prügel bewaffnet, in dieſes Zimmer ein. Kaum eingetreten, ſchlägt er, im Finſtern tappend, mit ſeinem Prügel um ſich; trifft er die Krankheit, ſo iſt es gut, trifft er den Kranken ſelbſt zu Tode, nun ſo zieht er ſich aus der Affaire und hofft in einem andern Falle die Krankheit ſelbſt zu treffen.“

Ich glaube, der Arzt hat die Antwort nicht improviſirt, ſie wird ſchon irgendwo ſtehen, aber die mediciniſche Praxis in Paris läßt im Ganzen wohl einen ſolchen Maßſtab zu. Seit Molière, dieſer Geißel Gottes der franzöſiſchen Medicin, bis auf die neueſte Zeit haben die Franzoſen, in Betreff dieſer Wiſſenſchaft, vielen Leichtſinn und eben ſo viel Charlatanerie an den Tag gelegt. Man leſe nur die Zeitungen und die Affichen an den Straßenecken. Hier werden

Radicalmittel gegen die Venerie, wie Willerſches Kräuteröl ausgeboten und zugleich erklären die Erfinder und Verfertiger derſelben, man ſolle gegen Nachpfuſchungen einer ſolchen Medicin auf ſeiner Huth ſeyn und vor allen Dingen Zeichen und Unterſchrift genau unterſuchen, bevor man ſich ihr anvertraue. Wer wird mir nicht zugeben müſſen, daß dieſe Induſtrie der Wiſſenſchaft ſehr leichtſinnig iſt und das gefährlichſte quid pro quo veranlaſſen kann? Die mediciniſche Polizei iſt gewiß in Paris ſehr nachſichtig.

Ich will es nicht verbürgen, aber deutſche Aerzte haben mich verſichert, die neueren franzöſiſchen Aerzte ließen es wirklich ſehr viel „gehen, wie's Gott gefällt," im Guten, wie im Böſen. Sie unterſcheiden ſich demnach von der Arzneikunde zu Molière's Zeit in ſo fern, als dieſe es nicht einmal im Guten gehen ließ, ſondern der organiſchen Natur mit der Wiſſenſchaft und dem Syſtem in den Weg trat. Der Fehler der neueren franzöſiſchen Medicin ſoll eben hauptſächlich die Paſſivität ſeyn, früher war

man Charlatan aus Syſtemſucht, jetzt iſt man Charlatan aus Indifferentismus. Der Leichtſinn liegt beiden Fällen zum Grunde, er iſt gleichſam das nationale Merkmal der franzöſiſchen Medicin.

Die Letztere iſt einſeitig, glänzend, voll Oſtentation und vor allen Dingen practiſch. Die Doctrinen der franzöſiſchen Medicin ſind alle aus dem Leben gegriffen, man ſchöpft ſie von der Oberfläche des Tages und der Erfahrung. So ſagten mir deutſche Aerzte, und Beweiſe für dieſe Behauptung liegen auf der Hand. Zuerſt ſind jene Fächer des mediciniſchen Wiſſens, die weniger tiefe Speculation, geduldig harrendes Beobachten und geiſtige Beziehungen, als Experiment, Autopſie und manuelles Handeln erfordern, am beſten cultivirt. Die Franzoſen geben ſich ihnen mit eben ſo viel Glück, wie Neigung hin. Welche Reſultate haben ſie nicht in der Anatomie, der Phyſiologie, der Chemie und Phyſik geliefert! Weiter aber vermiſſen wir in der franzöſiſchen Medicin ganz und gar die trockene Darſtellungsweiſe deutſcher Wiſſenſchaft.

Hier iſt Alles beredt, leicht, flüchtig, farbig und populär. Wie oft hab' ich mediciniſchen Vorleſungen und practiſchen Collegien beigewohnt, ohne mich zu langweilen und nicht allenthalben in das Leben eingreifende Folgerungen wahrzunehmen.

Dieſe Dinge mögen auch die Bevorzugung erklären, welche der Chirurgie in Frankreich vor der inneren Medicin zu Theil wird. Vor noch gar nicht langer Zeit hatten die Mediciner nicht einmal eine eigene Academie, während die Chirurgie von den Kriegen ſeit Ludwig XIV. bis Napoleon auf ihren Zenith getragen wurde. Dieſer Umſtand verdient auch rückſichtlich des allgemeinen Standpunktes der franzöſiſchen Wiſſenſchaft Beachtung. Dieſelbe hielt ſich ſtets mit dem Leben parallel, man bekümmerte ſich nicht darum, Schwindſucht und Nervenfieber zu heilen, als Napoleon mit der franzöſiſchen Nation den Himmel ſtürmen wollte, die ganze Medicin löſte ſich damals in Chirurgie auf. Die Chirurgie bezeichnet die Epoche des Ruhms für Frankreich. Jetzt, da man häuslicher und bür-

gerlicher wird, da man die aſiatiſche Cholera und keine Kanonen zu bekämpfen hat, jetzt ſucht man auch die Medicin hervor. Mittlerweile werden die berühmten Chirurgen Frankreichs Veteranen, wie Larrey, oder ſie treten ganz von dem Schauplatze des Lebens ab, wie Dupuytren und Dubois. Kunſtverſtändige wollen nunmehr behaupten, die deutſche und engliſche Chirurgie werden binnen Kurzem die franzöſiſche, die ſich ohne Stoff befindet, überflügeln. Die Chirurgie, als bloßes Studium, wird den Franzoſen bereits läſtig, wie kann man ſeinen Namen in die Geſchichte einſchreiben, ohne ein Dutzend Amputationen täglich. Eine Geſchichte der Wiſſenſchaft, ohne die innigſten Beziehungen zum Leben, kennen die Franzoſen nicht.

Die Homöopathie iſt durch Hahnemann auf franzöſiſchen Boden verpflanzt worden. Man braucht ſich nicht darüber zu wundern, daß Frankreich eine deutſche Erfindung adoptirt hat, auch wenn ſie nicht auf einem ſo univerſellen Standpunkte ſteht, wie die Buchdruckerkunſt und das Schießpulver. Die Homöopathie hat ein

ächt franzöſiſches Gepräge, die Franzoſen vertrauen nur zu viel dem Gange der organiſchen Natur. Somit entſtand bald eine société gallicane homoeopathique, die die heftigſten Anfeindungen der Academie und einzelner Koryphaeen der Univerſität, namentlich des in der pathologiſchen Anatomie ſo ausgezeichneten Andral überwand und binnen Kurzem einen Standpunkt erlangte, nach welchem ſich die Homöopathie in Deutſchland bis jetzt noch vergebens umgeſehen hat. Eine Zukunft aber wird die Homöopathie in Paris kaum anſprechen können, weil ſie mehr durch die Charlatanerie und Eitelkeit der franzöſiſchen Medicin unterſtützt wird, als durch wiſſenſchaftliche Ueberzeugung. Die Homöopathie ſtellt die Perſon des Arztes in den Vorgrund und die Franzoſen geben ſich gern allen Tendenzen hin, die ſich an die Perſönlichkeit knüpfen. Eben weil der homöopathiſche Arzt in die engſten Beziehungen zu dem Kranken kömmt und die kleinſten Détails ſeiner Heilkur ſelbſt anordnet, eben weil er mehr durch den Glauben an ſeine Perſon wirkt, als durch Heilmittel, die

hier in so kleinen Dosen gegeben werden, daß sie kaum die Aufmerksamkeit des Kranken erregen mögen, eben aus jenen Gründen, sage ich — findet die Homöopathie in Paris unter den Aerzten Anhang. Hahnemann verlangt nun freilich tiefes Studium und Beobachtung der Natur, er verlangt Aufopferung und rastlose Prüfung von seinen Jüngern, und ich möchte behaupten, daß diese Dinge allerdings das Wesen der Homöopathie bilden müssen; aber von Seiten der französischen Medicin ist man darin bis jetzt noch sehr nachlässig gewesen, ein Umstand, der denn auch bereits Zerwürfnisse zwischen den französischen und unseren deutschen Homöopathen herbeigeführt hat und mich noch mehr in meiner Vermuthung bestärkt, daß die Homöopathie in Frankreich kein Ziel erreichen werde, sondern nur als eine bequeme und gefällige Mode adoptirt worden ist.

Die Apotheken der Hauptstadt sollte man sich in dem besten Zustande denken, um so mehr, da die pharmaceutischen Wissenschaften an der Universität so trefflich repräsentirt werden. Nichts

deſto weniger ſind ſie ſehr mittelmäßig, viele ſogar überaus mangelhaft, und nur einige „deutſche," oder ſogar „wahre deutſche Apotheken." Dieſes Aushängeſchild trifft man in Paris hier und dort, und zwar in deutſcher Sprache, vor einer „pharmacie française." Es mag der deutſchen Pharmacie zur Ehre gereichen, aber mir wurde ſehr ängſtlich zu Muthe, als ich von einem deutſchen Mediciner vernahm, man ſchütze ſich durch dieſe Inſchrift gegen den Verdacht der Nachläſſigkeit, oder gar gegen den der Ignoranz. In ſolche „wahre deutſche Apotheken" — denn die „deutſchen Apotheken" ſchlechtweg ſind oft nur eine Erfindung des Inhabers — kann man allenfalls ein lateiniſches Recept ſenden, ſonſt ſprechen und verſtehen die Apotheker in Paris nur franzöſiſch. Aber eine Apotheke aufzuputzen, das verſtehen ſie eben ſo gut, wie die erſten marchands de modes des Palais royal. In der ſchönſten Ordnung ſehen wir hier Crocodile, Schlangen, Eidechſen, Affen, Bandwürmer, Amulette, Skelette und hundert andere Merkwürdigkeiten dem Anblick der Neu-

gierigen Preis gegeben. Das sieht weit geheimnißvoller und fabelhafter aus, als ein lateinisches Recept, es erinnert ganz und gar an die Schwarz- und Heilkünstler des Mittelalters. Was nun die Medicamente solcher Apotheken betrifft, so sollen sie häufig, wie der Rheinwein in Norddeutschland, aus einem und demselben Faß gezapft werden; was man zufällig nicht hat, oder was in der französischen Pharmacie fehlt, das läßt man weg. Die Kranken werden doch wieder gesund, oder sie sterben eben so gut wie in Deutschland. Als ich einem französischen Apotheker über die schlechte Einrichtung der Pariser Pharmacie Vorwürfe machte, erwiederte er schlicht und einfach, ob die deutschen Apotheker denn den Leuten zu Methusalems Alter verhülfen? In Paris werde man eben so alt, wie in Berlin.

Auf die Radical- und Universalmittel der französischen Medicin hab' ich schon oben hingedeutet. Ganz Frankreich wird von Paris mit denselben überschwemmt, und ein Professeur, oder Docteur garantirt stets ihre Unfehlbarkeit

mit den Worten célèbre dans l'univers. Tausend Aerzte wollen in Paris Lebensunterhalt gewinnen, kann es fehlen, daß die Industrie hier der Wissenschaft den Rang abläuft? Man muß zu den raffinirtesten Speculationen greifen, um sich ein Publicum zu verschaffen. Célèbre dans l'univers! das ist eine gewaltige Redensart, der die Franzosen nicht widerstehen können. Man schafft sich ein für allemal ein solches Heilmittel an und versucht es in allen Krankheiten. Will man gegen alle diese Dinge Einwendungen machen, so sind die Franzosen stets mit ähnlichen Redensarten bei der Hand, wie z. B. die alte, bekannte ist: „Gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist." Und doch sind sie eben so ängstlich zu sterben, wie die Deutschen; zur Zeit der Cholera verwandelte man die Cafés sogar in Apotheken.

Der Charlatanerie der Aerzte schließt sich die Quacksalberei an. In den champs élysées und auf den Boulevards wimmelt es von Zahnärzten und anderen Heilkünstlern zu Pferde, zu Wagen, oder auf Tribunen. Ein Haufen roth-

hoffiger Rekruten umgibt ſie, bonnes mit Kindern und Ouvriers, die von der Arbeit zurückkehren, vollenden das Auditorium, das eben ſo viel Andacht, wie Hingebung an die Wiſſenſchaft im Gaſſenkoth an den Tag liegt. Hier zeigt ein „Profeſseur de zoologie et l'art vétérinaire an, daß er ein Hoſpital und eine Penſions-Anſtalt für Pferde, Hunde, Katzen, Vögel und andere Beſtien, für deren Geſundheit und Erziehung man beſorgt iſt, etablirt hat; dort wird uns eine Affiche in die Hand gedrückt: Jean Bourgeois tond les chiens, coupe les chats et traite leur maladies. Fragt Jean Bourgeois, ob er auch die Krankheit Eures Kindes behandeln könne und ſagt mir, ob er Euch nicht mit einem langen gedehnten und äußerſt zuverſichtlichen „Si Monsieur!“ antworten wird.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Einige Bemerkungen über den Zuſtand der franzöſiſchen Medicin. (Fortſetzung). — Lehranſtalten. — Die étudiants en médecine. — Ausländiſche Studenten der Medicin in Paris.

Frankreich hat bekanntlich nur drei Univerſitäten: Paris, Montpellier und Straßburg; an denſelben befinden ſich drei Hauptfacultäten der Medicin für Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer und Pharmaceuten. Secundär-Schulen der Medicin gibt es in verſchiedenen Städten. Hier werden die officiers de santé für die Marine und die Hebammen gebildet.

Spricht man in Frankreich von einem docteur, ſo verſteht man nur einen Doctor der Medicin darunter. Dieſe Würde wird von der

Universitäten, nach einem Cursus von acht Semestern und vorhergängiger Prüfung, ertheilt. Jedes Semester umfaßt sechs bis neun Monate; nach Ablauf derselben wird der Student von Neuem inscribirt und zahlt von Neuem 50 Francs, das Honorar für Vorlesungen, klinischen Unterricht, den Besuch des jardin des plantes, der Bibliotheken und aller wissenschaftlichen Institute. Nur das „Präpariren" und die anatomischen Uebungen werden besonders honorirt, jenes mit 100 Francs, diese mit 25 Francs. In Deutschland kann man die Wissenschaft nicht so billig haben, geschweige denn ihre Anwendung, der in Paris der großartigste Wirkungskreis erschlossen ist. Die Freigebigkeit und Selbstlosigkeit der französischen Universitäten ist das lobenswertheste Moment derselben; wie edel ist ihre ökonomische Position, der Bildung gegenüber; wie gemein nehmen sich die testimonia paupertatis, mit denen man sich diesseits des Rheins gegen die oft übermäßigen Honorare sichern muß, der französischen Einrichtung gegenüber aus. Ein berühmter Professor in

Göttingen verbat ſich „Hunde und Hospitanten.“

Dieſe Zuſammenſtellung würde auf der Pariſer Univerſität eine Revolution hervorgerufen haben. Der Grundſatz der Gleichheit und Uneigennützigkeit wird ſtets die mächtigſte Vermittelung der Wiſſenſchaft mit dem Leben bilden. Wer wird nicht zugeben, daß die Koſten des Studiums in Paris in gar keinem Verhältniß mit den Quellen und Hülfsmitteln ſtehen, welche ſowohl die école médecine (théorétique et pratique) wie die Hospitäler (deren Beſuch jedem gratis gewährt iſt) bieten.

Bei dem Allen mag es auffallen, daß die étudiants en médecine ziemlich oberflächliche Kenntniſſe bei den halbjährigen Prüfungen an den Tag legen, wäre der Grund davon nicht eben wieder in Paris zu ſuchen. Die neueſten politiſchen Ereigniſſe in Frankreich haben die Wiſſenſchaft mehr, als je zurück gedrängt, und die Beaufſichtigung der Studirenden fehlt hier wenigſtens in dem Grade, daß ſie zur Wiſſenſchaft angehalten werden. Die Polizei beaufſichtigt

dieſelben nur in negativer Hinſicht, ob ſie auch an Complotten gegen den Staat und die Regierung Theil nehmen. Bekanntlich gelten die étudiants en médecine für höchſt revolutionair und ihre Beziehungen zu den meiſten Vorfällen, die die Ordnung der Dinge bedroheten, ſind bekannt. Zudem läßt ſich bei der Größe von Paris nicht wohl eine Studien-Contrôle führen und die Zerſtreuungen drängen ſich, die Verwirrungen des ſocialen Lebens laſſen die ernſte Wiſſenſchaft nicht feſten Fuß faſſen. Die Univerſität in Paris wird nur ihren Zweck erfüllen, wenn man ſie als den Schlußſtein der Studien betrachtet, wie ſolches von vielen jungen Aerzten, diesſeits des Rheins, geſchieht. In Paris fluthet die Wiſſenſchaft gleichſam in's Leben über und es entfaltet ſich vor den Blikken des wiſſenſchaftlich gebildeten Arztes eine Praxis, die kaum irgend einen Krankheitsfall vermiſſen laſſen wird. Die franzöſiſche Regierung aber erſchließt allen fremden Aerzten mit wahrhaft großartiger Zuvorkommenheit die Schätze der Heilkunde, welche Paris umfaßt,

und zwar unentgeltlich, nur müſſen ſie ſich auf ihren Einlaßkarten die Bezeichnung: étudiants français gefallen laſſen. Dieſe Zuvorkommenheit mag denn auch den Andrang der ausländiſchen Medicin erklären, die hier ſo billig wegkömmt, wie in Göttingen. Ein junger deutſcher Arzt ſagte mir, er habe ſeinen Pariſer Aufenthalt von ſechs Monaten mit nicht mehr, als 400 Thalern bezahlt, und man kann leicht annehmen, daß dieſe Summe nicht allein für mediciniſche Studien verausgabt worden iſt.

Zu jenen nothwendigen Hinderniſſen, die in Paris dem Studium der Mediciner entgegentreten, geſellen ſich noch andere zufällige, die theilweiſe in der Haſt und Unſtätigkeit der Franzoſen liegen, theilweiſe in der Dürftigkeit der Studenten, die ihre Noth haben, in Paris auszukommen. Im Ganzen kann man nicht behaupten, daß ſich Leute von Vermögen mit der Medicin befaſſen; auch der Ehrgeiz findet ein leichteres Ziel in der Politik. Somit werden jene, die ſich zur Heilkunde in Frankreich entſchließen, oft durch die Wiſſenſchaft ſelbſt ange-

ſpornt, noch öfterer durch das tägliche Brod. Dieſer Umſtand feuert die Beweglichkeit des Franzoſen um ſo mehr an, es drängt ihn, zu Reſultaten zu gelangen und das Studium, das er nur als Mittel betrachtet, hinter ſich zu ſehen; er rafft das Nothwendigſte in dem vierjährigen Zeitraume zuſammen und auch das Oberflächlichſte. Während ſeiner Studienzeit leidet er zudem Mangel, er beſitzt oft nicht ſo viel Vermögen, um ſich einen Platz in einer „pension“ zu erkaufen, die nothdürftigſten Requiſite des Unterhalts, wie z. B. die Feuerung, kann er nicht beſtreiten. Wo ſoll er den Winter hinbringen? In den warmen Hörſälen und in den Cafés. Dort kann er oberflächlich ſtudiren, hier kaum. Aber die Medicin iſt ſo populär in Paris, daß man viele ihrer Zeitſchriften in den Cafés findet. Der Student rafft die wichtigſten mediciniſchen Erfahrungen im Fluge aus ihnen zuſammen; er trägt jene ſeichten und oberflächlichen Compendien, die in Paris an der Tagesordnung ſind, in der Taſche mit ſich umher, und wo ſich ihm Gelegenheit zur Durch-

ſicht und ein warmes Zimmer bietet, da liegt er ſeinen Studien im Vorübergehen gleichſam ob.

Zu dem Allen kömmt noch, daß die mediciniſche Literatur in Paris zwar ſehr reichhaltig, aber auch ſehr einſeitig iſt. Die ausländiſche Wiſſenſchaft, beſonders die Deutſche, wird ganz hintenangeſetzt, und da die Franzoſen (wenigſtens die Mediciner) auch ſehr ſchlechte Philologen ſind und die lateiniſche Sprache oft nur dem Namen nach kennen, ſo ſind der Theorie viele, ich möchte ſagen die meiſten Quellen verſchloſſen. Die Literatur in nuce iſt leichter zu überwältigen und — wie geſagt — auch transportabler. Mit Hülfe jener Compendien wird man am Ende auch das Examen überſchreiten.

Hat ein étudiant en médecine oder en pharmacie ſeine Curſe vollendet und, unter ziemlich oberflächlichen Ceremonieen ſeine Grade erlangt, ſo hat er damit auch zugleich das Recht erworben, ſich im Lande als ausübender Arzt, oder Apotheker niederzulaſſen. Die Wahl ſeines Domicils hängt von ihm ab.

Das Lehrperſonal der Univerſitäten iſt zahlreich. Von der Pariſer Facultät weiß ich, daß ſie 25 Profeſſoren und 36 agrégés zählt, aus welchen nach je drei Jahren 12 agrégés en stage durch Concurs erwählt werden. Dieſe werden nach drei Jahren agrégés en exercice, vicariiren dann oft für die Profeſſoren, und werden demnächſt agrégés libres, welche zur Profeſſur concurriren können.

Das Decanat, vom Großmeiſter der Univerſität verliehen, dauert fünf Jahre und iſt mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Francs verbunden. Dem Decan ſind zwei andere Profeſſoren als Aſſiſtenten beigeordnet.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Einige Bemerkungen über den Zuſtand der franzöſiſchen Medicin. — Die Hospitäler in Paris. — Das Sanitätswesen. — Hôtel Dieu. — Die soeurs grises. — Hôpital St. Louis. — Hôpital Beaujon. — Hôpital Necker. — Hôpital de la Pitié. — Der Bicêtre. — Die Salpetrière. — Das Val-de-Grace. — Privathospitäler. — Das Findelhaus.

Die Hospitäler in Paris ſind beachtungswerth. Die Armuth und das Elend in der Hauptſtadt Frankreichs halten dem Reichthum und Glanz daſelbſt die Wage. Wer die Salons beſucht, wird immer nur den halben Eindruck der Hauptſtadt mit hinweg nehmen.

Ich ſtelle hier einige ſtatiſtiſche Bemerkungen über die Sanitäts-Behörden und die Hospitäler voran.

Die Zahl der Haupt-Hospitäler und Hospicen in Paris ist 20, die von der Stadt jährlich mit zehn Millionen Francs unterhalten werden. Der Director eines Hospitals steht unter einem Administrator, die Administration unter einem conseil général, der nur aus Kaufleuten zusammengesetzt, die sich mit den financiellen Verhältnissen zu befassen haben. Die Bestimmungen dieses Conseils werden der Municipal-Behörde und endlich dem Minister des Innern vorgelegt. Die chirurgische Pflege übernehmen diejenigen Hospital-Wundärzte, die von einer aus acht Hospital-Wundärzten zusammengesetzten Jury und einem derselben präsidirenden Administrator erwählt werden. In gleicher Weise werden die „Internes“ und „Externes“ erwählt, und zwar jährlich hundert neue, jene mit Pflichten und Rechten von Assistenzärzten, diese für untergeordnete Dienste bestimmt. Der Gehalt dieser Herren ist sehr mäßig und erstreckt sich nicht über 4-500 Francs, man sieht die Hospitäler als eine practische Bildungsschule für die Zukunft an.

Dem Sanitätswesen für das ganze Land ist die académie royale de médecine vorgesetzt, die in der neuesten Zeit sehr mangelhaft seyn und eben nicht die rühmlichsten und würdigsten Mitglieder zählen soll. Ein Grund jener Zerwürfnisse, die sich zwischen ihr und der Universität entsponnen haben. Ferner hat die académie des sciences, oder das institut de France eine Abtheilung der Medicin und Naturwissenschaften unter sich, die hauptsächlich die literärischen Interessen der Heilkunde zu wahren und die Correspondenzen mit dem Auslande zu besorgen hat. Außerdem nennt sich noch die Facultät schlechthin académie de médecine, zum Unterschiede von der académie royale.

Die innere Einrichtung der Hospitäler ist zum Bewundern reinlich, ein Vorzug, den sonst Paris nicht aufzuweisen hat; häufig ist sie sogar elegant, zuweilen verschwenderisch und prachtvoll; denn die Ostentation nimmt an allen öffentlichen Instituten der Hauptstadt Theil. Daß früher das Gegentheil stattfand, wird man mir gern glauben, wenn man bedenkt, daß Paris

ſich gleichſam aus und unter dem Schmutze emporgerungen hat. Man legte ein Hospital nach dem andern in dieſen engen, himmelanſtrebenden Gaſſen an, um endlich geſunde Luft und einen hinlänglichen Raum zu erhalten. Und immer war das Elend größer, als die Mittel, die es überwältigen ſollten. Das von dem heiligen Landry gegründete Hôtel Dieu, das erſte Hospice von Paris, war in der That mehr unter den Schutz Gottes, als unter den der Menſchen geſtellt. Ludwig der heilige vergrößerte und dotirte es, Heinrich IV. vergrößerte es von Neuem; aber dieſes Hospice war nur die tödtliche Kriſe der Krankheit, die Sterblichkeit war hier „effrayante," wie die Pariſer ſagen. Und wahrlich! es liegt ſo verſteckt und heimlich in der Cité, daß man hier kaum ein Krankenhaus vermuthen ſollte, unter einigermaßen begünſtigenden Zufälligkeiten mußte es tödtlich wirken. Indeß das Hôtel Dieu bleibt immer ein Denkmal von Paris, es iſt ſeit dem heiligen Landry das Archiv des Elends der „capitale du monde" geweſen, und ich habe nicht ohne Grauen

zu dieſen unheimlichen geſpenſtigen Mauern hinaufſehen können, die der „nouveau conducteur de l'étranger“ „funestes“ nennt. Gewiß, funeste iſt das rechte Wort für die eine Seite des Janus-Antlitzes von Paris. Hier ſeht Ihr die heitere Freude des Lebens, die Ueppigkeit und die Frivolität, die Tauſende an einem Tage verpraſſen, und dort das — Hôtel Dieu. Das ſind die Gegenſätze in Frankreich, aus deren Conflict eine neue Aera hervorgehen wird. Jetzt iſt das Hôtel Dieu, wie alle anderen Hospitäler, zunächſt menſchlich eingerichtet worden, es iſt ſauber und reich ausgeſtattet. Man hat mich verſichert, noch kurz vor der franzöſiſchen Revolution habe das Elend hier dreimannhoch in einem ſchmutzigen Bette, von dem man nicht habe ſagen können, ob es für Menſchen oder Wanzen eingerichtet geweſen ſey, gelegen. Die Betten aber ſind heut zu Tage mit feinen weiſſen Ueberzügen verſehen, das Parquet der Säle wird jeden Morgen ſorgfältig gebürſtet und man ſorgt für friſche Luft, ſo gut man ſie überhaupt nur in der Cité haben kann.

Von Seiten des Staats und der Stadt iſt für die Hospitäler überflüſſige Sorge getragen, aber ziemlich leichtſinnig. Die ökonomiſche Verwaltung iſt nämlich **verpachtet** und dieſe Einrichtung bietet den Kranken die unzuverläſſigſte Garantie. Die Kranken ſollen inmitten der prachtvollen äußeren Einrichtung oft darben müſſen. Da es nun dem Publicum freiſteht, die Hospitäler zu beſuchen und zu durchſtöbern — wenn auch nur an gewiſſen Tagen — ſo findet hier häufig, zum Aerger der Aerzte und zum Schaden der Kranken, eine Intervention jener mit Leckerbiſſen und Victualien Statt, die nicht in der Kranken-Diät verzeichnet ſtehen. Die freie Preſſe intervenirt in ſolchen Fällen heilſamer, und die Furcht der Pächter vor öffentlichen Auseinanderſetzungen ihres Verfahrens mag das beſte Mittel gegen den Terrorismus einer gar zu mageren Küche ſeyn.

Ein ſchönes Ereigniß in der Geſchichte der Hospitäler ſind die soeurs grises, barmherzige Schweſtern, bejahrte und im Frühling des Lebens befindliche Frauenzimmer, die ſich den Kran-

ken ausſchließlich weihen. Dieſer Orden iſt von der Humanität in Schutz genommen, als man Alles ſäculariſirte, und wahrlich! die soeurs grises bilden das erhabenſte Moment der gloire française. Schlicht und einfach, beinahe unmerklich ſetzen ſie ihr Leben an das Elend, wer ſpricht von ihnen, wenn ſie in ihrem Berufe fallen, auf jenem Schlachtfelde, wo der Tod ſo lautlos Erndte hält und wo die Aufopferung und der Heroismus ſo wenig beachtet werden. Man kann ſehr leicht für die Menſchheit im Kanonendonner ſterben, wenn man weiß, daß aus dem friſchen, lebendigen Blute der Lorbeer erblüht, der zum Himmel reicht; aber ſtill und heimlich den Tod für die Menſchheit zu umarmen, wie jene soeurs grises in der Cholerazeit, das iſt ſchon nicht ſo leicht. Die Unſterblichkeit iſt nur an die Erde geknüpft und nicht an den Himmel. Seltſam iſt es, daß in dem unheiligen, luſtigen Paris die einzelnen Säle der Hoſpitäler mit Heiligen-Namen geſchmückt ſind. An der Spitze jedes Saales ſteht eine barmherzige Schweſter, die einzige Erſcheinung

in dieſem Elende, die höhere Intereſſen repräſentirt, als die Wiſſenſchaft und das Handwerk, ſie repräſentirt Gott. Die Kranken hängen mit Liebe und Ehrfurcht an dieſer barmherzigen Schweſter, die Profeſſoren behandeln ſie mit Achtung, die Studenten aber mit jenem feinen, hingebenden Anſtande, der von keinem Volke beſſer beachtet wird, als dem franzöſiſchen, weiß es etwas Edles und Groſſes in ſeiner Nähe.

Die Hospitäler ſind meiſtens ehemalige Klöſter und, wie man leicht denken kann, in weiter Entfernung von einander. Mehre an einem Morgen zu beſuchen, würde ſchwer halten. Zwar beginnen die Kranken-Viſiten von fünf bis ſechs Uhr Morgens, aber ſie ſind bereits um neun, höchſtens zehn Uhr beendet, worauf denn die Profeſſoren in eigenen Auditorien Vorträge über die Tagesvorfälle halten und die Chirurgie zu den nöthigen Operationen ſchreitet. Weiter werden von dieſer Stunde an in den Hospitälern die consultations gratuites für die Stadtarmen gehalten, welche Letztere jedoch nur ſtandesgemäß, meiſtens mit eau de Barège und

anderen billigen Medicamenten verſorgt werden. Auch die Vorleſungen in der école de médecine und im jardin des plantes beginnen um zehn Uhr, und zwar die letzteren inmitten der botaniſchen, zoologiſchen und mineralogiſchen Cabinette ſelbſt, die an Vollſtändigkeit, wie an ſyſtematiſcher Ordnung von keinem Inſtitute der Art übertroffen werden mögen.

Leider übertragen die wirklichen Profeſſoren, die in Paris zu ſehr mit ihrer Unſterblichkeit beſchäftigt ſind, jene Vorleſungen oft den oben erwähnten agrégés, wobei denn freilich ein guter Theil Geiſt und Leben verloren geht und oft eine Oberflächlichkeit des Unterrichts herbeigeführt wird, die durch die berühmten Namen derer, die ihn zu ertheilen eigentlich verpflichtet ſind, nicht compenſirt wird. Auf ſolche Weiſe wird das Band zwiſchen Lehrern und Studirenden noch weiter, wie man denn überhaupt nicht ſagen kann, daß ein anderes Verhältniß zwiſchen Beiden beſteht, als das, welches ſich aus dem Auditorium ergibt.

Mehre der Hospitäler, unter anderen das

Hôtel Dieu, ſind allen Krankheiten geöffnet, andere nur beſtimmten Gattungen, ſo nimmt z. B. das große und vortreffliche Hôpital St. Louis, das zugleich wegen ſeiner Badeanſtalten berühmt iſt, nur Hautkranke auf. Hier haben Alibert und Biett ihre bekannten Syſteme gebildet — wie mich der gefällige Dr. Schulz aus Kaſſel verſicherte. In dem niedlichen und eleganten Hôpital Beaujon finden vorzüglich die an Bleikoliken Erkrankten eine Aufnahme, die großen Bleiwerke von Clichy in ſeiner Nähe erfordern gleichſam dieſe Anſtalt für ſich allein.. Im Hôpital Necker befinden ſich hauptſächlich Gicht- und Steinkranke. Das Hôpital de la Pitié iſt größtentheils für chirurgiſche Kranke, namentlich für ſolche, die am Krebs leiden, beſtimmt.

Ich habe mich ſo ziemlich in dieſen Werkſtätten des Elends umgeſehen und muß eingeſtehen, daß ſie großes Intereſſe bieten. Sie bilden die dunklen Tinten in dem großen Bilde der Geſellſchaft, oder, für ſich betrachtet, ſind ſie Nachtſtücke à la Höllenbreughel, oder die letzte Abtheilung jener Melodramen, woran die dramatiſche Lite-

ratur Frankreichs so reichhaltig ist. Tragische Motive findet man in den Hospitälern kaum, hier ist das Elend schon zu dem Gipfel getrieben, wo die Aeußerlichkeiten desselben den Effect bilden. Die eigentliche Tragoedie der Gesellschaft spielt besser in den Salons, wo die Form so glänzend und die inneren Zustände so schrecklich zerrissen sind. Will man sonst Stoff für sie finden, so möchten unter den Hospitälern und Hospicen die Salpetrière und der außerhalb Paris gelegene Bicêtre die einzigen seyn, die einen solchen bieten. Das sind Städte des Jammers und man spricht hier von Einwohnern. Im Bicêtre sollen deren 3000 seyn, in der Salpetrière sogar an 6000. Hier sieht man viele Irre, dort finden die Galeerensclaven so lange ein Unterkommen, bis ein Transport zum bagne abgeht. Was die Hospice für Männer und Weiber betrifft, die eigentlich die Hauptbestandtheile dieser Institute bilden, so sind sie vortrefflich eingerichtet, aber die Salpetrière ist nicht bloß ein „Hospice de la vieillesse.“ Hier findet all' jener Leichtsinn, von der fille publique bis

zur femme entretenue, der ſonſt verhungern würde, ein Aſyl, hier erblickt man Damen, die einſt einem Lord dienten, und Dirnen, die mit einem Chiffonnier Nachts auf offener Straße attiſche Nächte feierten. Man leſe Parent du Châtelet „de la prostitution dans la ville de Paris“ und man wird ſich die 6000 Einwohner der Salpetrière erklären können.

Das größte Militair-Hospital iſt das Val-de-Grace, (mit dem Grabmal der Anne d'Autriche). Man ſagte mir, Brouſſais habe hier ein neues Syſtem, den Brouſſaismus gegründet, dem zu Liebe die erkrankten Soldaten noch immerfort ihr Blut laſſen müſſen. Der Magen, dieſer mächtigſte Tyrann des Menſchen, ſoll nach Brouſſais der Urheber aller Krankheiten ſeyn und zwar ſollen dieſelben aus einer empfindlichen Reizung der Magen-Darm-Schleimhaut herrühren. Nun ſieht man natürlich in Aderläſſen und Blutigeln das weſentlichſte Moment der Heilung und das Val-de-Grace iſt ſomit ein zweites Schlachtfeld geworden, wo der kranke Krieger aus dem Regen in die Traufe

kömmt. Es iſt doch ein ſchreckliches Ding um die Wiſſenſchaft, ſie kennt keine Vermittelung und gibt keinen Pardon, erfährt ſie eine Oppoſition. In Deutſchland findet man Bauern, die mit einem Haus-Receyt alle Krankheiten bedienen, aber die Aerzte ſind nicht beſſer, als die Bauern, im Val-de-Grace z. B. behandelt man unter hundert Kranken neun und neunzig auf die angegebene Weiſe, und zwar allein Brouſſais zu Ehren. — In demſelben Hospitale werden auch die vénériens untergebracht, die franzöſiſchen Soldaten waren von jeher galant. Für andere Veneriſche, die nicht neben der Venus dem Mars dienten, beſtehen Privat-Kliniken, unter welchen die von Ricord die berühmteſte iſt. Zweimal wöchentlich finden hier große Paraden ſtatt, zu welchen auch Nicht-Mediciner zugelaſſen werden. Alle möglichen Formen der Venus vulgivaga, ſie mögen ſich bei Männern, oder Weibern manifeſtiren, paſſiren dann die Revue und man gewahrt hier die ſcheußlichſten Folgen der ſcheußlichſten Ausſchweifungen, an denen die Franzoſen ihren Witz

und ihre Frivolität üben. Ricord ſagte zu einem Kranken, der an einem entſetzlichen veneriſchen After-Auswuchs litt, einer Folge der Päderaſtie: „Si vous étiez en Angleterre, vous seriez pendu, Monsieur,“ worauf Monsieur lächelnd erwiederte: „Vous me faites rougir, Monsieur.“

Das große Findelhaus iſt eine Anſtalt, die jährlich 6-7000 Säuglingen bis zu ihrem zweiten Jahre ein Aſyl gewährt. Die Einrichtung iſt vortrefflich, die eiſernen Wiegen in den ſchönen Sälen ſind allerliebſt gearbeitet und ſorglich gebettet; aber die Sterblichkeit erſtreckt ſich wenigſtens auf $^2/_3$ der Aufgenommenen, ſie ſind meiſtens in und von der Hefe des Laſters erzeugt, und die Mutterliebe kann am Ende durch Nichts erſetzt werden.

Vortrefflich ſind die geburtshülflichen Anſtalten, die maternité, die ganz zu dieſem Zwecke eingerichtet iſt, und die maison royale de santé, die ihn theilweiſe erfüllt. Seltſamerweiſe ſtehen dieſe Anſtalten nicht in der geringſten Beziehung zu der Univerſität: wenigſtens erhalten

hier die Studenten keinen Zutritt, was, wenn auch human und ſchicklich, doch der Wiſſenſchaft und dem Studium hinderlich iſt. Paris beſitzt erſt ſeit einigen Jahren eine Entbindungs-Anſtalt, die dieſen beiden an die Hand geht und mit der école médecine verbunden iſt, aber ſie iſt viel zu klein und umfaßt nur 50 Betten. An den oben erwähnten Anſtalten fungiren nur Weiber, die höchſtens einen Arzt, oder Wundarzt für außerordentliche Fälle und Krankheiten, die nicht mit der Geburtshülfe in Verbindung ſtehen, zur Seite haben. An der Spitze einer ganzen Armee von sages-femmes ſteht eine Vorſteherin, die häufig einen europäiſchen Ruf erlangt hat und nicht nur eine ausgebreitete Praxis verſieht, ſondern ſogar einen Lehrſtuhl behauptet. Ich nenne hier die verſtorbene Madame Lachapelle und die noch lebende Nichte derſelben gleiches Namens, die Madame le Grand, sage-femme en chef der maternité, und Madame Roivin, sage-femme en chef der maison royale de santé. Die Letztere iſt Schriftſtellerin, verſteht lateiniſch und — deutſch, hat

Diplome von Paris und Montpellier erhalten und nennt ſich mit Stolz docteur en médecine de l'université de Marbourg, eine Würde, die ſie zur Feier des letzten Jubiläums jener Univerſität erhielt.

Die Irrenhäuſer der Hauptſtadt haben das Symbol Frankreichs: liberté et égalité in zwiefacher Hinſicht für ſich, einmal weil die Irren überhaupt freier denken und reden dürfen, als vernünftige Leute, und dann, weil man ihnen auch in ihren äußeren Verhältniſſen nach jenem Grundſatz begegnet. Den phyſiſchen Zwang wird man nur als Nothwehr anwenden, ſonſt iſt man überall menſchlich und gewiſſenhaft gegen dieſe Unglücklichen, die allerdings die ſchönſten Reſultate geboten haben, ſeitdem man ihre Heilung der Seelenkunde näher bringt. Handelt es ſich um ſolche Dinge, ſo werden die Franzoſen eher das Ziel erreichen; denn das Menſchenrecht iſt ihnen nach gerade zur anderen Natur geworden. Wir Deutſche ſind tiefe Denker, wären wir nur geneigt, unſere Beobach-

tungen, wo es thunlich iſt, aus dem Geſichtspunkte der Wiſſenſchaft unter den der Humanität zu bringen. Es wird uns ſchwer, das Leben zu berückſichtigen und ihm ein kleines Stück Syſtem aufzuopfern; der Rigorismus der Wiſſenſchaft macht häufig ſelbſt die humanſten unter uns inhuman. Und doch verlangt die Heilung der Irren Erfahrungen, Herz und Seele und ein Eingehen in fremde Zuſtände, ich möchte ſagen, ein ſich Identificiren mit denſelben, dem die Wiſſenſchaft nur hinderlich ſeyn wird. Deutſchland hat keine großen Seelenärzte, Boden und Klima ſind ihnen nicht zuträglich.

In den Pariſer Irren-Anſtalten ſind im Allgemeinen mehr Weiber, als Männer, die Liebe iſt das Motiv des meiſten Wahnſinns; derſelbe iſt alſo ein Ausfluß des Lebens, eine krankhafte Auflöſung deſſelben, eine Kataſtrophe einer Tragoedie. In Deutſchland dagegen iſt der Wahnſinn in den meiſten Fällen das Reſultat einer Krankheit; hier treten häufig Fälle von Dämonomie ein, Fälle religiöſen Wahn-

ſinns, Blödſinn u. ſ. w. In England iſt der Spleen die Grundlage der meiſten Geiſtesverwirrungen, der Stolz u. ſ. w. Wer ſieht nicht ein, daß die Wahnſinnigen in Frankreich die mildeſte und zarteſte Behandlung erfordern. Wie intereſſant, wie poetiſch der Wahnſinn aus Liebe iſt, brauch' ich wohl nicht zu bemerken.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Die Pariſer Journaliſtik. — Dieſelbe im Gegenſatz zu der engliſchen Preſſe. — Armand Carrel und der „National.“ — Emil Girardin und „La Presse.“ — Raspail und der „Réformateur.“ — Das „Journal des Débats und Herr Bertin. — Henri Fonfrède und das „Journal de Paris.“ — Der „Constitutionnel.“ — Der „Temps.“ — Der „Courrier français“ und das „Journal du Commerce.“ — Die „Gazette de France.“ — „La France.“ — Die „Quotidienne.“

Die Journaliſtik der Hauptſtadt iſt trotz aller Einſchränkungen noch immer eine bedeutende Macht, ſie übt zunächſt Einfluß auf die übrige franzöſiſche Preſſe aus, die ſich zu der von Paris, wie die Provinz zu der Hauptſtadt verhält, und dann auch auf die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt. Der Franzoſe gibt ſich dem Genie hin, den Inſpirationen der Zeit, und je-

nes findet in der Journaliſtik den erſten und ausgedehnteſten Wirkungskreis, dieſe aber einen Anlehnungspunkt. Mag im Ganzen Frankreich in dieſem Augenblick an Indifferentismus leiden, die Preſſe wird doch zu berückſichtigen ſeyn, ſie iſt ein Wetterleuchten, das wenigſtens zünden kann.

Um die Bedeutſamkeit der Pariſer Journaliſtik zu begreifen, muß man zuerſt die engliſche Preſſe berückſichtigen. Dieſe iſt, im Gegenſatz zu der franzöſiſchen, reine Speculation. Sie ſteht nicht über, ſondern unter den Partheien, man gründet nicht Journale, um hier die Fahne des Propheten zu entfalten und Gläubige herbeizurufen, man ſtützt vielmehr die Actien auf ſchon beſtehende Meinungen, man ſpeculirt auf die Majorität, oder auch auf eine Minorität, die noch keine hinlänglichen Organe beſitzt. So ſehen wir Journale der Whigs, oder Torys entſtehen, ohne anderen Grund, als den des Gewinns und die engliſchen Zeitungen ändern ihre Farbe, ohne die Redaction zu wechſeln. Dieſe ſoll nur auf die Hausse und Baisse der Poli-

tik ſpeculiren und ſich nicht zur Leitung derſelben hergeben. Tritt in den engliſchen Journalen die Redaction jemals in den Vorgrund? Durchaus nicht, hier iſt der Redacteur nur Organ des Blattes, er muß ſich ihm unterordnen. Das Blatt aber dient der öffentlichen Meinung und wird ſich nie über ſie erheben. Den Pulsſchlag der Majorität zu prüfen, das iſt die Aufgabe des engliſchen Journaliſten, er ſoll den Actionärs an die Hand gehen und ſtets zunächſt den mercantiliſchen Zweck erfüllen. Der Letztere wird freilich die engliſche Journaliſtik gegen die Einflüſſe der Regierung ſchützen; denn die Regierung wird nie im Stande ſeyn, der Preſſe, die ſich ihr hingibt, ein Aequivalent für die Speculation zu bieten, ſie iſt dazu nicht reich genug, aber er wird dagegen die Journaliſtik in Abhängigkeit von den Partheien erhalten und ſie nie zu einer Selbſtſtändigkeit kommen laſſen, deren Verluſt nur von ihr ſelbſt abhängt. Die engliſche Journaliſtik, um es kurz zu ſagen, iſt keine Macht, ſondern eine Magd; aber eine feile Dirne, die ihren Leib preisgibt, wird ſie

nie werden, die Verlockungen dazu ſind nicht vorhanden.

Ich ſagte, die Pariſer Journaliſtik ſey eine Macht. Eine mercantiliſche Demonſtration kann ſie ſchon aus dem Grunde nicht ſeyn, weil die Verhältniſſe einer ſolchen entgegen ſind. Die Caution von 100,000 Francs, die enormen Geldbußen und die getheilten Reichthümer in Frankreich bieten einer Speculation keine Perſpective. Wer wird hier ein mercantiliſches Reſultat zu erlangen hoffen, wo ein Artikel, eine Aeußerung den Gewinn ganzer Jahre abſorbiren können? Die Aſſiſen verſchlingen alle günſtigen Conjuncturen durch ein einziges Strafurtheil, man muß ſogar oft Subſcriptionen veranſtalten, um der richterlichen Entſcheidung zu genügen. So ſtellt ſich denn die Journaliſtik in Frankreich durchaus unabhängig hin, man gründet ein Journal, um ſeine politiſche Meinung und die der Freunde zu verfechten; die Artikel du fond ſind die Fahne des Propheten, die Redacteurs geben ſich nicht zum Organ des Blattes her, das Blatt dient ihnen als Organ.

Wir wiſſen, ohne daß wir den „Courrier français“ zu leſen brauchen, welche Tendenzen ſich an dieſes Journal knüpfen. Odilon-Barrot redigirt es; das „Journal du Commerce“ erhält von Mauguin ſeine Farbe; die „Débats“ ſtehen unter Guizots und den Einflüſſen der Doctrinairs; der „Temps“ trägt die Eindrücke des Tiers-parti; der „Réformateur“ verkündete Raspails Parole. Die franzöſiſche Journaliſtik iſt eine Macht, mit der man unterhandeln, oder die man beſiegen muß, ſie hat eine Selbſtſtändigkeit, über die nur ſie allein zu disponiren hat. Wenn ſie ſich zu Beſtechungen und Verkäuflichkeiten herabläßt, es zwingt ſie niemand dazu; aber die Verlockungen ſind natürlich in Maſſe vorhanden, denn die franzöſiſche Journaliſtik iſt ohne andere Subvention, als die, welche ihr eine Parthei, oder der Enthuſiasmus der Nation gewährt, und beide reichen nicht hin, ſie gegen die Vexationen der Regierung zu ſchützen, die — wie geſagt — Mittel genug in Händen hat, die Journaliſtik zu lähmen, oder zu ſtürzen. So ſcheiterten viele legitimiſtiſche

Blätter an den am Ende unerſchwinglichen Amendes der Aſſiſen. Was in England unmöglich iſt, die Erkaufung eines Journals, das gehört in Frankreich zu den Alltäglichkeiten. Man unterſcheidet hier zwiſchen unabhängigen und abhängigen Journalen und verſteht unter den letztern diejenigen, welche von der Regierung unterſtützt werden. Subvention iſt ein ſehr geläufiger Ausdruck in dem Munde der franzöſiſchen Journaliſten, man verbindet damit, wie die Dinge jetzt ſtehen, durchaus keinen unehrlichen Begriff.

Da durch die Septembergeſetze das Leben auf das Aeußerſte beſchränkt worden iſt, ſo iſt die Preſſe die einzige Perſpective der Oeffentlichkeit in Frankreich geworden; wenn ſie auch durch eben jene Geſetze an Spielraum verlor, ſo gewann ſie demohngeachtet an Anſehen, indem das aus den Straßen und den Aſſociationen verdrängte lebendige Wort nur in der Preſſe ein Aſyl fand. Die Journaliſtik iſt das einzige Inſtitut in Frankreich, welches ſich ſtets mit den Tagesintereſſen in Parallele erhält. Da

nun der Unterricht in Frankreich noch auf einer ſo unvollkommenen Stufe ſteht und da das Moment in dieſem Lande vorwaltet, ſo ſchöpft die Maſſe alle ihre Belehrung und Unterhaltung aus den Journalen. Selbſt die ſchönwiſſenſchaftliche Literatur muß ihre erſte Vermittelung mit dem Volke in den Journalen begründen, man läßt in den Revueen Novellen und Romane abdrucken, bevor man ſie in Büchern dem Publicum vorlegt. Ich habe ſchon früher bemerkt, mit welcher Gier ſich die Pariſer der Journaliſtik hingeben: Alles lieſt, man wächſt gleichſam an der Preſſe auf und die, welche ſie leiten, können, von dem Volke emporgetragen, zu dem höchſten Anſehen und zu einem Ruhm gelangen, der heut zu Tage der einzige Ruhm in Frankreich ſeyn und den man kaum bequemer und ſorgenfreier erlangen mag. „Wir, die Männer des National," dieſe Worte beweiſen die Stellung, welche die franzöſiſche Journaliſtik einnehmen kann, wenn ſie will. Armand Carrel war der Napoleon der Republik, nichts weiter, er ſtand weit unter den Ereig-

niſſen, die ihn hervorgerufen hatten, er war ohne Zukunft, weil er keinen univerſellen Standpunkt einnahm und weil ſein Stolz eben ſo groß war, wie ſeine Freiheitsliebe; aber Armand Carrel war zunächſt ein in ſich abgeſchloſſener Charakter, der ſich an Dinge lehnte, die dem Franzoſen von jeher theuer waren, ich meine den Ruhm und die Unabhängigkeit Frankreichs, Armand Carrel war ein Genie, das die Idee der Zeit, die ſein Scharfblick bald erfaßt hatte, trefflich für ſich und ſeinen Ehrgeiz zu benutzen wußte, indem er ſie zum Banner erhob, dem das Volk zuſtrömte. Wie konnte ihm eine Stellung fehlen, obwohl ſeine Motive der Humanität eben ſo fern lagen, wie der aus der Julius-Revolution hervorgegangenen Monarchie. Welche Mühe hat man ſich nicht gegeben, Carrel zu placiren, aber er fand ſeine Stellung ſo einflußreich, ſo großartig und ſo unabhängig, daß er ſie nimmer an ein Porteſeuille geſetzt haben würde. Ich bin überzeugt, Armand Carrel war nie Republicaner aus Ueberzeugung, er war es lediglich aus Ruhmſucht,

die Journaliſtik ſollte ihm einen Erſatz für jenen Marſchallsſtab gewähren, den er wahrſcheinlich aus Napoleons Händen empfangen haben würde, hätte er Zeit gehabt, ſich im Feldlager und in den Schlachten zu entwickeln. Armand Carrel war nie *populär*, in dem Sinne, wie es der Liberalismus verlangt, aber er war populär, wie einſt der Kaiſer, der dem Volke mit dem Triumphe des Volks ſchmeichelte. Als er abgetreten war von dem Schauplatz, erloſch jener künſtliche Enthuſiasmus, den Frankreich ihm gegenüber ſo oft an den Tag gelegt hatte; denn dieſem Enthuſiasmus fehlten die tiefen und innigen Beziehungen des Lebens, der ſtarre Rigorismus der Freiheit Carrels konnte nur in ſeiner Perſönlichkeit einen Anhalt finden, der Unſterblichkeit des Ruhms müſſen die Verhältniſſe zu Statten kommen. Aber ich ſprach von der Macht der franzöſiſchen Journaliſtik und die „Männer des National" begriffen dieſe Macht ſehr wohl; ſeine Miſſion hat Armand Carrel nicht erfüllt, wohl aber die Zwecke, die er ſich vorgeſetzt hatte, nämlich den Stolz des

Volks zu ſtählen und zu heben und in der Zeit der Erſchlaffung und des Indifferentismus jene Ideen zu beleben, durch welche Frankreich unter dem Kaiſer ſo groß und mächtig wurde. Es war ſeltſam, daß ein Republicaner die Motive des Abſolutismus feſthielt, aber Armand Carrel hatte ſich dem Republicanismus nur in die Arme geworfen, weil die Republik allein den Gegenſatz gegen Ludwig Philipp und gegen alle fremde Einwirkungen bildete. In ſeinen perſönlichen Verhältniſſen ſoll Armand Carrel Despot geweſen ſeyn, ſeine Untergebenen haben Nichts von jener Freiheit und Gleichheit empfunden, die ſeine Worte lehrten. Er wollte zunächſt gefürchtet ſeyn, und ein ſolcher Mann mußte, der Regierung gegenüber, die empfindlichſte Stellung annehmen, indem die künſtliche Popularität, die er ſich verſchafft hatte, nirgends auf ungeſetzlichen Baſen beruhete. Carrels Feuereifer benahm ſich ſtets vorſichtig, er hatte es ſo weit gebracht, ſich vollſtändig zu arrondiren und die Eindrücke, die ihm täglich zuſtrömten, ruhig entgegenzunehmen, nur um aus ihnen

die Kugeln zu gießen, womit er das Cabinet beschoß, nie um sich von ihnen fortreißen zu lassen.

Man hat Carrel bewundert, daß er so festhielt und der Regierung nie verfiel, daß er weder Annäherungen versuchte, noch duldete, aber wenn wir auch von seinem Ehrgeiz abstrahiren, so müssen wir selbst seine ökonomische Stellung vortrefflich nennen. Armand Carrel konnte von dem Redactions-Gehalt des National so anständig leben, wie im Ministerhôtel. Und dann, was will es nicht sagen, klein zu seyn, wo man groß seyn könnte, bedenkt man, daß es sich um einen Mann handelt, der seine persönliche Ehre selbst so ängstlich hütete, daß ein Wort, eine Anspielung, der leiseste Zweifel an seiner Aufrichtigkeit ihn zu Pistolen greifen ließ. Armand Carrel starb von der Hand der Misere der Pariser Journalistik und für sich selbst, er konnte sich nicht wohl zu einem so hohen Standpunkt erheben, daß er gegen die Kugel Emil Girardins, der sich nur durch das Duell mit Carrel ein Relief geben wollte, sicher gewesen

wäre. Dieſer fiel und Girardin wurde wenigſtens auf einige Wochen das Geſpräch der Hauptſtadt und die Zielſcheibe der Angriffe der Tagespreſſe, Dinge, die ihm ganz gelegen kamen, indem ſie die Aufmerkſamkeit der Pariſer auf ſeine „Presse“ hinlenkten, die er auf jede Weiſe pouſſiren zu müſſen glaubte.

Ich erwähnte Emil Girardins. Er hat es verſucht, die Journaliſtik als Speculation zu benutzen und ohne Farbe, hin und her lavirend, zu Abonnenten zu gelangen. Vierzig Francs beträgt das Jahres-Abonnement der „Presse,“ Girardin hat ſie den meiſten Cafés das erſte Semeſter unentgeltlich überlaſſen, er war der Meinung, die Nachfrage nach dem Blatte werde im zweiten Semeſter ſchon dieſe Freigebigkeit compenſiren. Einen außergewöhnlichen Succès aber hat dieſe Demonſtration nicht zur Folge gehabt, die übrige Journaliſtik zu achtzig Francs jährlich hat nicht darunter gelitten. Welchen Standpunkt nimmt überhaupt die „Presse“ in der franzöſiſchen Journaliſtik ein? Gewiß einen ſehr untergeordneten, man

nimmt keine Notiz von ihr, sie ist, als bloße Speculation, ohne Entscheidung, nicht einmal die Journale der Hauptstadt beziehen sich auf sie, was kann man von einem Blatte halten, das sich nicht zu gut hält, einzugestehen, es existire nur seiner selbst wegen? Selbst die Regierung, auf welche Girardin zählte, war so klug, sich nicht mit ihm einzulassen, sie konnte selbst bei dem besten Willen der Redaction keinen Vortheil von einem Blatte erwarten, von dem es gewiß war, daß hier nicht die Sache, sondern nur der Gewinn berücksichtigt wurde.

Im Gegensatz zu der „Presse" führ' ich hier den von Raspail redigirten, nunmehr eingegangenen „Réformateur" an. Dieses Journal wurde lediglich von dem Enthusiasmus der republicanischen Parthei erhalten und zu welchem Einfluß gelangte es binnen Kurzem. Raspail war vielleicht der Redlichste und Selbstloseste aller französischen Journalisten, er hatte sich von allen störenden Einflüssen der Nationalität und der Nationalstolzes emancipirt und zu einem universellen Gesichtspunkte erhoben. Da-

hm konnten ihm nur Leute, ohne alle politiſche Neben-Rückſichten, folgen und ſolche ſind in Frankreich gemeiniglich nicht reich. Somit wurden die Ouvriers des Faubourg St. Antoine und andere arme Teufel die einzige Stütze des „Réformateur," und doch ſchwang ſich derſelbe zu einem Gipfel der Macht empor, wo er der Regierung furchtbar wurde. Raspail war nicht zu beſtechen, er konnte nur von den Gerichten überwunden werden, und da er nicht liſtig genug ſeyn wollte, die Vexationen der Regierung zu umgehen und dieſelbe nur, nach Plänkerer-Weiſe, zu umſchwärmen, ſo verfiel er binnen Kurzem dem Geſetze. Der Arm des Geſetzes indeß würde den „Réformateur" kaum überwunden haben; denn der Enthuſiasmus, der ihm zur Seite ſtand, reichte weiter und war mächtiger, als jener, hätte nicht Raspail das Schickſal des „Réformateur" an ſein eigenes gekettet geglaubt. Eine Gefängnißſtrafe, die ihn von der Redaction entfernte, bewog ihn, das Journal mit einem Schlag zu tödten. Der „Réformateur" ging ein und man ſchob dieſes

Ereigniß dem Ehrgeiz Raspails zu. Im Grunde aber war es wohl nur die Beſorgniß, die Tendenz des Blattes möchte von einem Stellvertreter weniger feſt gehalten werden.

Unter allen Pariſer Journalen nehmen die „Débats“ was das Anſehen betrifft, eine erſte Stelle ein. Ludwig Philipp berückſichtigt ſie ſehr ängſtlich und Herr Bertin, der Redacteur, übt häufig in den kleinſten Beziehungen, die außerhalb aller Politik liegen, einen Einfluß auf den König aus, der nur zu ſehr beweiſt, wie gern man ſich ihn zum Freunde halten möchte. So traf es ſich, während meiner Anweſenheit in Paris, daß die Académie royale die Oper der Demoiſelle Bertin: Esmeralda abgewieſen hatte, wenigſtens beeilte man ſich nicht, ſie in Scene zu ſetzen; denn Demoiſelle Bertin hatte ſich bemüht, ihre Compoſition zu dem zu machen, was die große Glocke von Nôtre-Dame für Quaſimodo geworden war; man konnte taub davon werden, aber ſie war ſehr arm an Melodie und noch ärmer an Harmonie. Wie geſagt, die Direction refuſirte die

Oper und Herr Bertin mußte zum Beſten ſeiner Tochter den Redacteur des „Journal des Débats“ herauskehren und Ludwig Philipp um eine Intervention erſuchen. Somit gab man die Oper und während ſechs Abenden war in der Académie ein Spectakel, der nur zu ſehr bewies, daß das Publicum die allerhöchſte Entſchließung nicht billigte: man pfiff die Oper unisono einen Abend wie alle aus. Herr Victor Hugo hatte den Text derſelben gedichtet und knüpfte, ſehr reſignirt, ſein Schickſal an das der Tochter des Redacteurs der Débats; denn das Feuilleton dieſes Journals iſt eben ſo einflußreich, wie der politiſche Theil deſſelben und Herr Jules Janin, der es ſchreibt, muß für die 40,000 Francs, die ihm jährlich Herr Bertin zahlt, dieſem allen ſeinen Witz zu Gebote ſtellen. Was Wunder alſo, daß Herr Hugo ſich aufopferte, der Lohn konnte nicht ausbleiben; denn der Romantiker ſpeculirte nicht nur auf das Feuilleton der Débats, ſondern auch auf die in der Academie erledigte Stelle, und wer weiß, ob ihm Herr Bertin nicht dazu verholfen

haben würde, wären nicht momentane Zerwürfnisse des Redacteurs der Débats mit der Regierung eingetreten. Man ließ nämlich Herrn Fonfrède aus Bordeaux kommen und stellte ihn an das Steuerruder des „Journal de Paris," um mit Hülfe dieses Blattes Dinge durchzusetzen, zu welchen sich die „Débats" nicht verstehen wollten. Herr Fonfrède ist ein Doctrinair pur-sang und man beabsichtigte die beiden Gesetze, die der Tod des doctrinairen Ministeriums wurden: ich meine das Disjunctions- und Non-Revelations-Gesetz; man beabsichtigte eine Feststellung der Zukunft Guizot für Frankreich. Mit einem Worte, die Doctrinairs wollten das „Journal des Débats" mit dem „Journal de Paris" schlagen und sich unabhängig von Herrn Bertin machen. Aber Herr Bertin versteht sich trefflich auf den Pulsschlag Frankreichs, er ärgerte sich auch, daß man seiner nicht mehr zu bedürfen glaubte, und Alles dieses hatte zur Folge, daß die Débats die Doctrin im Stiche ließen und an die Charte erinnerten. Jene Gesetze wurden verworfen, Herr Guizot mußte

seine Entlassung nehmen und Herr Fonfrède reiste in aller Stille wieder nach Bordeaux zurück. Wer möchte noch an der Macht des Herrn Bertin zweifeln? Nunmehr haben die Débats wieder den alten doctrinairen Ton angestimmt, und wenn sie momentan nicht die alte Bedeutsamkeit haben, so ist das mehr Schein, als Wahrheit. Die Doctrinairs sind nicht activ, sie können jetzt nur negativ wirken; sollten sie wirklich der Majorität Frankreichs gänzlich erliegen, so werden auch die Débats einen anderen Ton anschlagen; Herr Bertin wird sich nur einer Macht fügen: der Macht der Verhältnisse.

Ich sprach vorhin davon, die französische Journalistik könne nie als reine Speculation hervortreten, sie könne nie einen Durchschnittsmaßstab der öffentlichen Meinung als Norm adoptiren. Dieses Verfahren haben die „Times“ mit so vielem Glück in England versucht; der „Constitutionnel,“ der unter allen französischen Journalen die meisten Abonnenten zählte, wollte es ihnen in Frankreich nachmachen und

er verlor Abonnenten und Ansehen. Die Franzosen verlangen einen Impuls von der Journalistik, eine passive Presse ist ihnen im höchsten Grade zuwider, und der „Constitutionnel“ ist, seitdem er keine Farbe mehr hält, zum Kinderspott herabgesunken. Ein Advocat, der einen Portier zu vertheidigen hatte, welcher dem Miethsmann Abends die Thür nicht öffnen wollte, stützte seine Einreden darauf, daß jener bei dem Lesen des „Constitutionnel“ eingeschlafen sey. Man wird nach diesem Vorfall den Maßstab beurtheilen können, welchen man in Paris an ein Blatt legt, das früher an der Spitze der Opposition stand.

Der „Temps“ ist das Organ der Tiersparti, augenblicklich hat ihn Herr Thiers dem Präsidenten des Conseils überlassen, weil Herr Molè ihm so vortreffliche Dienste geleistet hat, die Doctrinairs zu entfernen, und im Uebrigen auch Nichts geschieht, Herrn Thiers den Wieder-Eintritt in's Ministerium zu verschließen. Wie die Sachen jetzt stehen, wird derselbe immer die Aussicht auf ein Portefeuille behalten,

das Miniſterium aber bedarf eines Anhalts gegen die Doctrinairs, den man ihm um ſo lieber in dem „Temps“ zugeſtehen mag, als dieſes Blatt zugleich eine künftige Vermittelung mit dem Ex-Miniſter herbeiführen wird.

Den „Courrier français“ und das „Journal du Commerce“ habe ich bei Gelegenheit Odilon-Barrots und Mauguins beſprochen. Das letztere Blatt hat vielleicht die wenigſten Abonnenten unter den Pariſer Journalen, aber wer ſteht dafür, daß es nicht doch eine Zukunft erlangen werde. Herr Mauguin betrachtet es als ein Organ des künftigen Miniſteriums Mauguin. So ſuchen ſich Alle, welche ſich zu einer Rolle in Frankreich berufen glauben, in der Preſſe zu befeſtigen.

Die „Gazette de France“ iſt das Organ jener legitimiſtiſchen Parthei, die Heinrich V. und die Reform will; die „France“ wollte Karl X. und erkennt nunmehr nur Ludwig XIX. als König von Frankreich an. Mit ihr geht die Quotidienne Hand in Hand. Die Legitimiſten ſind klug genug geweſen, ihre Preſſe für

verſchiedene Chancen einzurichten, während das Motiv ein und daſſelbe iſt. So ſucht man die getheilten, aber auf einen Zweck gerichteten Intereſſen möglicherweiſe und für den Fall zu vereinigen, daß eine Aenderung der Dinge eintreten möchte. Natürlich würde das Legitimitäts-Princip, wie es ſich in der „France“ und „Quotidienne“ ausſpricht, an der öffentlichen Meinung ſpurlos vorübergehen, es kann höchſtens bei jener Minorität des Faubourg St. Germain, die durch ihre Intereſſen an das alte Teſtament der Monarchie gefeſſelt wird, und bei dem Clerus, der ſich mit geringen Ausnahmen der vertriebenen Dynaſtie hingibt, Anklang finden. Dieſe Journale liegen ſo ſehr außer der Zeit, daß ſie der Legitimität dem Volke gegenüber kaum negative Vortheile gewähren werden. Aber die „Gazette de France“ hat ſich auf einen populären Standpunkt geſtellt; als die Amneſtie ausgeſprochen wurde, ging ſie ſogar bis zu Lobeserhebungen des Miniſteriums, und ihre Conceſſionen an das Volk reichen bis zur äußerſten Linken. Die „Gazette de France“

will Reformen in socialen und politischen Verhältnissen, nur sollen sich dieselben an den von Gott eingesetzten König und an die Religion lehnen. Man kann leicht denken, daß der Einfluß dieses Blattes nicht unbedeutend ist, um so mehr, da die achtbarsten und aufgeklärtesten Legitimisten demselben adsistiren. Was hindert Herrn Berryer, Republicaner zu seyn? Vielleicht nur eine Laune, oder eine Vorliebe für den vertriebenen König. Die „France“ kann nicht umhin, sich häufig in den heftigsten Schmähungen gegen die „Gazette“ Luft zu machen, diese aber verfährt gegen die streng-legitimistischen und absolutistischen Blätter wie ein wohlerzogenes Kind gegen alte schwachköpfige Eltern, die sich von ererbten Vorurtheilen nicht losſagen können: sie ignorirt die Vorwürfe, oder vertheidigt sich leidenschaftlos dagegen. Ueberhaupt muß man das Zusammenhalten der Legitimisten anerkennen. Das eben macht sie weniger gefährlich, als zu einer stillen Macht. Wie zerfallen sind dagegen die Anhänger der Regierung; es fehlt ihnen zunächst die Idee und dann

die Aufopferung. Hier will jeder für ſich erwerben und ſeine Intereſſen auf politiſchem Wege pouſſiren. Die Legitimität in Frankreich aber hat einen Anhaltspunkt, der ganz außer aller Perſönlichkeit liegt, und daß ſie zu Aufopferungen bereit iſt, beweiſet die Geſchichte. Das romantiſche, chevalereske Element hat ſich nur in dem Faubourg St. Germain erhalten und ſo ſtarr und abgeſchloſſen, wie es auch in der modernen Umgebung daſteht, es iſt der Talismann, der die Legitimität gegen alle Negation ſichert. Die Reformen der „Gazette de France“ bedingen immer eine Grenze, aber wo iſt die Grenze der Reformen des „National“ z. B.? Man möchte Unrecht thun, ſie in der Republik zu ſuchen — von der Julius-Monarchie will ich gar nicht ſprechen — man wird ſie eben ſo leicht über die Republik hinaus zur Anarchie und weiter in's Endloſe führen können. Die „Gazette de France“ faßt deshalb klüglich alle Schritte gegen die beſtehende Regierung von dem Geſichtspunkte auf, daß es nur Fortſetzungen derſelben Revolution ſeyen,

welche jene Regierung herbeigeführt haben. Man würde vielleicht mit Recht die Redaction der „Gazette de France“ als die conſequenteſte und als diejenige bezeichnen können, die ſich wenigſtens ſcheinbar an Principien lehnt, die einen feſten Grund und Boden haben, ohne daß ſie der Zeit widerſtreben.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ueber das Verhältniß des politiſchen Journalismus zur Literatur. — Abhängigkeit der letzteren von der Tages-Preſſe. — Herr Bertin und die „Revue du Nord.“ — Auseinanderſetzung der Gründe, weshalb ſich die politiſch-periodiſche Preſſe der literariſchen Kritik bemächtigt hat. — Perſönliche Intereſſen oder ſolche der Partheien beſtimmen die Kritik. — Klaſſification der Schriften, die gewöhnlich in den Feuilletons beſprochen werden. — Unfug mit den ſogenannten Reclamen. — Ueber die Taktik der franzöſiſchen Preſſe im Allgemeinen. — Marc St. Girardin und Herr von Watzdorf. — Die „Quotidienne“ und der „National.“ — Abfaſſung und Ton der kritiſchen Feuilletons.

Die politiſch-periodiſche Preſſe iſt nicht nur eine Macht, den materiellen Zuſtänden Frankreichs gegenüber, ſie beherrſcht auch die geiſtigen, die Literatur iſt ihr anheim gegeben. Wo gibt es in Frankreich ein Talent, ein Genie,

das sich über die politischen Tagesblätter hinweg setzen könnte, oder das er vorziehen möchte, einsam im Dachstübchen auf eine Unsterblichkeit zu harren, die in diesem Falle sicher erst nach dem Tode eintreten würde, während Talent und Genie weit bequemer und jedenfalls noch bei Lebzeiten jene Unsterblichkeit genießen können, wenn sie sich einem politischen Journale anschließen, das in seinem Feuilleton ihnen den breiten und ebenen Pfad zum Ruhme eröffnet. Gewiß wird der Geist sich auch ohne Empfehlungen Bahn brechen, aber Frankreich lebt in einer genußüberfließenden Zeit, wo es schwer hält, so sehr Geist zu bleiben, daß man durchaus nicht von den goldenen Früchten kosten möchte, die hier allenthalben dem Genie zulächeln. Ohne die Unterstützung der Presse aber müßte man in diesem Falle Tantalus-Qualen erleiden. Und dann die Hemmnisse und Vexationen, wenn man sich nicht mit der Tagespresse einigen kann! Wer mag es also selbst dem größten Geiste verdenken, daß er jene Mittel benützt, die ihn pousiren?

Die Unabhängigkeit der französischen Literatur ist freilich solcherweise nicht weit her, denn der politische Journalismus hat die Kritik über Wissenschaft und Kunst durchaus an sich gerissen und verfährt damit ziemlich nach Gutdünken. Die Literatur muß so gut mit ihm unterhandeln, oder sich ihm hingeben, wie die Regierung. Nirgends in der civilisirten Welt kömmt eine solche Erscheinung vor. Ich spreche hier gar nicht von Deutschland, wo die politisch-periodische Presse ohne Fond ist und sich in Referate auflöst, während Kunst und Literatur weit fester und solider dastehen, als in Frankreich; ich spreche hier von England, wo der politische Journalismus einen eben so ehrenvollen Standpunkt einnimmt, wie in Frankreich und wo dennoch die Literatur sich stets unabhängig von ihm erhalten hat. Das liegt hauptsächlich wohl an dem geregelten und organischen Zustande der englischen Wissenschaft, welcher der französischen durchaus fehlt; aber nichts desto weniger ist es immer ein kleines Wunder, daß das Genie der französischen Lite-

ratur ſich nicht von dem Talente der franzöſiſchen Tages-Preſſe emancipiren kann. Victor Hugo hat um jeden Preis mit Jules Janin Frieden geſchloſſen. Die Literatur iſt in Frankreich nicht unter den Schutz der Bildung geſtellt, Frankreich hat keine Cultur, keinen wiſſenſchaftlichen Fond, es hat nur Civiliſation und Partheien. In ſolchem Falle wird die Journaliſtik auch bei allen geiſtigen Intereſſen den Ausſchlag geben, und daß eben die politiſch-periodiſche Preſſe dieſen Ausſchlag an ſich geriſſen hat, liegt an dem in dem öffentlichen Leben vorwaltenden Momente der Politik.

In Frankreich hat aus demſelben Grunde ein rein literariſches Journal den ſchwerſten Stand. Als Spazier ſeine „Revue du Nord“ gründen wollte, eine Zeitſchrift, die mit franzöſiſchen Intereſſen nirgends in Colliſion gerieth, bemerkte ihm Herr Bertin, der Redacteur der Débats, der Pair von Frankreich, welchen er zu dem Ende um eine Empfehlung anging, lakoniſch und ſehr rückſichtslos: die Redaction der Débats habe es ſich zur feſten Regel gemacht,

nie die Aufmerkſamkeit ihrer Leſer auf ein periodiſches Blatt zu lenken, der Inhalt deſſelben ſey, welcher er wolle; die Débats beſchäftigten ſich ſelbſt mit literariſchen Gegenſtänden und wollten ihre Leſer nicht gewöhnen, irgend anderswo Belehrung und Unterhaltung zu ſuchen, ſie betrachteten vielmehr jede literariſch-periodiſche Unternehmung als eine Concurrenz, die ſie zum mindeſten zu ignoriren hätten; übrigens entwöhnten auch literariſche Zeitſchriften von der Lecture politiſcher Zeitungen, und ſomit hätten ſie doppelten Grund, deren Erfolg nicht zu begünſtigen. Die anderen Redactionen werden kaum gefälliger ſeyn, als Herr Bertin, ſie ſuchen ſich auf alle Weiſe im Beſitz ihres Monopols zu erhalten und man kann leicht einſehen, daß die Literatur in dem Gewirre der Parthei-Politik, die in dem Journalismus ihren Tummelplatz gefunden hat, nicht zum beſten wegkömmt.

Außerdem haben die politiſchen Journale bereits alle bedeutenden kritiſchen Kräfte für ſich gewonnen, ſo daß deren kaum eine hinläng-

liche Anzahl für rein literariſche Zeitſchriften vorhanden ſeyn würde. Die Feuilletons der Débats ſind in den Händen von Nodier, Janin, Philarete Chasles, Löwe-Weimars, Rizard, während die übrigen Journale ein ähnliches Verhältniß behaupten. Neben den beſtimmten Mitarbeitern machen ſich andere gelegentliche bemerkbar; mit einem Worte, was einen Namen behauptet, das ſucht man an die Unternehmung zu feſſeln, um den Glanz der Redaction zu heben und die Literatur gewiſſermaßen als Arabeskenſchmuck für das Hauptgebäude zu benutzen. Somit iſt es einestheils der Stolz und die Eiferſucht, welche den politiſchen Journalismus dieſen Weg einſchlagen läßt, anderntheils aber liegt der Grund dazu in den franzöſiſchen Zuſtänden. Die Partheien halten ſich hier nicht an Verwaltungsfragen, wie Whigs, Torys und ſelbſt Radicale in England, ſondern an die Grundelemente des Staats, man will Principien durchſetzen, die dem ganzen geſelligen Leben Frankreichs eine andere Richtung geben würden, oder ſie bekämpfen; man will den Staat

bis zum tiefſten Grunde aufwühlen, oder die Gruben ebenen, die Klüfte ausfüllen. Dazu bedarf man der Literatur, als der wichtigſten und einflußreichſten Branche des ſocialen Lebens; denn es handelt ſich hier nicht um einen alten Staat, ſondern um einen neuen, es handelt ſich hier um Lebensfragen der Menſchheit, nicht um bürgerliche Verhältniſſe. Dieſer Grund mag allerdings der mächtigſte ſeyn für den politiſchen Journalismus, die Literatur ſich zu verbinden und von ſich abhängig zu machen. Man wirkt durch und aus Erkenntlichkeit auch für ſie.

Weiter iſt die Literatur in Frankreich ſtets das Aushängeſchild eines großen Rénommées das glänzendſte Attribut der geſellſchaftlichen Stellung, eine Autorität, die ſo hoch ſteht, wie in Deutſchland der hohe Adel. Deshalb haben die politiſchen Journale ihre Partheigänger auch in der Literatur aufzuſuchen und zu heben, oder ihre Gegner zu beſiegen; denn ein großer Autor iſt in jenem Falle ein einflußreicher Verbündeter, in dieſem ein gefährlicher Feind.

Endlich geht die literariſche Kritik die Redactoren, die oft ſelbſt Autoren ſind, zu nahe an, als daß ſie dieſelbe außer Acht laſſen könnten. Sie ſichern ſich in den Feuilletons eine perſönliche Macht und haben Repreſſalien in den Händen.

Will man noch einen letzten Grund für dies Verfahren der politiſchen Journale, ſo mag es der ſeyn, daß die Redactionen ſich einen möglichſt großen Wirkungskreis zu erſchließen und einen univerſellen Standpunkt einzunehmen ſuchen. Viel Leſer, Leſer in allen Klaſſen der Geſellſchaft — dahin geht das Beſtreben der franzöſiſchen Tagespreſſe.

Was nun das Princip betrifft, welches eine Redaction bei Abfaſſung der literariſchen Kritik beobachtet, ſo iſt es lediglich das des Eigennutzes und der Partheiſucht, ja man kann mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß im Laufe eines ganzen Jahres vielleicht nicht eine Kritik in der politiſch-periodiſchen Preſſe erſcheint, die ſich auf Ueberzeugung ſtützt; directes Intereſſe iſt vielmehr der einzige Beweggrund der franzöſiſchen Kritik, ich ſage directes Intereſſe

und verſtehe darunter Bezahlung, Partheiintereſſe, Genoſſenſchaft u. ſ. w., durchaus aber nicht jene Rückſichten, die etwa deutſche Redactionen ängſtlich für, oder gegen dieſen und jenen nehmen und die man allenfalls als Schwäche bezeichnen könnte, aber nicht als Gemeinheit. Die franzöſiſche Kritik iſt durchweg gemein, aber dieſe Gemeinheit iſt ihr ſo zur anderen Natur geworden, daß man ſich nur darüber wundert, wenn man ſie tadeln hört. Das Mittelmäßige werde doch keinen Höhepunkt erreichen und das Schlechte werde doch zu Grunde gehen, trotz alles Lobes — ſo raiſonnirt man in Paris. Was kann es nun ſchaden, es für beſtimmte erſprießliche Selbſtzwecke zu empfehlen. Das „Mundus vult decipi“ macht ſich nirgends mehr geltend, als dort, aber in der franzöſiſchen Literatur iſt es als Regel anzuſehen.

Die einzelnen Theile der franzöſiſchen Literatur, mit welchen ſich die Kritik der politiſchen Journale befaßt, ſind ungefähr folgende:

1) Bücher von politiſch wichtiger Partheibe-

deutung, Memoiren berühmter Staatsmänner, Werke von allgemeinem Intereſſe, wie Toqueville's und Beaumonts Schriften über Amerika, zumal wenn die augenblicklichen politiſchen Ereigniſſe damit zuſammenhängen. In ſolchen Fällen dienen ſie den Partheien als Angriff, oder Vertheidigung, poſitiv, oder negativ, conſervativ, oder deſtructiv. Dabei gilt jedoch der Grundſatz, daß man feindliche Partheiſchriften ſo lange, als möglich, ignorirt; denn die Literatur hat natürlich in den Augen dieſer Journaliſtik keine höhere Bedeutung, als die eines Mittels zum Zwecke;

2) Bücher, die von zu bedeutenden Schriftſtellern herrühren, als daß man ſie ignoriren könnte, alſo Schriften Lamartine's, Chateaubriands, der Miniſter, theilweiſe auch wohl der Romantiker, aber nicht unbedingt. Natürlich werden auch dieſe Männer lediglich von dem Geſichtspunkte der Partheien aus beurtheilt;

3) Bücher, welche die Partheigenoſſen der Redacteurs zu Verfaſſern haben;

4) Solche, welche die Intereſſen der Redaction, oder die der literariſchen Mitarbeiter betreffen. So greift der „National“ den Romantismus an, weil die mittelalterlichen Elemente deſſelben ihm Beſorgniſſe wegen der republikaniſchen Zukunft einflößen, und der „Constitutionnel“ ſtellt ſich den Romantikern aus dem Grunde ſo ſchroff entgegen, weil ſeine Redacteurs en chef, wie Etienne, Viennet u. ſ. w. Klaſſiker ſind. Der „Corsaire“ aber iſt der grimmigſte Gegner der italieniſchen Oper, weil ihm die Direction das Freibillet entzogen hat;

5) Bücher von den Redacteurs perſönlich befreundeten Autoren, Buchhändlern u. ſ. w.

6) Solche, deren Verleger, oder Verfaſſer den Redacteur beſonders für die Kritik bezahlen. In dieſem Falle acquirirt das Journal gewöhnlich einen Artikel ohne Honorar.

7) Solche, deren Verleger, oder Verfaſſer die betreffenden kritiſchen Artikel ſelbſt verfertigen und für die Inſerirung derſelben zeilweiſe zehn Sous bezahlen. Es iſt dabei zu bemerken, daß Artikel dieſer Art weder mit „eingeſendet“

noch irgend einer Chiffre bezeichnet werden, die nicht in das Redactions-Bureau gehört; man hält sie vielmehr in einem solchen Style, als kämen sie direct von der Redaction;

8) Bücher, deren Kritik und Insertionskosten Verleger oder Autoren bezahlen.

Was nicht unter die angegebenen Rubriken zu subsumiren ist, bleibt durchaus unbesprochen und was unbesprochen bleibt, das ist wenigstens vorerst auch als ungeschrieben zu betrachten. Man hat demnach kaum Unrecht, wenn man im schlimmsten Falle, d. h. ohne Connexionen und ohne Geld, es dahin zu bringen sucht, daß sich irgend ein angesehenes Blatt wenigstens zu einem bitteren und heftigen Tadel des neuen Productes versteht. Von der Kritik zerrissen ist immer noch besser, als von ihr übergangen zu werden.

Der größte Unfug wird jedoch von der Journalistik mit den sogenannten Reclamen getrieben. Es sind das kleine kritische Notizen im Fond des Journals und am Ende der politischen Nachrichten, von diesen nur durch die Unter-

ſchrift des gérant geſchieden. Sie begleiten die großen Buchhändler-Anzeigen, oder verweiſen auf ſie und ſind ſtets von den Schriftſtellern, oder den Verlegern im Namen der Redaction verfaßt. Dieſe Induſtrie geht ziemlich über alle Schranken hinaus und wird ſo leichtſinnig betrieben, daß die Redaction ſich nicht einmal die Einſicht der Reclamen erbittet, ſondern vielmehr den Buchhändler ruhig gewähren läßt. Dieſer geht aus ſeinem Buchladen, oder Comptoir direct in die Druckerei des Journals, wo der betreffende Artikel unter ſeinen Augen geſetzt wird; die Redaction ſieht denſelben immer früh genug im Blatte ſelbſt. Der Preis dieſer Reclamen iſt verſchieden. Iſt die Annonce ſehr groß und koſtet ſie über funfzig Francs, ſo werden ſechs, acht, zehn Zeilen, je nachdem das Journal ſich, ſeiner Abonnenten-Zahl gemäß, im Preiſe hält, nachgegeben, zumal wenn der Verleger ein guter Kunde, oder ſonſt den Redacteurs befreundet iſt. Das „Journal des Débats," das theuerſte in dieſer Beziehung und zugleich das feilſte, geſtattet höchſtens vier Zei-

len. Sind die Reclamen von außergewöhnlicher Länge, so muß man für ihre Insertion besonders bezahlen; aber man kann auch eine Reclame ohne Annonce einrücken lassen, was häufig geschieht, wenn der Titel des Buchs ohnedieß die Masse anziehen wird. Nur wenn derselbe weniger piquant, oder das Werk ein strengwissenschaftliches ist, ziehen die Verleger meistens eine ausführliche und breite Ankündigung vor.

Man macht aus allen diesen Dingen durchaus kein Geheimniß, sondern verfährt sehr offen mit diesem Zweige der Industrie, ohne die Aufmerksamkeit des Publicums zu erregen. Hauptsächlich ist der Grund davon wohl in dem Indifferentismus der großen Menge gegen literarische Verhältnisse zu suchen, wenigstens hat man es erlebt, daß selbst Processe und öffentliche Gerichtsverhandlungen, die den ganzen Scandal der französischen Kritik dem Publicum auftischten, spurlos vorübergingen. Man erzählte mir von einem höchst ergötzlichen Rechtsstreit Paul de Kocks mit seinem Verleger Barba; der Letztere habe mit komischem Pathos und einem

Aufwand von Laune, wie man ſie vielleicht dem Verleger eines Humoriſten zutrauen kann, alle Reclamen de Kocks, die dieſer über ſich ſelbſt geſchrieben, vor dem Tribunale verleſen. Das Publicum habe herzlich gelacht, im Uebrigen aber dieſe Manipulation ſehr natürlich gefunden.

Wie unverſchämt manche Journale mit den Reclamen verfahren, mag folgender Vorfall beweiſen, den mir Spazier für den Druck mittheilte und der ihn ſelbſt zu ſehr angeht, als daß ich ihn nicht für wahr halten ſollte. Dieſer übergab der „Tribune“ die Annonce der franzöſiſchen Ausgabe ſeiner polniſchen Geſchichte, ohne eine Belobung für das Journal ſelbſt hinzuzufügen. Der Buchhändler Heideloff machte bald darauf dem Verfaſſer bemerklich, wie er ſich eine ſchöne Gelegenheit, ſein Werk zu empfehlen, habe entſchlüpfen laſſen. Somit ſuchte Spazier in dem Redactions-Bureau um eine Wiedereinſetzung in den vorigen Stand nach, indem er das Verſäumte nachholte; aber man empfing ihn barſch, erinnerte, es ſey ſeine Schuld, daß er die Reclame Tags zuvor, als er bezahlt,

nicht gleich mitgebracht hätte, und ſchloß damit, ihm den error juris nicht in Rechnung zu bringen; denn geſtern, bei abgeſchloſſenem Kaufe, habe er ein Recht zu einer Reclame gehabt, wenn man ſie ihm heute zugeſtehe, ſo geſchehe das nur aus dem Grunde, weil er, als Fremder, die „usages“ nicht kenne.

Daß man, will man reuſſiren, auf allen dieſen Jammer eingehen muß, verſicherte mich Börne. Er werde es Niemanden verdenken, der zu ſolchen Mitteln greife, ja er werde es jedem verdenken, der nicht dazu greife. Freilich ſcheiterte die „Balance“ Börne's an der Unterlaſſung der vorbereitenden Maßregeln und der Empfehlungen, die jede literariſche Erſcheinung begleiten müſſen; aber Börne war der beſte Deutſche und eben ſo ſtolz, wie ehrlich. Er war aufrichtig genug, ſich jenen Stolz als Thorheit anzurechnen, aber er konnte ihn nun einmal nicht überwinden. Schön und bedeutſam iſt es immer, daß Börne für die freilich geringe Anerkennung, die ihm in Paris wurde, nichts gethan hat. Der „Courrier français“ ſchrieb über

den celèbre écrivain allemand, Monsieur Börne, einen langen, enthuſiaſtiſchen Artikel, ohne dafür bezahlt zu werden, und Raspails Nachruf am Grabe des großen Deutſchen war weder von dieſem während ſeines Lebens auf irgend eine andere Weiſe, als durch ſeinen Charakter vorbereitet worden, noch eine captatio benevolentiae jenes, ſondern die Ueberzeugung, die überall das Genie, fußt es auf Seelenadel und Redlichkeit, veranlaſſen wird.

Die Folgen jener Zerriſſenheit, wie ich ſie eben geſchildert, liegen auf der Hand. Zunächſt kann von keiner Würde der Literatur die Rede ſeyn, man reuſſirt augenblicklich wenigſtens nur ſo weit, als man ſich zu pouſſiren verſteht und muß den Ruhm oft mit den ſeichteſten und oberflächlichſten Köpfen theilen. Die franzöſiſche Literatur liegt in einem Moraſte von Genuß und Charlatanerie und ihre Beſtrebungen müſſen ſich theilweiſe den Partheien accommodiren, theilweiſe der Mode, über die Verhältniſſe kann ſich die franzöſiſche Literatur wenigſtens, wie die Sachen heut zu Tage ſtehen,

nicht erheben. Beſucht Victor Hugo, und er wird Euch mit dem Nachdruck ſeiner Schriften quälen, daß er noch immer nicht genug verdiene, oder daß ihm dieſe, oder jene Ode an einem Tage 20,000 Francs durch die Colporteurs eingetragen, denen er ſie zum Verkauf auf den Boulevards übergeben habe. Alexander Dumas läßt ſich von dieſem, oder jenem unbekannten Talente Entwürfe zu Dramen, oder gar die Dramen ſelbſt zur Einſicht und Begutachtung vorlegen; er ſieht ſie durch, gibt ſie wieder zurück und zuckt die Achſeln, daß die Dichtung ohne Erfolg ſeyn werde. Später erſcheint ein Drama aus der Feder Dumas' und es iſt nur eine Umarbeitung jenes, das ihm zur Einſicht mitgetheilt wurde. Aber Alexander Dumas iſt eine Autorität, die über jedes Plagiat erhaben iſt. Man erzählt allenfalls das Falſum und den Betrug in den Journalen und muß ſich mit dieſer Satisfaction begnügen; denn das Publicum hat keine Zeit, zu unterſuchen, ob Herr Dumas ein Betrüger iſt. Und geſetzt, er ſey ein Betrüger, was geht es uns an, die

wir uns eben ſo gut in der Porte St. Martin amuſiren, wenn der Name Dumas auf der Affiche angegeben iſt, als wenn dieſe einen anderen als Verfaſſer nennt.

Um ſich die Macht zu ſichern, verfährt die Pariſer Journaliſtik ſehr ängſtlich, ja es exiſtirt ein gewiſſes ſtillſchweigendes Uebereinkommen der Journaliſten, nie Einer des Anderen Dummheiten, oder Irrthümer aufzudecken; man würde dadurch natürlich an Anſehen bei dem Publicum verlieren und, wenn Repreſſalien ſtattfänden, könnte die ganze periodiſch-politiſche Preſſe der Hauptſtadt leicht binnen vierzehn Tagen in einen Zuſtand gänzlicher Auflöſung verſetzt werden. Folgender Vorfall mag jene Behauptung erweiſen. Herr Marc St. Girardin, der von Carl Gutzkow in Berlin deutſchen Unterricht erhielt, hatte ſich in einer ſeiner öffentlichen Vorleſungen mehre grobe Irrthümer und ſogar einige recht plumpe Dummheiten über deutſche Verhältniſſe zu Schulden kommen laſſen. Ein deutſcher in Paris lebender Schriftſteller übernahm mit Herrn von Watzdorf, dem bekannten

ehemaligen sächsischen Deputirten, die desfallsige Zurechtweisung, und zwar wollte man sie dem „Courrier français“ übergeben. Allein die Redaction dieses Blattes wollte sich um keinen Preis zur Aufnahme eines solchen Artikels verstehen; denn Herr Girardin sey Haupt-Mitarbeiter der Débats und kein Redacteur könne es dulden, daß man seinen Collegen der Unwissenheit zeihe. Aus demselben Grund wies die „Quotidienne“ einen durchaus in dem Interesse ihrer Parthei geschriebenen Artikel zurück: er war polemisch gegen den „National“ und warf diesem Journal die vollkommenste Ignoranz in Bezug auf Thatsachen vor. Diese Taktik wird selbst von den ministeriellen Journalen in Bezug auf die Oppositions-Presse-beobachtet.

Wenn man aber bereits in politischen Verhältnissen so verfährt, um wie viel mehr wird man in literarischen dieselben Rücksichten nehmen. Dort drängen sich die Partheien vor, und wenn die Anstand nehmen, ihrem Gegner den Garaus zu machen, so wird es da, wo sie zurücktreten, gewiß noch weniger geschehen. Ein

Schriftſteller wird nie zu einer Antikritik gelangen, wenn dieſe Antikritik die Ignoranz des erſten Kritikers erweiſen könnte. So iſt man alſo verrathen und verkauft und das; „aide-toi et Dieu t'aidera iſt ſogar ohne Erfolg; denn geſetzt auch, man ſetzte die Journaliſtik bei Seite und griffe zu einer Brochure, ſo wird ſie doch Niemand leſen, wenn nicht eben die Journaliſtik auf ſie hinweiſt.

Was nun endlich die Kritik ſelbſt betrifft, ſo kann man, ſie mag ohne Neben-Intereſſe, oder unter dem Einfluß eines ſolchen verfaßt worden ſeyn, mit Fug und Recht behaupten, daß dieſelbe in keinem Falle eine gründliche und erſchöpfende Entwickelung des Gegenſtandes enthält. In den meiſten Fällen wird ſie ſogar auf jedes Buch paſſen können, eine Behandlungsweiſe, in welcher Jules Janin ausgezeichnet iſt. Die Feuilletons haben ſich mit den literariſchen Bedürfniſſen des großen Haufens abzufinden und damit ſie geleſen werden, müſſen ſie gedrängt, piquant und ergötzlich ſeyn. Somit erhalten wir hier in dem beſten Falle leichte und flüch-

tige Variationen über das Thema des Buchs, in dem schlimmsten aber nur solche über den Verfasser und den Titel. Wie kann man auch verlangen, ein französischer Feuilletonist solle ein Werk durchlesen. Also man macht sich ein ziemlich allgemeines Schema für alle Kritiken und schmückt es mit so viel Witz und Laune, daß der Leser das Endurtheil ganz darüber vergißt und zur Noth mit der Kritik zufrieden ist, ohne sich weiter nach der Lecture des Buches selbst zu sehnen.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Die einſeitige Richtung der franzöſiſchen Preſſe.

Ich habe die franzöſiſche periodiſche Preſſe als eine Macht bezeichnet. Schade nur, daß ſie ſelbſt da, wo ſie nicht verkauft iſt, dieſe Macht nie zu edleren Zwecken anwendet. Die Redactionen ſtehen allerdings über den Partheien, ſie ſchaffen ſie häufig, aber um ſich ihre Autorität zu ſichern, um ihre Intereſſen zu verfolgen, dürfen ſie die Partheizwecke nie außer Acht laſſen. Die Journaliſtik wird ſich deshalb vorerſt nur um Frankreich und um die inneren Partheikämpfe bekümmern, wagt ſie Seitenblicke in fremde Zuſtände, die über den Rhein und die Pyrenäen hinaus, oder jenſeits des Canals

ſich entwickeln, ſo müſſen dieſe Zuſtände nothwendig in Beziehungen zu Frankreich ſtehen. Welthändel liegen der franzöſiſchen Journaliſtik fern. Noch ferner liegt ihr die Wahrheit, denn ſie richtet die Thatſachen für ihre Abſichten zu und perſönliche und Parthei-Intriguen geben hier den Ausſchlag.

Ich ſagte früher, in England böten die Speculanten ihre Journale dieſer, oder jener Parthei an, man rechne dort Grundſätze nach Abonnenten. Dies hat inſofern einiges Gute, als die Parthei ſich ſelten das ihr zu Gebot geſtellte Organ misbrauchen wird, man muß ſich vielmehr hüten, über die Grenzen hinauszugehen, weil die Speculation von dem Abonnement abhängig iſt und weil das Organ nur ſo lange ſeine Pflicht erfüllen wird, als ihm die Lebensmittel nicht entzogen werden. Und dann behalten auch die merkantilen Unternehmer ſtets einen groſſen Spielraum für allgemeine Intereſſen, für Thatſachen, Induſtrie, Belehrung u. ſ. w. In Frankreich iſt das ganz anders, die Redacteurs und ihre Parthei machen die Journale

ſelbſt, ſie ſtellen dieſelben zu ihrer unbedingten Verfügung und berückſichtigen Niemand, als ſich ſelbſt, weder das Vaterland, noch die Menſchheit. Dieſe Dinge werden höchſtens zu Floskeln benutzt. Demnach kann von einem univerſellen Geſichtspunkte der franzöſiſchen Journaliſtik nur ausnahmsweiſe die Rede ſeyn, zunächſt wird man die Welt immer von Paris aus betrachten und bald wird man ſie ſogar auf Paris zurückführen.

Nun iſt leider die Bildung des Volks bis jetzt noch ſehr in die Hände der Journaliſtik gegeben, und die Einſeitigkeit derſelben kann hier unmöglich heilſam wirken. Das Volk lieſt von nichts Anderem, als von den Kämpfen der franzöſiſchen Partheien, von Doctrinairs, Legitimiſten, einem Tiers-parti, Republicanern und von allen jenen Verzweigungen der Politik, die ſich durch den geſellſchaftlichen Körper Frankreichs ziehen. Die Intriguen der Partheihäupter, der Miniſter, die Perſönlichkeiten Aller, die einen Namen in der Tagesgeſchichte behaupten, mit einem Worte alle Details, die ſich an die an-

genblicklichen Begebenheiten knüpfen lassen, und sey es auch nur ein Polizeivergehen, finden in der französischen Presse ihren Platz. Was darüber hinaus liegt, wird nur benutzt, wenn die Spalten sonst nicht zu füllen sind.

Man werfe mir keine Uebertreibung vor, wenn ich folgenden Vorfall erzähle; ähnliche Scenen bieten sich täglich in den Bureaux der Redactionen dar. Nehmen wir z. B. an, daß sich in einem derselben, wo der Redacteur nur noch über einige Zeilen für den folgenden Tag zu verfügen hat, zwei Individuen einstellen, die Neuigkeiten zutragen. Das eine meldet, Capitain Roß habe einen neuen Welttheil entdeckt, das andere, ein Polizei-Sergeant habe ihm auf offener Straße eine Ohrfeige gegeben. Eine der beiden Mittheilungen wird den noch übrigen Raum absorbiren, welcher wird man den Vorzug geben? Der Redacteur wird nicht lange zu wählen haben, er wird den Capitain Roß und den sechsten Welttheil vorerst ad acta legen und der Ohrfeige und einem Angriff auf den Polizeipräfecten die noch übrigen Spalten ein-

räumen. Was geht Frankreich ein neuer Welttheil und Capitain Roß an? Die Ohrfeige liegt den Intereſſen dieſes Landes weit näher. Würden indeß dieſe Intereſſen durch eine auswärtige Nachricht berührt, ſo möchten ſich die Verhältniſſe bald anders geſtalten. Z. B. man erhielte eine Depeſche: Wien ſey von einem Erdbeben verſchlungen worden; hier würde Wien den Vorzug vor der Ohrfeige erhalten, weil die Börſen-Speculanten öſterreichiſche Metalliques, oder andere Papiere durch einen ſolchen Unfall einbüßen könnten.

Wenn man alſo von der deutſchen Revolution, ſo weit dieſelbe nach Frankreich ausgewandert iſt, fürchtete, ſie würde in der franzöſiſchen Journaliſtik einen Anhalt zu Schmähungen gegen Deutſchland finden, ſo waren ſolche Beſorgniſſe durchaus ohne Grund; denn die Redactionen franzöſiſcher Blätter werden ſich auf deutſche Zuſtände nur inſofern einlaſſen, als ſie dieſelben zu beſtimmten Zwecken benutzen können, wie ſolches z. B. von Herrn Mauguin (ſiehe das achtzehnte Kapitel) mit den alten-

burgiſchen Ständen geſchah; zu einem Organ deutſcher Intereſſen können ſie ſich nie hergeben. Und dann, macht man ihnen Mittheilungen, ſo muß man ſich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben, ſie verſtehen es meiſterhaft, unſere Correſpondenzen ſo umzuarbeiten, daß wir ſie nicht wieder erkennen. Wenn es ihren Zwecken entſpricht, ſo ſtellen ſie das, was früher auf den Füßen ſtand, auf den Kopf, ſie machen weiß zu ſchwarz, gerade zu ungerade, und wenn wir Einwendungen machen, ſo entgegnet man uns: „Wir befinden uns in Frankreich und nicht in Deutſchland, ſo, wie Sie die Sachen geſchildert haben, intereſſiren ſie hier keine Seele, man muß ſie zubereiten.“

Dieſe Zubereitung findet aber ſtets nach derſelben Maxime und in derſelben Weiſe Statt, man legt ihr, wie Allem, die Partheipolitik zum Grunde. Die Partheipolitik aber erſtreckt ſich ſo gut auf Perſonen, wie auf Begebenheiten und die lezteren werden nicht einmal immer aus dem Geſichtspunkte von Principien, ſondern eben ſo ſehr aus dem perſönlicher Ver-

hältniſſe beurtheilt. Kein anderes Wörtchen, als was dem Syſteme der Redaction zuſagt, kann darüber in's Publicum dringen, man hat hier nicht im Geringſten die Wahrheit, ſondern nur die Tendenzen des Journals und diejenigen Perſonen zu berückſichtigen, die in intimen Beziehungen zu demſelben ſtehen. Dieſer Umſtand hat denn auch die Folge, daß die meiſten auswärtigen Correſpondenten franzöſiſcher Journale ſich bemühen, ihre Artikel nach dem Geiſte des Journals zu redigiren, oder ſie geben auch binnen Kurzem ihre Mittheilungen auf, da ſie dieſelben, wie ſie abgedruckt werden, weder vertreten mögen, noch vertreten können. Deutſche Correſpondenten würden z. B. durch die harmloſeſten Artikel, die ſie der franzöſiſchen Oppoſitions-Preſſe übergeben, vor deutſchen Gerichten in revolutionaire Tendenzen verwickelt werden können; denn wie ſollten ſie ihre Unſchuld an dieſer Umgeſtaltung ihrer Artikel darthun?

Das Schlimmſte dabei iſt, daß gewiſſe auswärtige Zuſtände mehr oder weniger von allen

französischen Journalen Jahre lang im falschen Lichte betrachtet werden, so daß solche Ansichten, nach Art eines Gewohnheitsrechts, zu voller Rechtskraft gelangen und selbst das Urtheil der Geschichte zu bestimmen drohen, wenigstens der Geschichte, die inmitten der Ereignisse geschrieben wird. Die Anmaßung der Redactionen ist dabei so groß, daß es sie auf's Tiefste verletzt, wenn man ihnen zu verstehen gibt, die Verhältnisse Griechenlands, Spaniens, Portugals u. s. w. seyen anders, als sie dieselben geschildert; denn in der auswärtigen Politik trauen sie sich gerade die meisten Kenntnisse zu. Sind auch ihre persönlichen, oder Parthei-Interessen nicht dabei betheiligt, so werden sie sich doch schon aus Stolz nie zu einem Widerruf verstehen. Berichtigt man sie privatim, so wird man nicht selten die Antwort bekommen, wenn ihre Mitarbeiter und Correspondenten sich auch geirrt hätten, so könnten sie sich selbst doch kein Dementi geben; da die französischen Angelegenheiten bis jetzt einmal von diesem Gesichtspunkte aus vorgetragen seyen, so müsse man auch in

demſelben Sinne wenigſtens eine Zeitlang fortfahren.

Aus denſelben Gründen ſind häufig dieſe ſtolzen und ſich dem ganzen Auslande gegenüber unabhängig wähnenden Männer die Werkzeuge eben jener Tendenzen, die ſie ſonſt in jeder Spalte bekämpfen. Ununterrichtet, wie ſie ſind, geben ſie ſich bald denen hin, die ſich als Eingeweihte in auswärtige Verhältniſſe beweiſen und die ſolcherweiſe in franzöſiſchen Journalen Anſichten und Urtheile über das Ausland aufſtellen, die ganz und gar den Gegnern eben jener Redactionen conveniren. Natürlich werden ſolche Mitarbeiter Franzoſen ſeyn müſſen, aber die auswärtigen Cabinette verſtehen ſich ſehr gut darauf, aus der „großen Nation" ſelbſt ihre Bannerträger herauszuſuchen. Nicht ohne Motiv von Außen hat die franzöſiſche Oppoſitions-Preſſe in Griechenland Capo d'Iſtria unterſtützt und der baieriſchen Dynaſtie ſo lange Widerpart gehalten. Sie bedachte es nicht, daß alle Verlegenheiten, die ſie der griechiſchen Regierung bereite, nur jener Macht zu Statten

kämen, die im Orient so große Fortschritte macht.

Von allen diesen Ausstellungen ist die ministerielle Presse durchaus nicht ausgenommen. Auch sie berücksichtigt so wenig das Ausland, wie die Cultur und die materielle Existenz des Inlandes. Sie hat mit der legitimistischen und radicalen Opposition genug zu schaffen und tägliche Angriffe Beider zurückzuweisen, sie kann nicht zur Besinnung und zu einem ruhigen Standpunkte gelangen. In Betreff des Auslandes verlangen die Minister natürlich eine Beurtheilung der auswärtigen Ereignisse, die ihrem Systeme gemäß ist, und die Redactionen selbst tragen keine Sorge für thatsächlichen Stoff des Auslandes. Sie werden das Letztere nur in so weit berücksichtigen, als sich irgend eine vorübergehende Collision mit demselben ergibt, oder wenn sie angehalten werden, durch bestimmte Artikel auf dasselbe diplomatisch einzuwirken. Diese Fälle, und allenfalls jener, daß man der öffentlichen Meinung in Frankreich eine bestimmte, der Regierung ersprießliche Richtung

durch auswärtige Mittheilungen zu geben ſucht, ſind die einzigen, welche dem Auslande einen Platz in den Spalten der miniſteriellen Preſſe gewähren. Eine wahre Darſtellung der Thatſachen findet in den miniſteriellen Journalen eben ſo wenig Statt, wie in denen der Oppoſition.

Eben weil die politiſch-periodiſche Preſſe nicht im Geringſten bemüht iſt, die Regierung und das Land über auswärtige Verhältniſſe aufzuklären, ſondern vielmehr nur dazu beiträgt, die Begriffe darüber noch mehr zu verwirren, ſo ergeben ſich meiſtentheils, im Falle wirklicher Colliſionen, die lächerlichſten Reſultate, man macht dann häufig Anſprüche geltend, die ſich nie und nimmer begründen laſſen. Die Verwirrungen mit der Schweiz, wozu Conſeil Veranlaſſung gab, löſte man z. B. mit dem Schwerdte Alexanders und nach dem Rechte des Stärkeren, und als Polen die Oppoſition zu einer Interventionsfrage veranlaßte, rieth Herr Mauguin, eine franzöſiſche Armee in Polangen landen zu laſſen. Aber Polangen in Lit-

thauen liegt nicht unmittelbar an der Oſtſee, von dort läuft vielmehr nur eine ſchmale Erdzunge in dieſelbe aus, eine Erdzunge, die bequem zwei bis drei Mann Raum zur Landung gewährt. Das war freilich kein politiſcher Irrthum, aber am Ende bedarf die Politik doch auch geographiſcher Kenntniſſe. Mit einem Worte, die Irrthümer und Einfältigkeiten der franzöſiſchen Preſſe in ſolchen Fällen ſind zur Genüge bekannt.

Wie ganz anders verfahren dagegen die engliſchen Journale, die, wenn irgend eine Colliſion mit einer auswärtigen Macht droht, ſelbſt die Koſten für Agenten und Emiſſaire anwenden, die ſie beſſer mit ihren Beobachtungen bedienen, als die Geſandten ſolches vermögen. Auf jene Agenten und Emiſſaire fußend, unterrichten ſie die Regierung in allen Beziehungen über Hülfsmittel, Pläne und Intriguen des Feindes, bis der wirkliche Ausbruch der Feindſeligkeiten ſolche Communicationen ins Stocken bringt. Selten, ſehr ſelten laſſen die franzöſiſchen Journale einen ihrer Redacteurs reiſen

und wenn man ſich dazu verſteht, ſo wird doch das Ausland nach den Partheianſichten beſchnitten werden, die ruhige und vorurtheilsfreie Beobachtung geht den Franzoſen ganz ab. Am Ende fehlt ihnen auch die nöthige Sprachkenntniß, ſie ſprechen nicht deutſch, nicht engliſch, nicht ruſſiſch, ſie geben ſich auch nicht Mühe, es zu lernen. Wie einſeitig z. B. und wie ſehr von der Parthei befangen ſind die Berichte Marraſts, der übrigens nicht aus freiem Antrieb England zu ſeinem Domicil wählte, ſondern es nur mit St. Pélagie vertauſchte.

Ich ſagte oben, auch die inneren Verhältniſſe würden von der Journaliſtik nur in ſo weit berückſichtigt, als ſie die allgemeine Regierungspolitik, die Kammern, die Perſönlichkeiten des Hofes und der Miniſter, die Intriguen der Tuilerieen und der Salons zum Gegenſtand hätten. Ihr bleibt kein Raum für die eigentliche Verwaltung, die Erziehung, die Intereſſen der Agricultur, des Handels, der Induſtrie und Gewerbe; am Ende hat ſie auch nur geringe Kenntniſſe von dieſen Dingen. Kom-

men sie zur Sprache, so wird es eben nur gelegentlich seyn, wenn es dem Ministerium gefällt, eine allgemeine Maßregel vorzuschlagen, um dem Volk und den Partheien eine Art von Diversion zu gewähren. Hier bekrittelt man wieder Alles von dem Gesichtspunkte der Parthei aus, ohne den Gegenständen irgend einiges Studium zur eigenen Aufklärung zu widmen; man läßt sich nicht einmal Zeit, Materialien und Notizen einzusammeln. So wird man es gewiß merkwürdig finden, daß bei mehr als vierhundert Journalen im Lande der Handelsminister sich genöthigt sah, alle Handelstribunäle und großen Fabrikanten um ihre individuelle Meinung wegen einer beabsichtigten Zollveränderung zu Rathe zu ziehen. Das war eine sehr weitläuftige und kostspielige Procedur und man erhielt ein Gemisch der persönlichsten Rücksichten und Interessen als Auskunft. Die Gegner der Preßfreiheit werden solche Dinge wieder für sich anwenden können, aber sie liegen durchaus nicht an der freien Presse, sondern vielmehr lediglich an der eigenthümlichen

und leichtſinnigen Richtung der franzöſiſchen Journaliſtik. In England würde die periodiſche Preſſe die Regierung weit beſſer in ſolchen Verhältniſſen bedienen, und in Deutſchland würden ſich noch erſprießlichere Reſultate ergeben, hätte man keine Cenſur-Rückſichten zu nehmen.

Es iſt gewiß, daß die deutſche Preſſe, ſelbſt bei dem Zwange, unter welchem ſie ſteht, in dieſer Hinſicht die franzöſiſche weit hinter ſich läßt. Wir haben unzählige Zeitſchriften, die ſich mit der materiellen Wohlfahrt des Volkes nicht nur, ſondern auch mit der Bildung desſelben befaſſen, mit der Intelligenz und Aufklärung auf dem platten Lande ſo gut, wie mit dem Fortſchritt der Städte. Was würden ſolche Organe ohne Rückſichten wirken können; was würden ſie wirken können, wär' es ihnen vergönnt, die perſönlichen Rechte, die perſönliche Wohlfahrt Einzelner aus dem Volke in Schutz zu nehmen, und, ohne Cenſur, öffentliche Vorſchläge für Verbeſſerungen in jedem Zweige des Lebens zu machen. Die Dorfzeitung, der Baieriſche Landbote, die Allgemeinen

Anzeigen, das Kölnische Handels-Organ sind Zeitschriften, die wir in Frankreich vergebens suchen. Und gibt es nicht fast in jeder Stadt Deutschlands ähnliche Institute, die ihren Zweck erfüllen?

Das französische Preßgesetz trägt übrigens nicht wenig zu jener einseitigen Richtung der Journale bei. Das Parthei-Interesse setzt sich zwar über die unverhältnißmäßigen Kosten, die man der periodischen Presse in den Weg gelegt hat, hinweg, es läßt sich so wenig durch die Caution von 100,000 Francs, wie durch die Geldstrafen von der Verfolgung seiner Tendenzen abhalten, aber wenn diese erfüllt sind, so wird es zunächst mercantilische Zwecke verfolgen und die pecuniäre Befestigung vor Augen haben. Jetzt werden die Actionairs berücksichtigt. Ihre und ihrer Freunde Privat-Interessen erhalten den Vorzug vor allen übrigen, und bleibt noch Raum für andere Dinge übrig, so verkauft man ihn.

Aus diesem Allen möchte folgendes Urtheil über den Zustand der periodischen Presse in

Frankreich folgen: der verderbliche Monopolismus jener verhindert jede Idee, jedes Interesse, jede Bestrebung, jeden Zustand, die nicht mit den Ansichten und Tendenzen der Partheien correspondiren; statt die Denkweise und Verhältnisse Frankreichs wenigstens treulich zu reflectiren, dringt sie vielmehr dem Lande ihre individuellen Meinungen und Grundsätze und nur diejenigen Thatsachen auf, deren Mittheilung ihr von der Parthei gestattet ist. Die periodische Presse in Frankreich tritt aller selbstständigen Entwickelung des Volks entgegen, sie drückt dieselbe gewaltsam nieder, und wenn sie eine Macht ist, so gleicht sie jener Büchse, die Jupiter, wegen des dem Himmel geraubten Feuers, der Menschheit sandte. Wenn die freie Presse dieses Feuer ist, so ist die französische Journalistik die Pandora, die nirgends anders Erhörung finden wird, als bei dem Leichtsinne eines Epimetheus. Dieser Epimetheus ist das französische Volk und vor allen anderen Franzosen der Pariser.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Der Stand der franzöſiſchen Literatur im Allgemeinen. — Der fragmentariſche Charakter derſelben. — Die Stellung der franzöſiſchen Literatur in der Hauptſtadt. — Das franzöſiſche Publicum der Literatur gegenüber. — Der Styl. — Der franzöſiſche und deutſche Roman. — Einheit des Gegenſtandes bei jenem. — Shakeſpeare in Paris und Frankreich.

Das Perpetuum mobile Frankreichs, die Hauptſtadt, muß natürlich auch die literariſchen Zuſtände Frankreichs beſtimmen. Werke von langem Athem, Werke, aus denen eine große, gewaltige, das ganze Leben eines Schriftſtellers durchziehende und in Anſpruch nehmende Idee ſpricht, Werke, die vollendeten, oder oft unvollendeten Domen gleichen, weil der Geiſt des

Schriftſtellers größer war, als die Spanne Zeit, die ihm hienieden vergönnt wurde, waren von jeher in der franzöſiſchen Literatur ſelten. Seitdem der Journalismus ſo ſehr um ſich gegriffen hat, ſind ſie beinahe eine Unmöglichkeit geworden, und man kann den Grundcharakter der franzöſiſchen Literatur eben in der Zerſtückelung ſuchen.

Wollte ich Rückblicke thun, ſo möchte ich Montaigne als den ächten Typus eines franzöſiſchen Schöngeiſtes bezeichnen, als ein Muſter der franzöſiſchen Arbeitsweiſe. Montaigne liebte Paris bis auf den Gaſſenkoth. Wenn die neueren Schriftſteller auch nicht ſo weit gehen, ſie werden ſich dennoch nie von Paris emancipiren können. Und Paris eignet ſich nicht zu anhaltenden, tiefen Forſchungen, es wirft uns täglich und nächtlich ſo viel Eindrücke entgegen, daß wir uns unmöglich ruhig auf uns und unſere Gedanken zurückziehen können. So fragmentariſch wie das Leben iſt, eben ſo fragmentariſch iſt auch die franzöſiſche Literatur. Hier verarbeitet man die Zeiten, die Ereigniſſe, die

Perſonen, die geſellſchaftlichen Zuſtände, mit einem Worte alle Eindrücke des Tages, aber man wird ſich auf ſolche Weiſe zu keinem großen organiſchen und von einer Grund-Idee beherrſchten Ganzen bewogen fühlen. So glaube ich immerhin, daß Hegel, hätte er in Paris gelebt, nie zu ſeinem Syſteme der Philoſophie gelangt ſeyn würde. Dagegen würden Rouſſeau, Voltaire und die Encyklopädiſten nie in Berlin, ſelbſt unter Friedrich dem Großen nicht, geboren ſeyn. So wirken die örtlichen Verhältniſſe auf unſere Anſicht der Dinge ein.

Der Deutſche lebt, um zu arbeiten, zu denken, zu ſchaffen, uns wird es von Jugend an gelehrt, das „Leben ſey der Güter höchſtes nicht;" wir kommen in den Himmel, der Franzoſe dagegen lebt, um zu leben und zu genießen. Auf dieſen Zweck iſt auch ſeine Literatur von Voltaire bis Victor Hugo gerichtet. Dazu iſt in dieſem Augenblick der überwiegende Materialismus gekommen. „La littérature? — C'est une question d'argent." — Ich habe die Beziehungen der franzöſiſchen Literatur zu der

Geld-Ariſtokratie bereits in meinem „Börne, als Charakter und in der Literatur" auseinander geſetzt; hier will ich nur ihre Poſition in der Hauptſtadt beſchreiben.

Eigentlich hat die Literatur in der Hauptſtadt gar keine Poſition, ſie iſt vielmehr in einer ewigen Bewegung; denn ſie bringt nur den Winter daſelbſt zu, und der Winter in Paris iſt nicht, wie der in Deutſchland, die Zeit des Studiums, ſondern des Genuſſes. Sehen wir uns die vier und zwanzig Stunden, welche dem Schriftſteller zu Gebote ſtehen, etwas näher an. Um ſechs Uhr Abends dinirt er; bis neun Uhr verdaut er einigermaßen ſein Diner im eintönigen, halbſchläferigen Geſpräch am Kamin des Speiſeſaals; dann begibt er ſich, hat ihn nicht früher die Stunde der großen Oper und des théâtre français abgerufen, in literariſche, oder politiſche Salons; um Mitternacht, oder gar um zwei Uhr Morgens kehrt er nach Haus zurück; um zehn oder eilf Uhr Morgens ſteht er auf, wenn er es nicht vorzieht, im Bette zu bleiben, um dort zu arbei-

ten; jetzt ſammelt er ſich ein wenig, macht Toilette und geht zum Déjeûné; um ein Uhr beginnt er ſeine Arbeiten; ein Feuilleton, einige Späße für den Corsaire, ein Theater-Artikel, Notizen für die Revue de Paris, alle dieſe Dinge werden bis drei Uhr vollendet ſeyn; um dieſe Stunde kommen Freunde, oder er trägt ſeine Arbeiten ſelbſt auf das Bureau des Journals, plaudert mit den Redacteurs und hört das Neueſte aus der politiſchen, literariſchen und geſellſchaftlichen Chronique scandaleuse mit an; dieſe Unterhaltung führt ihn allmählig zu dem Anfangspunkte ſeines Kreislaufes, dem Diner, zurück. — Eine ſolche Lebensweiſe zwingt die Autoren, im Winter nur „Artikel" zu ſchreiben. Es iſt ein Leben im Galopp, wo man die Betrachtung unmöglich lange bei einem Gegenſtande verweilen laſſen kann, Ideen und Zuſtände drängen ſich, ſelbſt das, was ſtillſteht, ſcheint zu fliegen, wie Ufer, wenn der Wind in die vollen Segel des Schiffes bläſt.

Schon ein deutſcher Ofen und ein franzöſiſcher Kamin ſind zwei Gegenſätze, die beide auf

die Literatur influiren. Der deutſche Ofen hat eine Tiefe, die dem franzöſiſchen Kamin ganz abgeht. Der deutſche Ofen iſt beſtändig und ernſt: hat er einmal Wärme gefangen, ſo wird er ſich nicht in den nächſten Minuten wieder abkühlen, und wollen wir uns ihm zutraulich nahen, ſo können wir uns die Finger an ihm verbrennen, wir empfinden und genießen ihn am beſten aus der Ferne, wir können nicht in ſeiner Nähe träumen, aber wir können in gehöriger Weite von ihm lange und anhaltend arbeiten, ſein Feuer ſtört uns nicht in unſeren Ideen. Die deutſche Literatur wird ſtets daran erinnern, daß ſie hinter dem Ofen geſchrieben iſt. Der franzöſiſche Kamin dagegen iſt oberflächlich und heiter: er fängt nie Wärme, er gibt deren keine aus; wir müſſen zu ihm heran, wollen wir den in ihm lodernden Feuerbrand genießen. Aber dieſer Feuerbrand eignet ſich auch in der Nähe nicht zu Ideen, oder gar zu einer großen, weltumfaſſenden Idee. Jeden Augenblick droht er, zu erlöſchen, wenn wir ihm nicht nachſchüren, dieſe aufwirbelnden Flammen

bilden ſtets neue Geſtalten, wir ſtarren hinein — wir träumen feuchte Gefühle. Vorn ſind wir warm, hinten ſind wir eiskalt. Wenn wir vor dieſem Kamin etwas ſchreiben wollen, ſo werden es wieder nur „Artikel" ſeyn können.

Doch Scherz bei Seite, der fragmentariſche Charakter der franzöſiſchen Literatur liegt, wie ich ſchon oben angedeutet, tiefer, er liegt an der Zeit und an den Ereigniſſen, er liegt an der Unbeſtändigkeit der Franzoſen theilweiſe, aber auch eben ſo ſehr an ihrer Thatkraft. Seit der erſten franzöſiſchen Revolution iſt das Studium und die todte Intelligenz ſehr in den Hintergrund getreten, die Literatur hat ſich in Parallele mit dem Leben gehalten, ſie iſt eben ſo ſchnellfüßig geworden, wie die Zeit. Paris ſorgt dafür, daß ſie nicht zur Beſinnung komme. Wer ein großes, einheitdurchdrungenes Werk ſchreibt, kann kaum auf Leſer rechnen. Wer in Paris wird etwas Anderes leſen, als Fragmente? Man hat keine Zeit dazu.

In Zeiten des Ueberganges mag dieſe Weiſe der Literatur ſogar ihr Gutes haben, hier ſchreibt

man beſſer Thaten, als Bücher. In Zeiten der Ruhe aber, in Zeiten des Friedens, der Wiſſenſchaft und der Cultur, mit einem Worte, in Zeiten des poſitiven Fortſchritts, im Gegenſatz zu dem negativen der Revolution, hat eine ſolche Dispoſition in einem ganzen Volke ihr ſehr Gefährliches. Es wird ſich am Ende, kommen ihm die äußeren Verhältniſſe zu Statten, ganz und gar großer Gedanken und Empfindungen entwöhnen, es wird ſich in die kleinlichſten Détails zerſplittern, die Literatur wird von jenen Höhen, wo ihr der Fernblick freiſteht, in die Verhältniſſe und ſogar in den Gaſſenkoth herabſteigen. Faſt alle Dramen Victor Hugo's ſind H...., mit dem Feigenblatte der Poeſie geſchmückt. Und dennoch ruft er den dramatiſchen Dichtern zu: „Koppelt nicht die Leidenſchaften eines Tages um Euer unſterbliches Werk.“ Was iſt denn das Moment der Hugo'ſchen Dramen, wenn es nicht die Leidenſchaften eines Tages ſind? Die franzöſiſche Literatur iſt ſelbſt über ihre Tendenzen irre, und dieſe Verwirrung wird binnen Kurzem ihren Verfall be-

zeichnen müſſen. Victor Hugo wird immer nur von ſeinen „unſterblichen Werken“ ſprechen, und in der That, die Form möchte dafür genügen, aber die Grund-Idee, wo iſt ſie? Das ſind nur Reflexe der Pariſer Zuſtände, jener ſocialen Zerriſſenheit, die von dem Materialismus ausgeht. Victor Hugo nennt ſeine Tendenzen ſehr bequem die „Hingebung an die rein menſchlichen Leidenſchaften,“, aber die Thier-Seite des Menſchen iſt kein Vorwurf für ein Drama, noch weniger für eine Tragödie. Wo bleibt hier die Erhebung? Ja, wo iſt hier die Furcht im edleren Sinne, wo iſt hier das Mitleid, die zunächſt den Wendepunkt der Tragödie bilden ſollen? Das Laſter kann man verachten, verabſcheuen, aber eine Furcht kann nur durch Theilnahme und Liebe erregt werden. Wo iſt Etwas in den Dramen Hugo's, was zur Liebe, zur Theilnahme anregen möchte? Dieſe Dramen ſind offenbar nur die Auflöſung eines Genies, das in der „Nôtre Dame de Paris“ an die Unſterblichkeit reichte.

Ich faßte in dem Vorſtehenden vorzugsweiſe

die Schriftſteller ins Auge; betrachten wir jetzt das Publicum. Es ſteht unter denſelben Einflüſſen, wie jene. Man will die Literatur in der Crême, in nuce genießen, man verlangt unausgeführte Ideen, neue Einfälle, Ueberſichten über wiſſenſchaftliche, politiſche und künſtleriſche Zuſtände. Will der Schriftſteller größere Werke ſchreiben, ſo wird er nur im Sommer auf dem Lande dazu gelangen können. Will das Publicum größere Werke leſen, ſo wird es gleichfalls nur dort Zeit dazu haben. Ob es auch Luſt dazu hat, das iſt eine andere Frage; denn der Impuls, welchen Paris gibt, verfliegt nicht ſobald, die Eindrücke von dort tönen auch noch jenſeits der Barrièren zu unſeren Ohren. Schriftſteller und Publicum können ſich ihrer nicht plötzlich entäußern und zu einem Uebergange iſt keine Zeit. Wer ſich, aus Paris kommend, in den erſten Monaten nach ſeiner Abreiſe zu Studien entſchließen kann, dem muß das Leben ſehr fern liegen. Auf dem Lande entſtehen die Novellen und Romane Balzacs, Souliers, George Sands und Anderer. Aber was ſind ſie weiter,

als Abdrücke der Pariser Zustände? Diese leichte, flüchtige Muse wird uns mehr unterhalten, als erheben, sie kann uns zum Nachdenken auffordern, aber es ist durchaus nicht nothwendig, daß wir Betrachtungen an sie knüpfen.

Wie die Dinge jetzt stehen, so hat die französische Literatur durchaus keine Zukunft, um so weniger, da Poesie und Kunst auch in den äußeren Verhältnissen keine Anlehnung finden. Das Juste-milieu bietet ihnen freilich Geld, aber keinen Stoff; die Republik ist ihnen zu roh und einseitig; die Legitimität allein würde ihnen zusagen, wenn nicht alle Poesie und Kunst in Frankreich wieder von dem politischen Gesichtspunkte aus beurtheilt würde. Wenn sich ein Dichter mit der neuesten Zeit und an der Hand derselben zum Parnaß emporschwang, so war es Béranger, die anderen haben sich noch mit ihr abzufinden und können leicht an ihr zu Grunde gehen. Aber Béranger erhebt sich auch nicht über die chanson und wird sogar den großartigsten Stoff der neuesten Geschichte, den Kaiser, in diese Volksform zwingen.

Werden wir plötzlich inmitten der franzöſiſchen Literatur, wie ſie ſich in dieſem Augenblick entfaltet, verſetzt, kommen wir z. B. in Paris an, wo ſie ihren Mittelpunkt hat, ſo werden wir ſofort bemerken, daß hier eine Fülle von Geiſt, Empfindung, Witz, Phantaſie und Scharfſinn an Dinge verſchwendet iſt, die man nur zu den Eintagsfliegen der Literatur zählen kann. Das Publicum verlangt eine Lecture des Alltäglichen, jeden Augenblick uns Anfliegenden, bei deſſen Darſtellung man nach Belieben einhalten und den Gang der darüber angeſtellten Betrachtungen endigen kann. Leicht, flüchtig, hingeworfen muß Alles ſeyn, was intereſſiren ſoll. Selbſt die Wiſſenſchaft leidet unter dieſer Manie der Zerſtückelung. Journale und Pfennig-Magazine jeder Art haben ſich aller Theile derſelben bemächtigt, ohne ſie populärer zu machen; denn die Abonnenten dieſer Zeitſchriften gehören größtentheils den höheren Ständen an, für welche einige Wiſſenſchaft und Kunſt ein Toiletten- und Luxus-Artikel iſt; ſie ſind nicht weit verbreitet, ſondern dicht, indem die Geld-

Ariſtokratie in ihren entfernteſten Verzweigungen zu funfzig, bis ſechszig tauſend Abonnenten hinreicht. Man hat dieſe Unternehmungen in Deutſchland nachgeahmt, aber mit weit geringerem Erfolge, indem der Speculation diesſeits des Rheins eine Hauptſtadt wie Paris fehlte und die Wiſſenſchaft daſelbſt auf zu gutem Grunde beruht, als daß ſie jemals Antheil an derſelben hätte nehmen ſollen. Die Wiſſenſchaft in Deutſchland aber hat eine ſo ſelbſtſtändige Stellung, daß man, ohne ihre directe Mitwirkung, ſich nie in ihre Angelegenheiten einmiſchen darf. Der Unterricht und das Schulweſen ſind Organe der Wiſſenſchaft, die in Frankreich gar nicht vorhanden ſind; ſie werden in Deutſchland das erſte Hinderniß gegen eine Zerſtückelung der Literatur ſeyn. Das zweite Hinderniß iſt freilich ſehr negativer Art, ich meine die Cenſur. Dieſe verhindert die Ausdehnung der Journaliſtik und folglich auch die fragmentariſche Weiſe der Literatur, und man könnte ſie in dieſem Falle ein ſchlechtes Mittel zu einem guten Zwecke nennen, wenn überhaupt der Grund-

ſatz Criſpins für haltbar zu erachten wäre und wenn man auch nicht überzeugt ſeyn müßte, daß die freie Preſſe in Deutſchland gerade am wenigſten zu Ausſchweifungen Veranlaſſung geben würde. Wir ſind ſo vortrefflich cultivirt, daß uns die Civiliſation ohne Nachtheil in die Hände gegeben werden darf.

Natürlich haben alle dieſe Dinge auch auf den Styl bedeutend influirt. Den Geſchmack müſſen wir Deutſche den Franzoſen zugeſtehen; der Geſchmack kömmt aus dem Leben, an welches ſich die franzöſiſche Literatur lehnt. Nicht nur die Pariſer Modejournale dienen uns in dieſer Hinſicht, ſondern auch die Literatur. Die Breite und Ausführlichkeit der deutſchen Schreibweiſe iſt wirklich im Begriff, dem klaren, conciſen, prägnanten, überſichtlichen, epigrammatiſchen und meiſtens auch ſchlagenden Styl der franzöſiſchen Literatur das Feld zu räumen. Und mit dem Verluſt jener Breite und Ausführlichkeit werden wir auch bald zu einem anderen Genre des Romans und der Novelle gelangen, zu einem friſcheren und treueren Grundton, der

dem Leben entnommen iſt. Ich weiß es, man begünſtigt in keinerlei Weiſe dieſe neue Form, die allenthalben eindringt, ſelbſt in die Kritik, aber ſie wird von Oben herab nicht zu beſeitigen ſeyn; denn außer daß ſie eine geſchmackvolle Form iſt, hat ſie auch das Leben für ſich, ſie correſpondirt mit der Zeit, der jene ſchwerfälligen Perioden mit unzähligen Zwiſchenſätzen in ihrem Fluge nicht folgen können. Die franzöſiſche Form wird in Deutſchland Bürgerrecht erlangen und vielleicht wird ſie wenigſtens die ſchönwiſſenſchaftliche Literatur zuerſt aus dem Unterthanenverbande retten. Ich brauche den Unterſchied zwiſchen Bürger und Unterthan nicht anzugeben, um darzuthun, daß jene Form des Lebens die Literatur zum Fortſchritt aus dem Studierzimmer zwingen wird und zu einer Selbſtſtändigkeit, die ſich ſogar über die Cenſur hinwegſetzen kann.

Man wird die bisherigen Unterſcheidungs-Merkmale des deutſchen und franzöſiſchen Romans in der breiten pſychologiſchen Entwickelung und in den ewigen moraliſchen Hindeutungen

und Untersuchungen bei jenem, bei diesem aber in dem Gedränge der Thatsachen und den Erlebnissen zu suchen haben. Wir Deutsche verlangten bis jetzt von einem Buche, daß es uns nicht zu Gedanken anrege, sondern daß es uns Gedanken und fertige Resultate bringe. Unsere Romane und Novellen mußten auf dem Kirchhofe, oder im Brautbette endigen, eine Perspective mit Ungewißheiten und Vermuthungen sagte uns nicht zu. Und nun gar Verwickelungen, die allenfalls das Leben und die Kunst heiligten, aber nicht der Katechismus und die zehn Gebote, oder das preußische Landrecht, wie fern liegen sie uns! Ganz andere Gestaltungen des Romans machten sich bekanntlich bereits in der neuesten Zeit geltend, nur mit dem Unterschiede, daß der französische Roman nur durchaus auf der Oberfläche des Tages spielt, während unsere moderne Literatur sich überall gern tieferen Beziehungen hingibt. Wir werden nie in das Extrem der Franzosen verfallen, die selbst dem Homer ihren Enthusiasmus versagen, weil ihnen die beschreibenden und schmückenden Beiwör-

ter des allerdings breiteſten Dichters zuwider ſind.

Der Franzoſe hat das Bedürfniß, nicht der Einheit der Idee, ſondern vielmehr der Einheit des Gegenſtandes; er will nur eine Seelenfähigkeit; nur ein Gefühl durch den Roman angeregt haben. Nie wird er gern aus einer Empfindung in die andere übergehen, vom Ernſten zum Komiſchen, aus dem Pathos zum bürgerlichen Leben und ſelbſt zur Satyre. Aus dieſem Grunde liegt ſogar Shakeſpeare den Franzoſen fern, und was auch Victor Hugo und Caſimir Delavigne verſucht haben, den Spaß in die Tragödie zu miſchen, man hat ihre Bemühungen immer mit Mißbilligung aufgenommen. Ich beziehe mich hier nur auf den „Don Juan d'Autriche“ des letzteren Dichters. Der Verfaſſer hatte nach der Weiſe Shakeſpeare's, der den „Juden von Venedig,“ vielleicht nur aus Vorurtheil, weil er in dem greiſen Knecht Israels keinen Vorwurf für die Tragödie erblicken mochte, zum Luſtſpiel ſtempelte, ſeine Dichtung „comédie“ benannt, ſtatt „drame.“ Ich weiß

nicht, weshalb, aber wenn es wegen jenes Spa-
ßes geſchah, der in einer ernſten Scene aller-
dings ſtörend und höchſt überflüſſig erſchien, ſo
hätte er beſſer es nicht gethan. Man nahm
das Stück zwar ſehr beifällig auf, aber ſelbſt
in den letzten Vorſtellungen, die, wenn ich nicht
irre, nahe an die Zahl hundert grenzten, er-
hob ſich bei jener Stelle daſſelbe mißbilligende
Gemurmel im Publicum, wie, als das Stück
zum Erſtenmale gegeben wurde. Aus demſelben
Grunde wird Jean Paul bei den Franzoſen nie
Anklang finden. Spazier, der Neffe des gro-
ßen Dichters, hatte weislich für die „Revue
du Nord“ nur die kleineren, einheitlichen, ſa-
tyriſchen Aufſätze gewählt; die Uebertragung des
„Titan“ nennt er ſelbſt einen entſetzlichen Mißgriff. Börne, der ebenfalls Ernſt und Satyre miſchte, wurde nur wegen ſeiner ſtreng politiſchen Tendenzen von einem kleinen Theil der franzöſiſchen Literatur, der ſich auf einem univerſelleren Standpunkte befand, berückſichtigt, und Heine mußte florentiniſche Nächte ſchreiben, um das Augenmerk der Franzoſen auf

ſeine Schriften zu richten. Trotz aller Zeitungs-Nachrichten und Ueberſetzungen ſeiner Werke hat er ſich noch keine Stellung in Paris verſchaffen können. Viel, ſehr viel mag dazu eben auch die bunte Weiſe ſeiner Darſtellung beitragen, die keinen Anſtand nehmen wird, den „ſchwarzen Ungehängten“ und den Kaiſer in einen und denſelben Rahmen zu faſſen und die in einem Athem von Thränen zum Lachen übergeht.

Brüssel und Paris

von

Eduard Beurmann.

Dritter Band.

Leipzig,
bei Theodor Fischer.
1838.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Dreißigſtes Kapitel.

Das Pantheon. — Die heilige Genoveva erhält durch Vermittelung der Marquiſe von Pompadour eine neue Kirche. — Bemerkungen über die großen Männer des Pantheons. — David entwüllt in ſeinen Basreliefs eine Symbolik des Ruhms. — Gros und die heilige Genoveva in der zweiten Kuppel. — Franzöſiſche Kunſt in Beziehungen zum Volke und die, welche, wie das Gemälde von Gros, iſolirt ſteht.

Die heilige Genoveva, die Schutz-Patronin von Paris, war in Betreff Ihres Hofhaltes äußerſt beſchränkt, ihre Kirche nahm eine ſehr untergeordnete Stelle unter den Pariſer Kirchen ein, und ſie mußte, wie ſo manche andere würdige Dame, die Vermittelung einer unwürdigen anſprechen. Ludwig XV. hielt wenig von heiligen Frauenzimmern, und wäre die Pompadour nicht geweſen, ſo hätte das „dankbare Vater-

land“ für „die großen Männer“ und unter Napoleon, für die kleinen Senatoren, nicht ein so bequemes Unterkommen gefunden. Nun bezweifle man noch, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, seitdem eine Heilige, eine Königshure und die Lotterie für die Revolution das Pantheon erbauten. Mit einem Worte, Feru, der Stiftsachwalter der Kirche, konnte es nicht über's Herz bringen, daß die heilige Genoveva in so schlechten Umständen lebte, er faßte — wie der nouveau conducteur de l'étranger à Paris sich noch im Jahre 1836 ausdrückte — den kühnen Entschluß, jener Schutzpatronin eine neue, stattliche Kirche zu bauen. Gewiß war Feru ein kühner Mann, denn — wie gesagt — die heilige Genoveva stand nicht im Kalender Ludwigs XV.; aber er war auch ein gescheidter Mann; denn er stellte dem Bruder der Pompadour, dem Intendanten der Gebäude vor, wie er sich durch den Bau eines neuen Tempels einen Namen erwerben könne, und Marigny willigte ein, Ludwig XV. aber billigte den Plan, so daß am Ende weiter nichts fehlte, als Geld

zum Bau. Feru wußte auch dafür Rath, indem er an jene Lotterie erinnerte, die im Jahre 1742 den Grund zu der église St. Sulpice gelegt hatte. Man griff daher zu einer zweiten Auflage derselben, und die heilige Genoveva gewann jährlich 400,000 Francs, so daß man bereits im Jahre 1757 mit dem Bau beginnen konnte, oder vielmehr mit dessen Vorbereitungen; denn man brachte bis zum Jahre 1764 damit zu, den Grund und Boden, der bis dahin höchst profanen Zwecken, nämlich einer Backsteinbrennerei, gedient hatte, für den kirchlichen Beruf umzustimmen, und sechzig Wasserbehälter und Ziehbrunnen zu beseitigen. Genug, erst am 6. September des Jahres 1764 legte Ludwig XV. den Grundstein zu jenem Gebäude, welches dazu bestimmt war, von der Revolution an die Stelle der alten Königsgruft von Saint-Dénis gesetzt zu werden, und welches sich länger in dieser Prärogative erhalten haben würde, hätte Napoleon, statt der Inschrift: „den großen Männern das dankbare Vaterland," die großen Männer gebrauchen können. Er aber hielt es

für gut, die Königsgräber wieder in integrum zu reſtituiren und ſich — dem einzigen großen Mann des Kaiſerreichs — in Saint-Dénis die künftige Ruheſtätte zu erwählen; wer mit ſeiner Erlaubniß außerdem noch groß war, mochte in den Sarkophagen des Pantheons von den Beſchwerden des Lebens ausruhen. Solchergeſtalt wurde die Tradition erhalten und die Sicherheit des Staats blieb ungefährdet; denn Napoleon konnte keinen Pantheismus gebrauchen, ſondern nur einen Gott und Halbgötter.

Das Pantheon iſt das ſchönſte Gebäude in Paris; ich wenigſtens wüßte kein anderes, das neben ſo viel Einfachheit ſo viel Glanz aufzuweiſen hat und ſo viel Zuſammenhang. Das mag uns tröſten, wenn der Inhalt des Pantheons deſto bunter, trüber und loſer iſt. Wo ſind die großen Männer des Pantheons? Voltaire und Rouſſeau fanden hier einen Platz, Andere wurde von Anderen verdrängt, weil was heute groß, morgen klein galt, und Lafayette verbat ſich ſogar die Ehre, hier beigeſetzt zu werden. Man ſollte aus dem Pantheon nur

ein Symbol machen, ein Kenotaphium des Ruhms höchstens, aber kein Mausoleum. Die Größe im Leben hängt stets von einigen Nullen mehr, oder weniger ab; wer will es wagen, nach diesem Maaßstab ihre Zukunft zu bestimmen? Als jene Nullen, die Marats Büste in das Pantheon trugen, von Marat abfielen, war es um den „großen Mann" geschehen. In der That, es ist nichts groß in diesem schwankenden und hinfälligen Leben, als der Gott im Menschen, und den mag man durch das Pantheon feiern, aber nicht durch die Gebeine im Pantheon. Oeffnet das Pantheon dem Volke und lasset einen Jeden aus ihm den hineintragen, der ihm der Größte dünkt, die Nachwelt wird die Stimmen sammeln und entscheiden; aber wir sind dann sicher, neben zwei großen Männern nicht einige Dutzend kleine zu finden. Und nun das „dankbare Vaterland." Was ist das Vaterland? Gewiß eine schöne Idee, ich gebe auch zu, ein Gefühl, wie die Liebe, von dem man nicht weiß, von wannen es kömmt und wohin es geht. Aber personificirt man das Vaterland,

ſo wird es uns damit gehen, wie mit Allem, was vom Himmel ſtammt und die Hand des Menſchen ſo wenig verträgt, wie die irdiſche Form; das Vaterland in dieſer Bedeutung iſt ohne Enthuſiasmus, es läßt ſich zu Allem gebrauchen, wozu man es gebrauchen will: es macht aus kleinen Senatoren „große Männer," wie es einſt aus despotiſchen Kaiſern Götter machte. Die Worte: aux grands hommes la patrie reconnaissante würden ſich beſſer als Motto, denn als Inſchrift ausnehmen, beſſer als Symbol, denn als Aushängeſchild. Jetzt hat David auf dem Frontespiz des Pantheons den Ruhm und die Größe des franzöſiſchen Volks von der Republik bis zu der neueſten Zeit ſo impoſant und umſtändlich veranſchaulicht, daß man bald erkennt, wie beide ſich auf ganz andere Dinge ſtützen, als auf die Sarkophage des Pantheons. David hat an die Stelle der traurigen Wirklichkeit in ſeinen Reliefs eine Symbolik des Ruhms geſetzt.

Ich halte es für überflüſſig, eine umſtändliche Beſchreibung deſſen zu geben, was alle

Welt aus den gewöhnlichen Wegweisern ersehen kann; nur so viel bemerke ich, daß die herrliche Kuppel oder vielmehr die herrlichen drei Kuppeln des Pantheons, dieses in der That majestätischen Gebäudes, mit keiner andern der neuesten Zeit verglichen werden können: sie überragt ganz Paris mit ihrer korinthischen Säulenhalle und derjenige, welcher auf der obersten Gallerie ihrer Laterne steht, befindet sich 500 Fuß über der Seine. Dabei kann man ohne halsbrechende Gefahr, ja höchst bequem den Gipfel erreichen, der Weg des Ruhms ist hier durchaus nicht steil. — Uebrigens soll das Pantheon, im Verhältniß seiner Größe, wenig massiv sein; man hat berechnet, daß seine Mauern nur den siebenten Theil der Oberfläche einnehmen, während die Peterskirche in Rom, das Vorbild des Pantheons, den ihren ein Viertel der Oberfläche eingeräumt hat.

Die zweite der Kuppeln enthält das schöne und bekannte Fresko-Gemälde von Gros, die Apotheose der heiligen Genoveva, das dem Künstler von Karl X. das Baronat und eine

Gratification von 100,000 Francs eintrug. Die Kunst hat hier Außerordentliches geleistet aber sie ist ohne jene gewaltige Wirkung des Lebens, die man vergebens durch Technik, ja selbst durch die Phantasie ersetzen wird. Gros malte in einer Zeit, wo die Heiligkeit nicht mehr der Wendepunkt der Menschen war, er malte Könige um eine Heilige herum, und wenn er hier auch eine sorgfältige Auswahl traf und z. B. Ludwig XV. nicht an die Seite des unglücklichsten Königs setzte, so wird man doch zugeben müssen, daß die himmlische Glorie um die Bilder Ludwigs XVI., der Königin Marie Antoinette und des verschollenen Ludwigs XVII. von dem französischen Volk nie mehr begriffen werden wird. Das war eben das Unglück der Bourbonen, daß sie nach der Restauration sich ganz und gar über die Revolution hinwegsetzten und alle alten Traditionen, zu welchen ein kindlicher Glaube gehörte, wieder hervorsuchten. Die Kunst inspirirt sich leicht an der Poesie, und Gros hat sein Bild so meisterhaft durchgeistigt, als rühre es aus der schön-

ſten Zeit der alleinſeligmachenden Kirche her; aber es iſt eine ſchlechte Politik, das Volk durch eine Kunſt inſpiriren zu wollen, die in gar keinen Beziehungen zu dem Leben dieſes Volks ſteht. Wie wenig überhaupt die Franzoſen in dieſem Augenblick die Kunſt begreifen, erſieht man am Erſten daraus, daß ſie nach der Julius-Revolution die dritte Kuppel des Pantheons, die einen kleinen 27 Fuß hohen Tempel bildet, den bis dahin ein kupfervergoldetes Kreuz ſchmückte, mit einer hölzernen Statue der Freiheit verſahen. Der Wind bewies einen beſſeren Geſchmack als die Pariſer, oder er wollte auch der neuen zerbrechlichen Freiheit ſpotten; denn er ſchleuderte ſie in einem Anfall von Zorn, oder guter Laune in die Straße herab. Seitdem hat man viel von einer Göttin des Ruhms geſprochen, die die Stelle des Kreuzes einnehmen ſoll, allein man beeilt ſich nicht ſehr damit, weil man den Ruhm ſo wenig, wie die Freiheit der Ruhe des Landes erſprießlich hält. Aber zu einem Seitenſtück der Gros'ſchen Genoveva hat man ſich kläglicherweiſe nicht verſtanden, man hat

höchſtens verſucht, den Republicaner David zur Annahme der von der Regierung ſeinem Werke hinzugefügten Amendements zu vermögen. Da indeß jener nicht das kleinſte Détail deſſelben der Anſicht des Hofes und der Miniſter opfern wollte, ſo hat man ihn gewähren laſſen, und die Franzoſen werden das neue Teſtament der gloire française, von David, jedenfalls beſſer verſtehen, als das alte der Heiligkeit ihrer Könige, von Gros. Allenthalben in Paris ſehen und leſen wir wenigſtens ſo viel, daß Ludwig Philipp ein kluger Herrſcher iſt; mag er immerhin nicht den Glanz der Krone vergeſſen und täglich ſehnſüchtig nach den alten Ueberlieferungen der legitimen Monarchie zurückblicken, er wird ſich nie ſeinen Neigungen hingeben und ſtets bedauern, daß der Rückſchritt des Hirten ohne die Heerde beide nur von einander entfernt und dem Wolfe einen deſto freieren Spielraum geſtattet.

Davids Werk kenne ich nur aus den Zeitungen: die Ausführung ſoll vortrefflich ſein, die Compoſition aber wird — deſſen bin ich

überzeugt — wie die neueste französische Kunst und Poesie überhaupt, an der Nationalität der Franzosen leiden. Es ist das freilich ein schöner Fehler, ein Fehler, durch welchen Corneille und Racine schon früher das Volk besser begeisterten, als hätten sie der strengen Kritik genügt, der das französische Pathos in der römischen Toga nicht gefallen konnte; aber die Höllenrichter werden von der Zerrissenheit des Werkes sprechen, wo der Ruhm Frankreichs in den buntesten Uniformen auftrete, wo sich die verschiedenartigsten Zeiten und die widerstrebendsten Gedanken begegnen, wo die Masse nicht zusammenwirke. Gewiß, in dieser Hinsicht sind die Franzosen für die Kunst verloren, Politik und Gesellschaft, Ruhm und Ehre, das Volk und die öffentliche Meinung; Alles influirt hier dem Künstler, wie dem Dichter; er kann sich nicht zu jenem göttlich freien Standpunkte erheben, wo ihn Apoll, die Musen und die Grazien umgaukeln und die Götter der Welt bei Nektar und Ambrosia seinen Inspirationen lauschen, während die Menschen in den

Thälern, hinter dem Pflug und in der Dachkammer, sich für den täglichen Lebensbedarf abmühen und kaum den Namen des Künstlers erfahren, viel weniger seine Werke. Nein, zu diesem olympischen Standpunkt erhebt sich die französische Kunst nicht, sie steht unter den Menschen. Bei dem Tambour, der zum Sturm auf der Brücke von Arcola trommelte, bei Cambronne und den Grenadieren der alten Garde im Schlachtenwetter von Waterloo, bei La Fayette, der die Tuilerien mied und auf das Pantheon verzichtete, bei Voltaire, Mirabeau, J. J. Rousseau, bei der Republik mit allen ihren gewaltigen Momenten, die, selbst in ihren Verirrungen, noch zum Himmel ragen, mit einem Worte, sie steht nicht auf dem Gipfel des Parnassus, des Pindus, des Helikon, sie steht nur auf dem Gipfel der Menschheit, an dessen Fuße sich die Brandung des Jahrhunderts bricht.

Betrachten wir dagegen die heilige Genoveva, von Gros, die ein Künstler seiner Kunst zu Liebe und in Bestellung eines Fürsten malte.

Wie impoſant erſcheint dieſe Compoſition, wie kräftig treten die Einzelheiten hervor, wie mächtig iſt der Total-Eindruck der zuſammenwirkenden Maſſe. Es ſind nicht weniger, als 3256 Quadratfuß Kunſt, die man hier bewundert, und jeder Zoll iſt Kunſt, und doch erregt dieſe Kunſt keinen Zollbreit Enthuſiasmus. Gewiß die Politik iſt der Barbarismus Frankreichs, aber dieſer Barbarismus iſt leider der liebenswürdigſte Barbarismus von der Welt: David ſpeiſet die Hungrigen in Paris, er tränket die Durſtigen, Groß hatte den Königen und den Glücklichen der Erde eine volle Tafel vorgeſetzt. Die heilige Genoveva iſt in das Coſtume einer Schäferin gekleidet, weiß, friedlich, glückſeelig und unſterblich iſt ihr Ausſehen, ſie würde gewiß Gläubige rühren und tröſten, aber wer glaubt heut zu Tage in Paris an eine heilige Schäferin und an eine Unſterblichkeit aus Ueberlieferungen? In den franzöſiſchen Himmel kann nicht Jeder kommen, der ein frommes, tugendhaftes Leben geführt hat, der franzöſiſche Himmel erfordert ganz andere Eigen-

ſchaften, als die hergebrachten; wollen wir den Gegenſatz des franzöſiſchen Himmels zum deutſchen ganz beſtimmt bezeichnen, ſo brauchen wir uns nur an Venturini und Profeſſor Saalfeld in Göttingen zu erinnern. Beide verſetzten Napoleon und die Marſchälle von Frankreich ſammt der ganzen alten Garde in die Hölle. Dieſe Menſchen aber werden nach franzöſiſchem Glauben ganz zuverläſſig in dem Himmel zu finden ſein. Wer hat Recht? Ich glaube die Franzoſen; denn ſie machen ſich ſo gut ihren Himmel wie ihre Zeit, eine Hölle haben ſie gar nicht mehr, ſeit den Grundſätzen von Freiheit und Gleichheit. Um Genoveva herum ſtreuen kleine Engel Blumen, was ihr indeß faſt das Anſehen einer Theater-Apotheoſe gibt. Die Bilder Ludwigs XVI., der Königin Maria Antoinette und Ludwigs XVII., ſind — wie ſchon bemerkt — von himmliſcher Glorie umſtrahlt; unterhalb ihnen ſind dann die erleuchtetſten Fürſten aus jeder Dynaſtie vor der Heiligen, Clovis, Clotilde, Carl der Große, Ludwig der Heilige und Margaretha von Provence, angebracht. Die

beiden Letzteren liegen auf den Knieen, in Anbetung verſunken. Daß ich es übrigens nur ſage, die Apotheoſe der heiligen Genoveva iſt höchſtens inſofern Hauptmoment des Bildes, als man heut zu Tage keine Canoniſation mehr vornehmen kann, und dieſe ſoll Gros mit ſeinem Bilde hier, in Betreff der unglücklichen Königsfamilie, vertreten: es handelt ſich um nichts weniger, als um eine Heiligſprechung jener, die dem Volke ein Opfer fielen, eine Beſtrebung, die allenthalben nur zu ſehr aus der Reſtauration hervorſah, die aber natürlich von keinerlei Seite begriffen wurde.

Die Einfachheit und Feſtigkeit der Gewölbe, in dem unterirdiſchen Theile der Kirche, durch welche mich der Führer in großer Haſt und von gleichgültigen Namen überſprudelnd, die hier ihrer Auferſtehung entgegenſehen, geleitete, iſt gewiß das Dauerhafteſte in dem Abſchnitte des Ruhms; wie geſagt, außer Voltaire, Jean Jacques Rouſſeau und allenfalls dem Marſchall Lannes finden wir hier keine

Größe, die nicht nach ſehr gewöhnlichen Verhältniſſen zu löſen wäre. Außerdem hat man die Namen der in den Juliustagen Gebliebenen auf zwei großen ehernen Tafeln an den Pfeilern der oberen Kirche befeſtigt.

inunddreißigſtes Kapitel.

ſche Zuſtände der neueſten Zeit, in Vergleich mit frü-
n. — Der Materialismus in der Literatur. — Die
antiſche Schule. — Deutſchland iſt ohne Einfluß auf
ibe geweſen. — Victor Hugo. — Die „émotion“
Franzoſen. — Moderne Richtung der Romantik in
ac und George Sand.

nter der Aufſchrift: Ariſtokratismus
Geiſtes hat Börne in ſeinen Schilde-
n aus Paris uns eine Ueberſicht der
ſchen Zuſtände Frankreichs aus dem Jahre
egeben. Wie hat ſich das ſeit der Ju-
evolution verändert! Börne ſagt: jede
gel werde nach ihrer Familie gefragt, ob
Corneille, Boileau und Voltaire ab-
und habe ſie nichts als ihren ſelbſtei-
angebornen Werth, werde ſie mit Ra-
n abgewieſen. Jetzt hat man gar
nſtregel, und braucht ſich folglich auch

nicht um ihre Familie zu kümmern; aber eine Familie der neueſten Literatur in Frankreich gibt es allerdings, und dieſe Familie ſtammt aus einer Vermählung des ſehr bürgerlichen und ordinairen Magens mit der ſehr erlauchten und erhabenen Dame Poeſie. Brouſſais, ein berühmter Arzt in Paris, hat behauptet, faſt alle Krankheiten kämen aus dem Unterleib; ich weiß nicht, ob er recht hat, aber die Krankheit der neueſten franzöſiſchen Literatur iſt gewiß nur von dort herzuleiten, ja man könnte behaupten, der Ariſtokratismus des Geiſtes habe dem Demokratismus des Unterleibs und Allem, was damit zuſammenhängt, Platz gemacht: la littérature est une question d'argent. Ich habe dieſes Thema bereits im zweiten Bande dieſes Buches behandelt und die Speculation der Literatur in den Journalen nachgewieſen; ich will hier Einiges über die Seele der letzteren nachholen; denn auch die neueſte franzöſiſche Literatur hat, trotz allem Materialismus, eine Seele: wie hätte ſie ſich ſonſt dem Teufel verſchreiben können!

Betrachten wir die Verhältniſſe, in welchen die franzöſiſchen Schriftſteller ſich bewegen, ſo werden wir zugeben müſſen, daß die Literatur nicht die partie honteuse des bürgerlichen Lebens iſt: man hat für ſie eben ſo gut geſorgt, wie für jeden anderen Erwerb, ihr die Tantième der Theater eingeräumt, ſie gegen den Nachdruck geſichert und von der Cenſur emancipirt. Daneben lieſt jedermann in Paris, der leſen kann, und der nicht leſen kann, macht es wie jener Ouvrier, deſſen ich im zweiten Bande, in dem Capitel: die Pariſer erwähnte. Endlich aber hatte die Bourgeoiſie, von dem épicier der Rue St. Denys an bis zum Banquier der Chaussée d'Antin ein Relief nöthig, das den Stammbaum des Faubourg St. Germain erſetzte und die Ahnenprobe. Dazu wurde die Literatur erſehen. Alſo ihre bürgerliche Stellung iſt vortrefflich und außer der Inſpiration mag auch das Anſehen, in welchem die Literatur ſteht, Manchen den Muſen zuführen; die beſten aber unter den franzöſiſchen Schriftſtellern werden ſich von den Einflüſſen

ihrer bürgerlichen Stellung, von dem ſie umfluthenden Materialismus, mit ſeinem Glanze und ſeinem Elend, nicht emancipiren können, er bietet ihnen Licht und Schatten, grelle Contraſte, einen paſtoſen Farbenauftrag, buntes Colorit, er bietet ihnen ſogar Stoff, und was noch mehr iſt, ein wirres ſentimental-moraliſches Chaos von Tendenzen, wie es der Franzoſe, der ſo gern an den ſinnlichen Menſchen, glaubt und nur an den ſinnlichen Menſchen und ſonſt an nichts, gern hat. Ich will mit dieſer Behauptung nicht über den Franzoſen den Stab brechen - denn wir Deutſchen leiden an der entgegengeſetzten Uebertreibung, wir vergeſſen über die Tugend Fleiſch und Blut und ſind eben ſo ſcheinheilig, wie der Franzoſe ſcheinſchlecht. Ich ſage ſcheinſchlecht: man hatte dem Volke vor der erſten Revolution Tugend und Sitte von oben herab immer ferner gerückt und ihm neben den beſten Lehren die ſchlechteſten Beiſpiele gegeben, was Wunder alſo, daß es Gott über den Mißbrauch mit ihm vergaß und aus dem Bonmot aide toi et

dieu t'aidera einen Grundſatz machte? Aber kann ich auch nicht über den Franzoſen den Stab brechen, ſo muß ich es doch über die neueſte Richtung der franzöſiſchen Literatur, inſofern ſie keinen höhern Maaßſtab anlegt, als die Menge, und den Parnaß aus Theſſalien in den Pariſer Gaſſenkoth verſetzt. Dichter, deren Haupt zu den Wolken ragt, waten bis an die Herzgrube in jenem ſchmutzigen Materialismus, der in Paris von allen Seiten zuſammenfließt, in jener großen Cloake rohen Genuſſes, zu welcher die Regierung ſo gut Kanäle leitet, wie die Regierten, die Polizei ſo gut, wie die, welche ihrer Beaufſichtigung anvertraut ſind. Geld und Genuß iſt der Wendepunkt des Lebens in Paris, eine weitere Perſpective ergibt ſich nirgends, jene beiden Dinge ſind Mittel und Zweck, Urſache und Wirkung. Der Dichter, ſtatt die edlen Elemente des Volks aus dieſem ſchlammigen Chaos aufzufiſchen, ſie von den Zufälligkeiten zu reinigen, ſie zu poliren, ſie zu einer Höhe zu geleiten, die der traurigen Wirklichkeit fern liegt, ſetzt ſie uns

vielmehr, wie er ſie fand, vor, mit allem Unflath des Alltagslebens, mit allen Beſchränkungen, die von außen hinzukommen, mit dem ganzen haut-gout, der der überreizten Menge mundet.

Gewiß, die Literatur hat ſich, ſeitdem Börne ſeine Anſichten über den Ariſtokratismus des Geiſtes niederſchrieb, ſehr verändert. Damals gab es zwei Feldlager: die Claſſiker und Romantiker. Jene ſtritten für die alten Ueberlieferungen der franzöſiſchen Literatur, für Voltaire, Boileau, Corneille, Racine, dieſe ſtritten für das Neue, ich ſage, für das Neue, und dazu gehörte theilweiſe das, was man nicht verſtand, und theilweiſe das, was man nur zu gut verſtand. In jenem Sinne war le roi d'Aulnes, par Monsieur Göthe neu, in dieſem „la tour de Nesle“ und die Schrecken der Porte St. Martin. Man begriff dieſes Neue ſehr leichtſinnig unter dem Namen romantiſche Schule, ohne ſich über dieſe Bezeichnung die geringſte Rechenſchaft geben zu können; denn der Thurm von Nesle z. B. hat gerade eben ſo viele romantiſche Motive, wie ein Galeerenſclave.

In der That konnte das romantiſche Abendroth am franzöſiſchen Himmel nie ſeine magiſchen, zwiſchen Nacht und Tag ringenden Lichter werfen, jenen ſchaurig-traulichen Schein, der irrlichtgleich, aber wie ein himmliſches Irrlicht, durch irdiſche Luſt und Leidenſchaft zittert; denn der franzöſiſche Himmel gleicht der Sonne am Mittag: wo Alles klar, hell, blau, bürgerlich und ſchwül iſt, wo man nur an die Beſchwerden und Genüſſe des Tages erinnert wird, wo man gegen die rüſtigen, erhebenden Eindrücke des Morgens eben ſo theilnahmlos iſt, wie gegen die wehmüthigen und tröſtenden des Abends. Mit einem Worte, es fehlt dem Franzoſen zur Romantik der kindliche Glaube, die Demuth, die Hingebung, die Aufopferung für Dinge, die ſeine Augen nicht ſehen, die ſein Verſtand nicht begreift. Am Ende hat der Franzoſe auch viel zu viel Charakter und Egoismus, er hat ſo viel Charakter, daß er das Gefühl, und ſo viel Egoismus, daß er das Chriſtenthum entbehren kann. Ohne dieſe beiden Dinge aber gibt es gar keine Romantik, oder doch

nur eine ſolche, wie ſie der Franzoſe begreift. Eine Probe der letztern liefert Börne eben in dem Roi d'Aulnes, einer Ueberſetzung des Göthe'ſchen Erlenkönigs, die er in einem franzöſiſchen Journale fand und die die handgreiflichſten Spuren des Prokruſtesbettes an ſich trägt: ohne dieſe Manipulation würde ſie den Franzoſen ganz ungenießbar geweſen ſein.

Victor Hugo nun wollte die Franzoſen beſſer mit der Romantik vermitteln; er hatte die Mittel dazu, und wenn ihn Tieck mit Müllner verglich, ſo bewies das nur, daß er ihn nie geleſen hatte; Müllner ſchnitzte ſeine Tragödieen mühſam zuſammen, er ſchnitzte nicht nur Menſchen, ſondern auch ein Schickſal, wie er es für dieſe Menſchen bedurfte; bei Hugo iſt Alles Ausgeburt einer zügelloſen Phantaſie, aber dieſe Phantaſie gleicht jenem Bellerophon, der ſich einſt auf den geflügelten Pegaſus ſchwang, mit ihm zu dem Sitz der Götter zu eilen. Die Götter indeß ſandten eine Bremſe, deren Stich den Pegaſus raſend machte: hoch in der Luft ſich bäumend, warf er ſeinen Reiter ab. Die

Bremſe des Hugo'ſchen Pegaſus ſind jene Verhältniſſe, die ich eben geſchildert habe; aber mit Müllner war er nie zu vergleichen: er iſt von Prometheus, und das Schickſal, das ſich überhaupt mit keiner Romantik verträgt, ſpielt in ſeinen Tragödieen nirgends eine Rolle; es ſei denn im Parterre, wenn die claque ihm erlag. Nichts deſto weniger würde man ſehr unrecht thun, Victor Hugo einen Romantiker zu nennen, er verſteht nichts von Romantik, oder will vielmehr nichts davon verſtehen: er kann nicht deutſch, nicht engliſch, er benutzte Adelheid von Walſingen zu einem Motto ſeines Han von Island, und D. L. B. Wolf mußte ihm bekanntlich einen engliſchen Brief überſetzen. Wo hätte er ſich über die Romantik aufklären ſollen? Doch er las Kotzebue und Shakſpeare in Ueberſetzungen. Kurz, Victor Hugo war gut genug, das franzöſiſche Publikum mit der Romantik zu vermitteln; dazu bedurfte es nämlich einer ſonderbaren Miſchung, die er erfand. Die romantiſchen Elemente ſeiner Dramen bildeten Gebetbücher, Roſenkränze, Nonnen, Henkerbeile, Gift, Dolch, Särge, Lei-

chenzüge, memento quia pulvis es, Nachſchlüſſel, geheime Thüren, Saufgelage, Hurerei, Ehebruch, Blutſchande, zarte Liebe, Kindestreue, Duiderſinn, Unſchuld u. ſ. w. Dieſe Dinge wurden in den Tiegel der Dichtung geworfen, bunt durch einander, ſo daß in demſelben Augenblicke Nonnen und Huren ſangen und Ehebruch und Gebet ſich einander in den Armen lagen; das Feuer unter dem Tiegel hatte Prometheus ſelbſt angezündet, aber die Damen der Boulevards und dem Bagno entronnene Galeerenſclaven trugen die Gewürze hinzu. Die Speiſe aus dieſem Tiegel erhielt den Namen Romantik, und ſie wurde die rothe Roſe der franzöſiſchen Bühne, im Gegenſatz zu der weißen Roſe der Claſſicität, ſie entzweite in den letzten Jahren der Reſtauration Eltern und Kinder, Brüder und Schweſtern, ja ſie entzweite ſogar die Salons. Das Auffallendſte aber dieſes Streites war, daß die Romantiker, dieſe eigentlich revolutionäre Propaganda, die den „perruques“ einen Kampf auf Leben und Tod antrug, als die Stütze der conſervativen Parthei betrachtet wur-

den, und die Klaſſiker dagegen als Oppoſition: die Herren des ancien régime hielten dafür, daß, trotz aller Unmoral der romantiſchen Schule, dieſelbe dennoch einen tüchtigen Fond abergläubiger Dummheit in ihrem Schooße trage und mehr Garantie biete, als die klaſſiſche Periode des Corneille und Racine, die viel zu viel Heldenthum geboren und erzogen hätte. Genug, die Regierung unterſtützte die romantiſche Richtung, und zwar um ſo mehr, als die Claſſicität ſo einfältig war, ihre politiſchen Befürchtungen wegen der Gegner laut auszuſprechen. Das ging ſo fort bis zur Julius-Revolution, die Kämpfe der Romantiker und Claſſiker erinnerten an die Zeiten der Hugenotten und der Ligue, und die Bühne ſah oft wie eine Bartholomäusnacht aus.

Eine Schlacht ſolcher Art, die man mir ſchilderte, verdient wieder erzählt zu werden. Bis zur Erſcheinung der romantiſchen Schule und vor der erſten Aufführung von Hernani, welches Drama gewiſſermaßen als das erſte öffentliche Glaubensbekenntniß betrachtet werden kann, hatten die Pariſer Studenten ein Thea-

ter-Hauptquartier, und dieſes Hauptquartier befand ſich mitten im pays latin, im Odeon. Wie man nur in der Chaumière tanzte, ſo tobte man nur vor der Gardine jener Mittelbühne. Victor Hugo aber, dem die handgreiflichen Dienſte der academiſchen Jugend von Paris zu Ohren gekommen ſein mochten, beſchloß, ſich dieſer gewandten Hülfstruppen als Claque ſeiner Stücke zu bedienen, und es entſtand auf ſeinen Betrieb eine kleine Völkerwanderung aus dem pays latin, jene Nomadenhorden, die, ohne feſten Wohnſitz, ſich des Tages über in den Cafés umhertreiben, und gern nach jedem Zeitvertreib greifen, der ſich ihnen darbietet, zogen über die Seine zuerſt zur Porte St. Martin, und als Victor Hugo durch die Breſche des Zeitgeſchmacks in das théâtre française eindrang, auch dorthin, indem ſie von der tête la plus grande romantique — wie Victor Hugo in den Carricaturen genannt wird — bei jeder erſten Aufführung, in Maſſe und mit Freibillets verſehen, auf allen Plätzen vorgeſchoben wurden. Dieſe Freibillets hatte

nämlich der Dichter zu einer ausdrücklichen Bedingung ſeines Honorar-Vertrags mit der Direction gemacht: er zahlte ſie natürlich, aber das Publikum hing nun zum größten Theil von ihm ab; denn die écoles de médecine und de droit bildeten die Majorität, und kein Anderer hatte ſo gewaltige und ſchallende Handſchuhe und ſo handfeſte Stöcke aufzuweiſen, wie jene.

Welche Demonſtrationen aber unternahmen dieſe Hülfstruppen? - daß ſie es an Applaus und der nachdrücklichſten Oppoſition gegen die Sifflеurs nicht fehlen ließen, wird man mir aufs Wort glauben; aber ſie gingen in ihrem wilden Enthuſiasmus (denn daran fehlt es der Jugend, den Romantikern gegenüber, durchaus nicht, ihr Beifall war kein erzwungener) noch einen Schritt weiter, ſie hatten die großen Stöcke nicht umſonſt in die großen Hände genommen: ſie prügelten damit alle ehrlichen und neutralen Leute zum Beifall und dichteten ſomit ex improviso, dem Drama auf der Bühne gegenüber, ein anderes im Parterre, deſſen Motive eben ſo romantiſch waren, wie ſeine Kata-

ſtrophe tragiſch: es floß nicht ſelten wirkliches Blut unter den Zuſchauern, während die Schauſpieler ſich nur zum Schein todtſchlugen.

Ich ſagte, ſo ſahen die Dinge aus, als die Julius-Revolution in die Pariſer fuhr. Die Studenten ſchlugen ſich nun auf den Straſſen, ſtatt im Theater, und zwar, wider Erwarten, in ſo altem claſſiſchen Style, als hätten ſie bereits auf den Schlachtfeldern von Marengo und Arcola das Schwert geſchwungen; ja, ſie erinnerten ſich ſo wenig ihres romantiſchen Enthuſiasmus, daß ſie nicht eher einhielten mit Schlägen, als bis die mittelalterliche Reſtauration dem ſehr proſaiſchen Bürger-König Platz gemacht hatte. Seitdem haben ſich die Studenten nicht mehr in die Angelegenheiten der Romantiker gemiſcht, und die Familien und Salons hatten auch andere Dinge zu bedenken, als Hernani und Victor Hugo. Das théâtre française aber legte dieſen Dichter ſogar ganz bei Seite, und erſt jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, hat man auf jener Bühne, nach einer gerichtlichen Klage des Dichters,

„Hernani" von Neuem zur Aufführung gebracht, und zwar, wie man aus den Journalen erfährt, ohne einer klassischen und romantischen Opposition im Parterre zu begegnen. Also diese Zwistigkeiten scheinen gänzlich beendigt zu sein, die romantische Schule kann in Frieden dichten; aber sie hat nicht sowohl einen Sieg errungen, als eine gleichgültige Stellung; denn die Begeisterung des Volks stand ihr nie zur Seite.

Diese Behauptung steht durchaus nicht damit in Widerspruch, wenn ich oben sagte, Victor Hugo habe das französische Publikum mit der Romantik vermittelt. Die Passion ist immer ein Haupterforderniß französischer Dramen, ohne diese Passion gibt es keine französische Bühne, und diese Passion wußte Hugo trefflich zu benutzen. Die Leidenschaften wälzen sich mit aufgelösten Haaren und wie sie Gott erschaffen hat, in seinen Stücken, ein Anblick, über den der Franzose Alles vergißt, sogar den Verstand: setzt ihm z. B. stille Tugend vor und Sünde mit schönen Phrasen, ja Laster,

mit einigen Zügen von Heldengröße und fragt ihn, was er wähle? Er wird nur eine Antwort haben: „émotion!“ ein Wort, das ſich wenigſtens in die deutſche Sprache nicht füglich übertragen läßt; denn „außerordentliche Bewegung, ſowohl im Körper, als im Gemüthe“, die ich im Lendroy'ſchen Wörterbuche dafür angegeben finde, iſt höchſtens eine weitläuftige Umſchreibung eines Gefühls, das wir nicht kennen, ſondern nur erklären wollen. „Gährung“ iſt nur der äußerſte Umfang der „émotion“, „émotion“ iſt jener Vulcan der franzöſiſchen Nation, deſſen Ausbruch Könige und Völker begrub und deſſen Verheerungen vom mittelländiſchen Meere bis zum alten Czaren-Palaſte reichten, von Rom bis zu den Pyramiden. Dieſe „émotion“ trug Victor Hugo in die Romantik, Etwas von den geſellſchaftlichen Zuſtänden der Hauptſtadt, einigen philoſophiſchen Abfall von der großen Verweſung des Staatskörpers, er ſuchte in allen dunklen und abgelegenen Höhlen nach Ideen jener Fäulniß umher: ſie glänzten, wie Gold, ſie leuch-

teten, wie Sonnenlicht, er faßte ſie in Poeſie, aber faule Theile leuchten nur im Dunkeln, und deshalb durfte es in Hugo's Dramen nie Tag werden, deshalb mußte die große Finſterniß des Materialismus ſtets den Hintergrund derſelben bilden: die weite unendliche Perſpective der Menſchheit iſt uns in keinem derſelben erſchloſſen, die Erhebung fehlt.

Und dieſe Erhebung, die allein an den Dichter feſſeln kann, die allein Begeiſterung hervorruft, vermißte auch der Franzoſe, er war angezogen von der neuen Richtung, er konnte dem Genie nicht widerſtehen. Dieſe Richtung ſtreifte allenthalben an Dinge, die ihm nahe lagen, an Politik, an ſociale Fragen; eine bequeme Philoſophie und eine noch bequemere Moral zog ſich durch die Dramen Hugo's. Dieſes Genie aber, das auf einem menſchheitlichen Höhepunkte zu ſtehen vorgab, ſtand mitten in Paris, und der Franzoſe hält ſich bekanntlich für einen tüchtigen Kosmopoliten, nur iſt ſeine Welt Frankreich; während Hugo ihn alſo dort herumführte, nicht einmal über die

äußerſten Barrièren von Paris hinaus, glaubte er eine Fahrt um die Welt zu machen. Mit einem Worte, Victor Hugo vermittelte die Romantik in franzöſiſcher Weiſe mit dem Publikum, aber eine Hingebung der Nation an dieſe Romantik, wie einſt an Corneille und Racine, fand nie Statt. Dieſe hinterließen dem Volke Phraſen, die, wie die Arien großer Componiſten in der Kehle der Orgeldreher, in dem Munde von Baſtillekämpfern, von napoleoniſchen Soldaten und anderen Helden eine ganz beſondere Bedeutung erhielten und in Thaten aufgingen, in denen weit mehr poetiſche Motive lagen, als in jenen Dichtern, die leider wie, mit Ausnahme Molières, alle dramatiſchen Schriftſteller Frankreichs, mehr die Fehler der Nationalität beſaßen, als ihre Vorzüge. Wer aber wird Victor Hugo zu Thaten benutzen können, die der Geſchichte anheim fallen, ihn, der in die ſeltſamſten Conflicte mit den Beweggründen aller Geſchichte geräth und der die Menſchheit ſo ausſchließlich auf die rohen Leidenſchaften zurückführt, daß

es mit ſeiner Erlaubniß nie mehr eine andere Zukunft derſelben geben wird, als höchſtens die, welche ſich auf die Fortpflanzung ſtützt.

Georges Sand, Balzac und andere verſetzten ſpäter die franzöſiſche Romantik aus dem Gebiete des Mittelalters in die neueſte Gegenwart, mitten in ſociale Verhältniſſe. Balzac gab uns Thatſachen und Schilderungen der Pariſer Geſellſchaft, Georges Sand entfaltete einen philoſophiſchen Hintergrund in ihren Romanen. Die Romantik erhielt von Beiden eine ganz und gar moderne Richtung, ſtatt des myſtiſchen Grundtons, der allenthalben bei Victor Hugo den Leidenſchaften unterliegt, ſtatt der geheimen Thüren, der Nachſchlüſſel, der Blöcke und Henkerbeile darauf in den Schlafgemächern, ſtatt der graſſen Mordſcenen erblicken wir hier lichte, deutliche Gegenwart, Elend und Verzweiflung von heute, und bei Georges Sand auch eine Moral von heute, eine Schilderung von heute, die ſich vielleicht eine Zukunft erobern könnte, hätte ſie eine weniger materielle Perſpective; denn wie unſere

Welt nun einmal beſchaffen iſt, kann der Materialismus nur als die Unzulänglichkeit des Lebens betrachtet werden: wir ſind zur Aufopferung geboren, und die Duldung im Chriſtenthume iſt tiefer begründet, als die Freiheit, welche Georges Sand und ihr Meiſter Lamennais daraus herleiten wollen. Indeß dieſe Schriftſtellerin beſitzt Sympathie für die Menſchheit und für die, welche am Kreuze bluten, ſie iſt die ſchönſte Sünderin, die mir im Leben vorgekommen iſt, denn ſie will den Spiritualismus des Chriſtenthums, der mit dem Fortſchritte und der Aufklärung, oder mit dem Unglauben keinen gleichen Schritt mehr halten kann, in Fleiſch und Blut verwandeln, ſie will an die Hoſtie und den geweihten Wein Freiheit, Gleichheit und Freude knüpfen; weil Chriſtus ſein Leben für uns gelaſſen hat, ſo haben wir nicht nöthig, das unſrige für ihn zu laſſen, nein! wir ſollen nicht leiden und ſterben, wir ſollen leben und uns freuen, das Chriſtenthum ſoll uns menſchlich und glücklich machen, der Himmel und die Seeligkeit werden

ſich in der Folge von ſelbſt finden. Wie geſagt, ich habe gegen den guten Willen und die Ueberzeugung der Dame nichts einzuwenden, aber wie ſollen dieſe Grundſätze mit der menſchlichen Natur vermittelt werden? Dieſe Richtung der ſogenannten romantiſchen Schule aber wird ſich am Ende ganz in eine modern-ſociale Literatur verwandeln, ſchon jetzt wird die Bezeichnung romantiſch nur ſehr ſpärlich in Paris gehört; denn ſelbſt die urſprünglichen Romantiker, wie Hugo und Dumas, halten ſich wenig an dieſelbe.

Man wird übrigens nun einſehen, daß die Verirrungen der franzöſiſchen Romantik durchaus an dem franzöſiſchen Charakter und an Paris liegen, und nicht an Hoffmann, deſſen Schriften von literariſchen Speculanten, wie z. B. Löwe-Weimars, gleichzeitig mit dem Hervortreten jener romantiſchen Schule, in's Franzöſiſche überſetzt wurden. Tieck hat ſie jenem aufgebürdet, aber — wie geſagt — der Enthuſiasmus führte Hoffmann nicht in Frankreich ein, und dann fand dieſer Schriftſteller

gerade bei denjenigen Theilnahme, die die romantiſche Schule durchaus nicht ertragen konnten, denen die widernatürlichen Verbrechen, die aber bei Hugo und Dumas ſo natürlich und wie etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes auftraten, Ekel einflößten, denen die geſchraubten Phraſen keine Gedanken erſetzten. Mit einem Worte, die Verſtändigen und die, welche in der Kritik eine Stimme behaupteten, verehrten Hoffmann. Dieſer ſo wenig, wie irgend ſonſt eine Einwirkung der deutſchen Literatur, machte ſich bei dieſer Frage geltend.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Aphorismen über die Veränderungen der franzöſiſchen Literatur ſeit den Einflüſſen der Akademie. — Der politiſchen Revolution folgt die literariſche. — Schwierigkeiten, die ſich der letzteren entgegenſtellen. Wird die franzöſiſche Literatur, wie ſie jetzt iſt, eine Zukunft erreichen? — Ueber Genie und Talent. — Die franzöſiſche Literatur befindet ſich mehr in der Auflöſung, als im Uebergang.

Die Verwirrung der franzöſiſchen Literatur iſt ungeheuer. Sie liegt, wie man aus dem vorigen Kapitel leicht erſehen wird, an den Verhältniſſen. Die Schriftſteller wollen reich werden, ſie arbeiten zunächſt für dieſen ganz gewöhnlichen Zweck. Neben dieſer perſönlichen Tendenz haben ſie die materielle Richtung der franzöſiſchen Nation täglich vor Augen. Daher dieſes geiſtreiche Chaos, das vergebens des Gottes harrt, der Welten erſchuf, und des fiat lux! Aber die Motive dieſer literariſchen

Zuſtände verdienen, auf ihre erſten Anfänge zurückgeführt zu werden.

Nur bis zu Corneille und Molière war die Phantaſie in Frankreich eine natürliche. Später erblicken wir, ſtatt der Phantaſie, den ſchulgeregelten kalten Verſtand und die prude und nüchterne Etiquette akademiſcher und Salons-Vorurtheile. Dagegen mußte ſich von ſelbſt eine Reaction geſtalten; denn die Geſellſchaft ſteht nie auf einem Fuße, der politiſche Demokratismus konnte keine Ariſtokratie des Geiſtes ertragen: Racine und die akademiſche Poeſie konnten von dem Frankreich nach 1789 kaum noch verſtanden, geſchweige denn als Norm angeſehen werden.

Aber die Revolution der Literatur war ſchwieriger, als die des Staates; denn die Ariſtokratie des Geiſtes iſt die liebenswürdigſte und die Schlange im Paradieſe der Freiheit. Die, welche den Staat umkehren, werden nicht ſo geneigt ſein, ihren geiſtigen Vorrechten zu entſagen. Voltaire z. B. wollte alle Welt von jeglichen beengenden Verhältniſſen emancipiren,

aber trotz ſeiner witzigen und ſchonungsloſen Dialektik gegen die Verhältniſſe, hat er ſeinen Tragoedieen die alte claſſiſche Perrücke aufgeſetzt. Hier erkannte der ſtets Verneinende unwillkührlich eine Autorität an, die gewiß eben ſo unnatürlich war, wie jene anderen, deren Fall er vorbereitete. Seltſam freilich iſt es, daß dieſer Widerſpruch in der Literatur ſich zu jener Zeit auch in den politiſchen Verhältniſſen offenbarte: auf der einen Seite erblikken wir den deſpotiſchſten Hof des frivolſten Königs und die lettres de cachet, auf der andern Seite die Himmel und Erde, in Nichts auflöſenden Encyclopädiſten. Aber man wird dieſe Anomalie weit leichter erklären können, als jene: einen frivolen Hof mußte der geiſtreiche ſpöttiſche Ton jener Schriften vorzüglich anſprechen, und die Fürſten waren viel zu ſehr von ihrer Unantaſtbarkeit überzeugt, als daß ſie den Teufel auf dem Papiere hätten fürchten ſollen.

Nach Ludwigs XV. Tode machte ſich die politiſche Revolution über Nacht, aber die literariſche kam nicht zum Ausbruch: zuerſt wurde

ſie von der Guillotine unterdrückt und dann von Napoleon. Jene war ſelbſt die zügelloſeſte Phantaſie, dieſer konnte die Phantaſie überhaupt nicht leiden: die Dichter waren ihm die überflüſſigſten Menſchen von der Welt, er machte ſie alle zu Soldaten. So viel er Poeſie außer ſeinen Schlachten brauchte, lieferte ihm Etienne im monarchiſchen Sinne Ludwigs XIV. und Talma ſtellte Götter und Heroen dar, die jeden Soldaten daran erinnerten, daß er den Marſchallsſtab in ſeiner Patrontaſche trage.

Die Reſtauration trat ein und mit ihr die conſtitutionelle Charte. Jene blickte nach der Akademie, dieſe forderte zu einer Emancipation der Literatur auf; aber jener ſtanden nur Hof-Decrete zu Gebot und dieſe ſicherte dem Volke volle geiſtige Freiheit. Das Volk durfte reden, und wo die Stimme des Volks ertönt, da hört man keine andere, die Könige ſo wenig, wie die Akademieen. Und doch entſpann ſich jener Kampf, wie ich ihn geſchildert habe, um ſo mehr entſpann er ſich, als die Regierung, einſehend, daß die alte Etiquette

der Literatur nicht wieder feſtzuſtellen ſei, ſich beſtrebte, ſoviel als möglich Vortheile von der neuen Richtung zu ziehen. Man begünſtigte ſie — wie geſagt — wegen einiger mittelalterlicher Elemente, die man in ihr bemerkte, und ſie wurde ſomit zu einer politiſchen Frage. Auch dieſes Hinderniß ſtand alſo ihrer freien Entwickelung entgegen; denn die Politik hat nie direct die Literatur gefördert.

Dieſe Ueberſicht, hätte, ich allerdings als Einleitung des vorigen Kapitels benutzen können, aber es läßt ſich hier ein beſſerer Zuſammenhang an ſie knüpfen: dort ſchilderte ich den Charakter der franzöſiſchen Literatur, hier will ich eine geſchichtliche Skizze der literariſchen Zuſtände bieten.

Wird die franzöſiſche Literatur, (ich nenne ſie nicht insbeſondere Romantik,) eine Zukunft erreichen? Dieſe Frage wird man in Deutſchland ſehr bald mit nein beantworten, ſelbſt wenn man nicht ein Bekenner des Menzel'ſchen Literaturblattes iſt; ich ſogar erblicke in den jetzigen Zuſtänden mehr als einen Ueber-

gang, obwohl ich jener pruden Moral ſowohl, wie der Speculation, die ſich allenthalben in unſere deutſche Productivität einmiſchen, gleich abhold bin. Aber betrachten wir die Dinge, wie ſie ſind, ohne Hugo'ſche Phraſen, mit der Binde um die Augen — denn die franzöſiſche Literatur iſt verführeriſch, wie eine cirkaſſiſche Sclavin — und urtheilen wir dann.

Erſchütterungen und Umgeſtaltungen der Literatur haben ihre Vorboten ſo gut, wie alle anderen Ereigniſſe, die die Weltgeſchichte machen. Bedürfniß und Ideen ſolcher Umgeſtaltungen werden lange vor der Ausführung gefühlt, und der Wendepunkt, oder die Kriſe tritt in dem Augenblicke ein, wo ſich fragmentariſche Verſuche auf allen Seiten bemerkbar machen, und wo die Talente im Volke in eine und dieſelbe Strömung gerathen. Dieſe Talente ſchaffen mit dem Verſtande, ſtatt mit dem Inſtinkte des Genies, ſie bemächtigen ſich aus Calcul und Speculation der ihnen klar gewordenen Neigung im Volke, ſie liefern die

Vorpostengefechte und die Schlachten, die sich oft unwillkührlich aus jenen entwickeln; denn das Volk nimmt bald an einem Kampfe Theil, der bis dahin nur Sache der Literatur schien. Das Genie erscheint immer erst später, vorbereitet durch jene, es erscheint, wenn „die Waffen schweigen," wenn die Partheien dem Enthusiasmus Raum geben. Das Genie wird vielleicht im Kriege geboren, aber seine göttliche Kraft besteht eben in der Palme, die es dem Volke zeigt und in der Wunderkraft des Glaubens, die es in seinem Haupte trägt. Das Genie ist jener Gott, der da spricht: es werde Licht, der alle widerstreitenden Elemente sondert und zu einem Ganzen eint, der eine unsterbliche Schöpfung hervorruft und an dessen Wiege Könige und Völker beten, und nicht allein Könige und Völker, sondern auch die Weisen. Wie soll das Genie im Kampfe gedeihen, ohne die Lebenssonne der Begeisterung, bei dem Kriegsgeschrei der Partheien, wenn die Fanfare zum Angriff fortwährend ertönt. Nein, so lange seine Stimme nicht hör-

barer iſt, als die Schlachtendonner, ſo lange iſt ſeine Zeit nicht gekommen.

Wenden wir uns nun mit dieſer allgemeinen Regel zu der franzöſiſchen Literatur. Sie liefert bis jetzt kein fertiges Reſultat, aber iſt ſie auch noch nicht aus der Arena hervorgegangen? Hat der Kampf noch nicht ausgetobt? Iſt es nur Talent, was wir hier bemerken, oder iſt es Genie? Gewiß, wir befinden uns mit unſrer Regel in großer Verlegenheit, wir können nicht behaupten, daß alle jene Namen bloße Quartiermacher ſind, ſie haben ſich bereits ſo bequem und behaglich ausgedehnt und ſich ſo ſehr als Ereigniß geltend gemacht, daß wir kaum auf eine Weihnacht nach ihnen rechnen dürfen. Mit einem Worte, es iſt hier viel zu viel Inſpiration vorhanden und göttliches Gepräge, als daß wir ihnen eine Miſſion beſtreiten könnten, eine Miſſion, die über ihre Unmittelbarkeit hinausliegt. Iſt unter ihnen alſo der Meſſias der Literatur, oder nur der Johannes in der Wüſte; oder ſind ſie alleſammt Einer von beiden? Ich ſagte, die

französische Literatur habe bis jetzt kein fertiges Resultat geliefert: liegt die Ursache davon vielleicht auch an dem französischen Volke, das, jenen Juden gleich, Christum nicht begriff und noch immer auf die Geburt des Heilandes hofft?

Aber hier werden wir eingestehen müssen, daß, was sich in Deutschland nimmermehr hätte ereignen können, in Frankreich eingetreten ist. Fromme Leute werden behaupten, das Genie der französischen Literatur sei, wie einst der Heiland, von dem Teufel aus der Ebene auf den Montmartre geführt worden: dort habe der Teufel dem Genie die Herrlichkeiten von Paris gezeigt, hier die Akademie von Frankreich, dort die geheimen Fonds der Ministerien, hier die Ehrenstellen der Regierung, dort die Börse und die spanischen Papiere, hier die Ehre und dort den Genuß; und das Genie habe seine messianische Sendung vergessen und seine Seele dem Teufel verschrieben. Aber ich behaupte das nicht so unbedingt; freilich weiß ich wohl, daß die französische Literatur ihre Seele dem Teufel verschrieben hat, aber der Teufel hat sie nicht

dazu verführt, ſondern ſie ſelbſt hat ſich verführt. Leſen wir nur Hugo's Littérature et philosophie mêlées und zweifeln wir noch an ſeiner Tugend, an ſeiner Großmuth, an ſeinem Heldenmuth, an ſeiner Freiheitsliebe, an ſeiner Reſignation. Gewiß! das iſt nicht bloß façon de parler, das iſt Alles Ueberzeugung, und welche Ueberzeugung! Chriſtus war nicht feſteren Glaubens. Und ſolcher Tugend ſollte der Teufel beikommen? Nein, er hat es damit bequemer, ſie fällt über ſich ſelbſt, über den Miſchmaſch von Ehre, Ruhm, Egoismus, Aufopferung, Humanität und Barmherzigkeit, aus welchem ihre Moral beſteht. Und die Tugend fällt nicht nur darüber, ſondern auch das Gefühl, das die Grundlage der Schönheit iſt. Alles wird Phraſe, Pathos. So ſteht denn die jetzige franzöſiſche Literatur wie eine Memnonsſäule da, die vergebens des Sonnenſtrahles harrt, der ſie tönen macht. Man hat ſie in Nacht und Finſterniß gehüllt und ihr Tag iſt nur ein künſtlicher, durch Couliſſen-Lampen hervorgerufen. Das iſt nicht mehr eine Ueber-

gangsperiode, das iſt eine Auflöſung. Aber eine traurige Wahrheit tritt uns aus dieſer Auflöſung entgegen, die Schwerkraft des Menſchen. So göttlich iſt ſelbſt das Genie nicht, daß es ſich von den Einwirkungen des Materialismus emancipiren kann, und deshalb haben die deutſchen Regierungen ſehr recht, daß ſie fortwährend für eine hinlängliche Armuth der Literatur ſorgen. Was würde vielleicht Schiller in den Pariſer Salons geworden ſein? Würden nicht die reichen Drapperieen und die wollüſtige Pracht, inmitten deren franzöſiſche Dichter die Muſen zu quarante manières benutzen, auch ſeine kräftig-jugendliche Umarmung in jenes verheerende Raffinement verwandelt haben, das ewig neue Genüſſe ſucht und ewig unbefriedigt bleibt? Gewiß, die menſchliche Schwerkraft muß der dürftigſten Unterlage beraubt werden, damit der Geiſt die Flügel rege. Wenn man mich indeß auch nicht für einen ſo eifrigen Asceten halten ſollte, um an meine Ueberzeugung von dieſer letzteren Behauptung zu glauben, ſo wird man doch zugeben müſſen, daß die Ueppigkeit der

franzöſiſchen Literatur große Aehnlichkeit mit jener der römiſchen hat, die dem Untergang des Kaiſerreichs vorherging. Unter dieſer Laſt äußerer Eindrücke wird man ſich nie zu einem geiſtigen Intereſſe erheben, die franzöſiſchen Dichter gleichen in dieſem Augenblick jenem Prometheus, der den Göttern das Feuer ſtahl und den ſie dafür an den Felſen ſchmiedeten. Der Geier, der ihnen an der immer wachſenden Leber, dem Sitze der Begierden, nagt, iſt der Materialismus der Hauptſtadt, den ich oben geſchildert habe. Hier iſt gewiß kein Untergang und keine Erlöſung zu erwarten, ſondern höchſtens nur eine Sündfluth und neue Menſchen, wie ſie Prometheus Sohn aus Steinen hervorrief. Steine, feſte, harte Steine müſſen zu eben ſo feſten, harten Herzen werden, um dieſer Schlemmerei der Poeſie zu widerſtehen. Aber ich hatte Recht, wenn ich behauptete, an die Stelle des Ariſtokratismus des Geiſtes ſei der Demokratismus des Unterleibs getreten.

Wie die Sachen jetzt ſtehen, iſt es auch

einerlei, ob man z. B. in den Anfängen Hugo's eine ſpaniſche Grundlage erblickt, ob man erweiſet, daß ihm die Meiſter der Romantik: Calderon, Cervantes, Lope de Vega, die ſelbſt den Deutſchen an die Hand gingen, als Richtſchnur dienten, ob man in Hernani den Stoff eines alten ſpaniſchen Stücks wiederfindet, mit einem Worte, ob man den Urſprung dieſes Dichters an Studien und Begeiſterung geknüpft ſieht. Sein Ende, wie das der übrigen Romantik, iſt in den Pariſer Salons und in jener großen Verwirrung der Literatur zu ſuchen, die ich theilweiſe im zweiten Bande, theilweiſe hier zu ſchildern verſucht habe.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Der Juſtiz-Pallaſt. — La cuisine de St. Louis. — La salle de pas-perdus. — Die Tribunäle im Juſtiz-Pallaſt. — Die Gerichtshöfe als Maßſtäbe der ſocialen, literariſchen und politiſchen Zuſtände der Hauptſtadt. — Die Morgue. — Das Attentat auf die franzöſiſche Bank im December 1836 und der Baron Gilbert de Voiſins. — Die Conciergerie. —

Der Juſtiz-Pallaſt iſt eine zuſammengedrängte Chronik von Paris, die ſich auch häufig zu franzöſiſcher Geſchichte lichtet. Er liegt dort, wo der Faden jenes Labyrinthes beginnt, das man Paris heißt, auf der isle de lucité, dem alten Luctetiae Parisiorum. Er war zuerſt Reſidenz der römiſchen Präfecten, der fränkiſchen Könige erſter Dynaſtie und ihrer majores domi, der Grafen von Paris und der zwölf erſten Könige dritter Dynaſtie; dann Sitz des Parlaments,

den ihm Karl VII. überließ; endlich aber, und zwar in diesem Augenblicke enthält er, außer dem Handelsgerichte, alle Tribunale von Paris. Wie man leicht denken kann, hat ihm das Alter eine buntscheckiges Ansehen gegeben; von seinem römischen Ursprung an bis zum Jahre 1833, wo das Gitterthor nach der Straße de la Barillerie zu die letzte Veränderung im modernen Sinne erfuhr (man hatte nämlich im Juli 1830 die Lilien herabgerissen, die jetzt durch andere unanstößige Verzierungen ersetzt wurden) spielt der Justiz-Pallast in alle Schattirungen der Architektonik: ein Zeitalter stolpert hier über das andere; denn was mehrmalige Feuersbrünste verschonten, ließ man bei dem Wiederaufbau stehen und hing den neuen Styl daran. Deshalb aber ist der Justiz-Pallast um so interessanter, Frankreich besitzt keine in so schöner Lapidarschrift geschriebene Chronik, wie ihn. Was indeß die französische Themis betrifft, so ist sie bei weitem nicht so zusammengesetzt, wie das Aeußere des Gebäudes, wo sie ihren Thron aufgeschlagen hat, und bei

weitem nicht ſo verwickelt, wie das Innere deſſelben. Hier kann man unmöglich ohne einen Faden der Ariadne, oder einen erfahrnen Führer zum Ziele gelangen; mit einem Worte das Gebäude, in welchem die franzöſiſchen Proceſſe erledigt werden, gewährt den Anblick eines deutſchen Proceſſes, der, des Contraſtes wegen, wieder in ſehr lichten und freundlichen Gebäuden verhandelt wird.

Seltſam genug, führt der größte Saal den Namen cuisine de St. Louis, ein Beweis, daß dieſer Herrſcher, bei aller Heiligkeit, die irdiſchen Geſchäfte nicht vernachläſſigt hat. Wie viele Menſchen würden fromm ſein und nach ihrem Tode heilig werden, wenn ſie, gleich dem heiligen Ludwig, während ihres Lebens über ſo große Küchen zu verfügen hätten. Ueber der cuisine de St. Louis iſt die salle de pas-perdus, 222 Fuß lang und 84 Fuß breit. Hier befindet ſich ein Denkmal des Herrn von Malesherbes, von Boſio und Cartot, und mit der Inſchrift: strenue semper fidelis regi suo in solio veritatem, praesidium in carcere

attulit. Ludwig XVIII., der ſich ſehr viel damit beſchäftigte, die Gräuel der Revolution durch Denkmäler zu ſühnen, ließ es dem edlen Vertheidiger des unglücklichſten Königs ſetzen. Jacques Desbroſſes hat den Bau der salle de pas-perdus geleitet und im Jahre 1622 vollendet. Der alte Saal, der durch eine Feuersbrunſt vernichtet wurde, diente dem Mittelalter zu Feſten und Comoedien.

In dem Juſtiz-Pallaſt befinden ſich folgende Tribunäle: la Cour de Cassation, la Cour royale, la Cour d'Assises, le Tribunal de Première Instance und la Cour des Comptes. Der Caſſationshof hält ſeine Sitzungen in der alten Großkammer des Parlaments, der königliche Gerichtshof die ſeinigen in der alten Cour des Aides, der Aſſiſenhof verſammelt ſich in dem früheren Tanz-Local des Pallaſtes, und das Tribunal erſter Inſtanz umfaßt verſchiedene Säle, der Rechnungshof endlich nimmt die von Boileau beſungene Sainte Chapelle des heiligen Ludwig ein. Ich führe dieſe verſchiedenen Tribunäle deshalb ihrer Lage nach

an, um Deutſchen, die die franzöſiſche Gerichtsbarkeit in der Nähe betrachten wollen, einigermaßen den Weg zu zeigen. Abgeſehen von der Juſtiz laſſen ſich Sitten und Charakter der Pariſer hier am beſten ſtudiren: die Gerichtshöfe ſind die ausführlichſte Schilderung der ſocialen, literariſchen und politiſchen Zuſtände der Hauptſtadt: welche Frage käme hier nicht zur Erledigung, welchen Maßſtab ſuchte man hier vergebens. Wollt Ihr z. B. wiſſen, auf welchem Grade des Enthuſiasmus, oder der Indifferenz die romantiſche Schule in dieſem Augenblick in Frankreich ſteht, ſo könnt Ihr nur die Verhandlungen zwiſchen Victor Hugo und der Direction des théâtre français vor dem Tribunal erſter Inſtanz zu Rathe ziehen. Daſſelbe entſchied, das théâtre français müſſe die Dramen jenes Dichters, innerhalb beſtimmter Friſt, zur Aufführung bringen, dieſelben Dramen, die vor einigen Jahren eine Wagen-queue veranlaßten, von dem théâtre français bis zum Boulevard Montmartre. Gewiß, die feinſten Fühlfäden des Lebens im Volke und der Stände findet

man in den Gerichtshöfen von Paris, wo sich alle Verwirrungen der Gesellschaft durchkreuzen, wo ihre geheimsten Triebfedern aufgedeckt werden.

Da ich einmal bei den Gerichtshöfen bin, so muß ich eines zweiten Institutes gedenken, das in Beziehung zu jenen steht und, außer einer polizeilichen Vorkehrung, auch ein Maßstab der gesellschaftlichen Zustände ist, ich meine die Morgue. Wer hat nicht schon von ihr aus französischen und deutschen Romanen gehört? Wer kennt sie nicht aus der gazette des Tribunaux? Die Morgue ist auf dem marché-neuf gelegen, sie ist zur Aufbewahrung der Cadaver jener Individuen bestimmt, die auf öffentlicher Straße eines plötzlichen Todes starben, und derer der Ertränkten, wenn man ihre Namen und Familie nicht auffinden kann. Drei Tage hindurch werden diese Cadaver daselbst auf langen, schwarzen Marmortafeln nackt und mit dem Feigenblatte versehen, ausgestellt und den Blicken des neugierigen Andrangs preisgegeben, um sich Gewißheit über sie zu

verſchaffen, beſonders wenn ſie eines gewaltſamen Todes von fremder Hand geſtorben ſind, oder das Geheimniß eines Verbrechens mit hinüber nahmen.

Des ekelhaften Anblicks ungeachtet, begab ich mich dorthin, um einen verwegenen und raſchen Räuber im Tode zu ſehen. Man wird vielleicht in den Zeitungen von einem Attentat geleſen haben, das im Monat December des Jahres 1836 von zwei Individuen auf die königliche Bank verſucht worden. Mittags, bei hellem Sonnenſchein begaben ſich dieſelben in die Gänge jenes Gebäudes und überfielen dort einen Beamten, der mit einer bedeutenden Laſt Bankzettel aus einem Zimmer in das andere eilen wollte und deſſen Zeit man genau abgepaßt hatte. Der Beamte rief Hülfe, und der eine Räuber entfloh, der andere wurde verhaftet und an die nächſte Wache abgeliefert. Hier entleibte er ſich plötzlich durch eine Terzerol-Kugel; denn dieſe Waffe hielt er für den gefährlichſten Fall in ſeiner Rocktaſche verborgen. Es kam nun darauf an, die nähern Verhält-

niſſe des Thäters, der unbekannt war, zu erfahren und der Leichnam wurde demnach ſofort und zwar dieſes Mal mit den Kleidern, zur Morgue abgeführt.

Trotz der Niederlage bei Conſtantine und der bevorſtehenden Eröffnung der Deputirten-Kammer, trotz dem, daß Paris täglich Abwechſelungen von Verbrechen aller Art bietet, erregte jener Vorfall doch eine außergewöhnliche Theilnahme: man ſprach davon aller Orten, und die Journaliſtik erſchöpfte ſich in Vermuthungen, denn der Selbſtmörder war einmal in die neueſte Mode gekleidet, und dann fand man ſeine Geſichtsbildung intereſſant: er ſei, hieß es, d'un air noble et fier. Abgeſehen alſo von dem Geheimniß, das dieſes Verbrechen umhüllte, war die präſumtive Stellung des Verbrechers in der Geſellſchaft ein Wendepunkt der täglichen Unterhaltung. Man weiß aus Lacenaire's Proceß, wie ſehr Paris ſich für einen Schurken intereſſirt, der ſein Verbrechen auf außergewöhnliche Motive zurückführen kann; dieſer gab vor, zum Morde geboren zu ſein und die Pariſerinnen

ſollen über dieſen erſchrecklichen Beruf heiße Thränen vergoſſen haben, um ſo mehr, da Lacenaire ihn in ſeinem Gefängniſſe in Poeſie ſetzte und ganz paſſable romantiſche Gedichte über die Unwiderſtehlichkeit, die Leute umzubringen, machte; jener war vielleicht nicht zum Stehlen geboren, aber ſein Anzug und der air noble et fier deuteten auf eine Stellung des Verbrechers im Leben hin, die anders enden mußte, als mit einer Ausſtellung in der Morgue. Aber hier lernte man die Vorliebe der Franzoſen für den modernen Genre der Literatur aus dem Grunde kennen· nicht die Neigung des Volks, die höheren Stände zu verdächtigen und in eine Lage zu bringen, der faſt ausſchließlich die niedere Geſellſchaft ausgeſetzt iſt, erblickte in dem Mörder ein Mitglied der im Staate bevorzugten Parthei, es war vielmehr nur jenes Raffinement der Literatur daran Schuld, das aus der Poeſie ganz und gar in das Volksleben übergegangen iſt. Man dichtet auf eigene Fauſt aus den Tagesbegebenheiten einen Roman, die Thatſachen ſind vorhanden,

die Motive erfindet man nach einiger Wahrscheinlichkeit: die gewöhnlichsten Schurkereien erhalten stets die Deutung einer gesellschaftlichen Verwirrung, oder wenn diese auf keine Weise zu ermitteln ist, eines unerklärbaren Gelüstes, wie bei jenem Lacenaire, aus dem das Volk und die Journalistik einen vollständigen Roman machten, der die Regierung und das Ministerium des Cultus in die größte Verlegenheit versetzte, in eine solche Verlegenheit, daß die abhängige Presse um jeden Preis erklären mußte, Lacenaire sei wie der gemeinste Verbrecher gestorben, feig und so hinfällig, daß er auf das Schaffot habe getragen werden müssen.

Ich eilte zur Morgue und fand einen Andrang von Schaulustigen, wie beim théâtre français, wenn „Marie“ gegeben wurde; man hatte längs des Seinequais Queue gemacht, um den Eintritt zu erleichtern und die Ueberfüllung der Morgue zu vermeiden, obwohl schon der fünfte Tag seit dem Attentate war. Bis zum siebenten sollte der Leichnam an jenem Orte bleiben, dann wollte man eine vollständige Glie-

derpuppe, mit einem Gypsabdruck des Geſichtes, gekleidet in die Garderobe des Räubers, an ſeine Stelle ſetzen. Obwohl die Verweſung ſchon eingetreten war, erkannte auch ich doch noch in den Zügen des Todten Schönheit und Ausdruck, aber ſo ſehr man ſich auch in Vermuthungen über ihn erſchöpfen mochte, die Polizeibeamten, die verkleidet in dem dichten Haufen der Zuſchauer ſtanden, erhielten nicht die geringſte Gewißheit, keiner der in den Spielhäuſern Angeſtellten, keine jener Damen, die öffentliche Häuſer unterhalten, und die alle auf Befehl des Polizeipräfecten, zur Beſichtigung der Leiche, herbeigeholt wurden, konnte Auskunft geben. Alſo der Räuber konnte nicht aus Paris ſein, er hätte doch wenigſtens irgendwo vermißt werden müſſen. Nicht doch, er war aus Paris, er gehörte der höchſten Geſellſchaft an, die Verwandten wollten ihn nur nicht erkennen, ſie waren ängſtlich beſorgt, daß dieſes Geheimniß nicht von dem Grabe bedeckt würde. Zu dieſer gewagten Hypotheſe, die aber den Effect auf die Spitze trieb, entſchloß ſich die Journaliſtik und

die öffentliche Meinung am siebenten Tage, als schon die Gliederpuppe auf der schwarzen Marmortafel der Morgue lag.

Man erzählte sich nämlich folgende Geschichte: der Polizeipräfect sei plötzlich in Begleitung einer Dame erschienen, und alle Neugierigen hätten die Morgue räumen müssen, diese Dame aber sei die Inhaberin eines öffentlichen Hauses gewesen, von ihr habe man den Namen des Verbrechers erfahren, und „jetzt" — sagte man — „ist es gewiß, daß der letztere einer ersten Familie von Paris angehört." Die Spannung stieg auf das Höchste bei dieser Nachricht, und man nannte vier und zwanzig Stunden darauf den Baron Gilbert de Voisins, Sohn eines Pairs von Frankreich und Gemahl der Tänzerin Taglioni, als denjenigen, an dessen Stelle der Mannequin in der Morgue läge. Da ich diesen Umstand brühwarm und unter Versicherung der größten Zuverlässigkeit aus dem Bureau des „Journal du commerce" erfuhr, so plagte mich der Teufel, ihn sofort in eine deutsche Zeitung zu schreiben; denn lebhaft, wie

ich bin, ſagte mir dieſe romantiſche Kataſtrophe, die ſich auch recht gut für eine franzöſiſche Civiliſations-Novelle eignete, ſehr wohl zu. Man kann ſich daher leicht denken, wie groß mein Erſtaunen war, als ich am nächſten Tage erfuhr, an der ganzen Geſchichte ſei kein wahres Wort. Mais Monsieur — erinnerte ich jenen Mitredacteur des Journal du Commerce — Monsieur le baron de Voisins, que dira-t-il? Rien, Monsieur, un homme, qui est soupçonné, d'avoir commis un crime, jugera toujours à propos, de se taire, l'opinion publique vaut mieux, que la vérité même. Baron Gilbert de Voiſins ſoll nun in der That ein etwas leichter Mann ſein und ſeiner Gemahlin faſt mehr koſten, als ihre Pas einbringen, aber zwiſchen Leichtſein und einem fertigen Verbrechen liegt doch in der That eine groſse Kluft, wenigſtens in juriſtiſchem Sinne. Allerdings hätte dem Baron eine Klage wegen verletzter Ehre gegen die fragliche Redaction zugeſtanden, indeß ſie würde ihm, ſelbſt wenn er der ſolideſte Charakter geweſen wäre, wenig geholfen haben, oder

doch nicht mehr, als der einfache Widerſpruch in den Journalen; denn der Pariſer macht ſich — wie geſagt — gern Romane ſolcher Art und wer ihm dabei als Stoff in die Hände fällt, iſt verloren. Die Dichtung erhält ſich länger in ſeiner Einbildungskraft, als die Wahrheit des richterlichen Urtheils, welches denen, die etwa durch die licentia poetica der öffentlichen Meinung Schaden nehmen, einen Erſatz bieten ſoll; man wird ſtets antworten: l'opinion publique vaut mieux, que la vérité même, und ſo gut das in manchen Fällen ſein mag, wo die juriſtiſche Wahrheit oft nicht die moraliſche Wahrheit iſt, ſo iſt es doch in allen leichtſinnigen Fällen äußerſt traurig. Aber wer war denn jener Verbrecher? wird man fragen. Irgend ein Abentheurer aus der Provinz, der zum Glück noch früh genug von einem Gensd'armerie-Chef, erkannt wurde, um keine weitere Veranlaſſung zu ähnlichen Vermuthungen und Erdichtungen zu geben. Aber der Mitſchuldige, deſſen man gern habhaft geworden wäre, hatte ſich, obnedie geringſten Spuren zu hinterlaſſen, aus dem Staube gemacht.

Unter den Gewölben des Justizpallastes befindet sich die bekannte Conciergerie. Außer in criminalistischer Beziehung ist sie in historischer merkwürdig. Die Septembergreuel drangen auch hierher, neunzehn Fuß unter den Niveau der anstoßenden Straßen, und die schönste und unglücklichste Königinn, die jugendlich leichtsinnige Tochter der sittenstrengen Maria Theresia, brachte hier die letzten drittehalb Monate ihres Lebens zu. Gewiß, die Schrecken der Revolution übertrafen die romantische Schule, aber die Befangenheit und Blindheit derer, die sie theilweise herbeiführten und theilweise ihr Opfer wurden, waren eben so groß, wie jene Schrecken. Die Menschen fallen wie Blätter vom Baum, aber die Kronen sitzen so fest, daß man ganze Generationen an sie wagen muß, will man sie denen vom Haupte reißen, die mit ihnen geboren und erzogen wurden. Noch sieht man hier das Schmerzenslager der Königin, der Kerker aber ist von Ludwig XVIII. in eine Kapelle umgewandelt worden, die ein Altar und zwei Gemälde ihrer Leiden zieren.

Die Marmortafel des Altars enthält eine sehr lange lateinische Inschrift in goldenen Buchstaben, die jener König, der sich bekanntlich durch Geist, Witz und Classische Latinität mehr auszeichnete, als durch Regenten-Vorzüge und Zeitbegriff, selbst dictirte. Sie lautet:

D. O. M.

Hoc in loco Maria, Antonia Josepha Joanna Austriaca, Ludovici XVI vidua, conjuge trucidato, liberis ereptis, in carcerem conjecta, per dies LXXVI. aerumnis, luctu et squalore adfecta, sed propria virtute innixa, ut in solio, ita et in vinculis majorem fortuna se praebuit. A scelestissimis denique hominibus capite damnata, morte jam imminente, aeternum pietatis, forditudinis, omniumque virtutum monumentum hic scripsit, die XVI. octobris MDCCXCIII. Restituto tandem regno, carcer in sacrarium conservatus dicatus est. A. D. MDCCCXVI, Ludovici XVIII. regnantis anno XVII., comite de Cayes a securitate publica regis ministro, praefecto aedilibusque curantibus. Quisque hic ades, adora, admira-

re, precare. — Das regnantis anno XVII iſt wieder ein Beweis, wie wenig Erfahrung die Bourbonen in ihrem Exil geſammelt hatten; im Jahre 1815 mußte der achtzehnte Ludwig noch ſeine Regierung durch eine Excurſion nach Gent unterbrechen, und ſchon im Jahre 1816 ließ er die juriſtiſche Fiction der Legitimität, die die Revolution als gar nicht dageweſen betrachtete, mit goldenen Buchſtaben auf den Denkſtein eines Opfers eben jener Revolution eingraben. Dieſer Monarch hatte nach dem alten feudalen Principe: le roi est mort, vive le roi, in dem Augenblick, als die Guillotine über das Haupt Ludwigs XVI. verfügte, den Thron beſtiegen, um funfzehn Jahre mit dem ſchönen Traum von der Krone zu ſchlafen, und er glaubte regiert zu haben. Fürwahr! in jenem regnantis anno XVII. liegt die ganze Geſchichte der Reſtauration, man war ſo einfältig, daß man ſelbſt den lieben Gott verbeſſern wollte, indem man ſofort damit anfing, die franzöſiſche Revolution zu vernichten. Scelestissimi homines nannte Ludwig XVIII. diejenigen, die im Jahre

1793 an der Spitze der Ereignisse standen, wären sie aber auch alle wie Herostratus gewesen, er hätte bedenken müssen, daß der Name jenes Mordbrenners nur deshalb auf die Nachwelt kam, weil es verboten war ihn auszusprechen. Und gewiß, die französische Revolution hatte tiefere Beziehungen, als der Brand des Dianentempels in Ephesus — nichts desto weniger hat man sie bis auf die neueste Zeit stets auf die scelestissimi homines zurückgeführt.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Das théâtre de la Porte-Saint-Martin. — La tour de Nesle. — Das Pathos der franzöſiſchen Tragoedie. — Boccage. Demoiſelle Georges. — Das théâtre du Palais Royal. — Virginie Déjazet. —

Das théâtre de la Porte-Saint-Martin, gewöhnlich kurzweg die Port-Saint-Martin genannt, iſt Deutſchland durch ſeine Schreckensſtücke und bunten Melodramen bekannt geworden; es bezeichnet jene ſehr populaire, oder romantiſche Richtung der franzöſiſchen Dramen, wie das théâtre français die Ariſtokratie, die Claſſicität und den akademiſchen Einfluß repräſentirt. Sprechen ſich hier auch im Parterre demokratiſche Tendenzen aus, ſo lange die Gardine die Scheidewand zwiſchen neuer und alter Zeit nicht aufgehoben hat, ſo wird doch, nach dem Beginn des Stücks, ſelbſt die Bour-

geoiſie klaſſiſch: Molière ruft eine einſtimmige Begeiſterung hervor, aber dieſe Begeiſterung, ſo laut ſie ſich äußert, ſie äußert ſich ſtets en chapeau-bas und en escarpins, während ſie in der Porte-St.-Martin mit aufgelöſten Haaren und oft halbnackt einherraſt. Hier findet man jezuweilen ein Publikum, das ſehr gemiſcht iſt, wie ich denn auf dem erſten Rang dicht neben mir einen feiſten Ouvrier in Hemdeärmeln und einen Conducteur einer Meſſagerie bemerkte, die mittelſt eines billets de faveur*) dieſe Poſition erobert hatten. Und doch bezeichnet — wie geſagt — die Porte-St.-Martin jene Richtung des franzöſiſchen Dramas, die einſt ganz Paris in zwei Hälften theilte: die Gardine dieſer Bühne iſt über und über mit Romantik bemalt, hier gewahrt man Scenen aus Victor Hugo und

*) Billets de faveur ſind Eintrittskarten, die von den Directionen der verſchiedenen Bühnen ausgegeben werden, wenn kein Andrang an der Caſſe zu erwarten ſteht. Man zahlt auf dieſe Billets nur ein kleines Aufgeld, nach Verhältniß der Plätze. Uebrigens geben die große Oper, die Italiäner und das théâtre français nicht ſolche Karten aus.

Alexander Dumas, hier lieſt man die Namen Schiller und Göthe auf einer Leinwand, die ſo bunt ausſieht, wie jene mit Mord, Galgen und Rad beklecksſte, welche unſere Bänkelſänger auf Jahrmärkten mit ſich umher führen. In der That, der Ton der Porte-St.-Martin läßt ſich häufig auf eben dieſe letztere Leinwand zurückführen, die den gemeinen Mann mit Graus und Schrecken erfüllt und ihm die Haare zu Berge treibt. Aber die Porte-St.-Martin treibt leider auch der Elite der Geſellſchaft die Haare zu Berge.

Solch' ein Moment erlebte ich in dieſem Boulevard-Theater, dem übrigens zwei der größten Schauſpieler angehören: Bocage und Demoiſelle Georges, der Talma und die Mars der romantiſchen Schule. Man gab la tour de Nesle, ein Stück, dem ich doch Unrecht that, wenn ich es mit einem Galeerenſclaven verglich, es gleicht vielmehr zwanzig Galeerenſclaven an einer Kette, es gleicht einem ganzen Bagno von Laſtern und Greuelthaten. Dichte irgend einer ein Stück, das mit Ehebruch, ge-

meiner Hurerei, Blutſchande und Mord des eigenen Kindes beginnt, das in ſeinem Verlauf neben dieſen Effecten eine Reihe von Schurkereien entfaltet, die gewiß nicht ſo vollſtändig und abgerundet im Bicêtre aufbewahrt werden, und das endlich einen Schluß bietet, der an Raffinement von Schändlichkeit und Gemeinheit den Anfang beſchämt hinter ſich läßt, und ich bin überzeugt, es iſt noch kein Thurm von Resle; denn der Thurm von Resle fügt zu allen jenen Scheußlichkeiten noch diejenige, daß die Helden derſelben menſchliche Gefühle haben: Elternliebe z. B. Und dann auch halte ich dafür, daß man einen Thurm von Resle nirgends anders dichten kann, als in Paris, und in Paris auch nicht allenthalben, ſondern nur in einer Umgebung, die aus Parant Duchatelets „prostitution de la ville de Paris“ und allem anderen laſterhaften Abfall der Hauptſtadt zuſammengeſetzt iſt. Und könnte man es, wahrlich, es wäre nur durch eine Einbildungskraft zu erklären, die bis über alle Schrecken der Galeere hinausragt. So nieder-

trächtig verfährt die franzöſiſche Literatur mit der ihr anvertrauten Zukunft Frankreichs.

Die Helden der „tour de Nesle“ ſind übrigens zum Theil fürſtlichen Geblütes, alle wenigſtens aber von gutem Adel, bis auf einige Schurken von Profeſſion, die indeß doch eine Entſchuldigung geltend machen können, nämlich ihre ſchlechte Erziehung und daß ſie nur Werkzeuge ſind. Margaretha von Burgund, Königin von Frankreich, die causa movens des Dramas, hat, als junge Dirne, mit dem Pagen ihres Vaters, der im Stücke unter dem Namen Buridan auftritt, wenn ich nicht irre, ein Zwillingspaar, oder gar zwei Söhne hinter einander erzeugt. Dem Vater konnte dies nicht gleichgültig ſein und man ermordet ihn, um der Strafe zu entgehen. Nun wird die Herzogin von Burgund bald darauf Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwigs X. Sie iſt ſehr liederlich und bedarf eines Harems von Männern. Dieſen legt ſie für ſich in dem Thurm von Nesle an, der einſt dort ſtand, wo jetzt die Akademie von Frankreich, und zwar

verfährt ſie dabei ſo, daß ſie den erkorenen Favoriten nicht vor der Schäferſtunde durch das Schnupftuch auszeichnet, ſondern nach derſelben dadurch, daß ſie ihn aus den Fenſtern des Thurms in die vorüberfließende Seine werfen läßt. Mit einem Worte, die Königin von Frankreich läßt ſich durch eine Vertraute jede Nacht einen jungen Menſchen von der Straße in den Thurm von Nesle zuführen, und am Morgen läßt ſie ihn durch einen Vertrauten tödten. Uebrigens trägt ſie zu mehrer Sicherheit noch eine Maske bei allen jenen Vergnügungen, damit niemand, der vielleicht dem Dolch der Mörder und den Fluthen der Seine entrinnen könnte, der Welt die petits plaisirs J. allerchriſtlichſten Majeſtät verrathe. Das Stück beginnt nun damit, daß Margarethe von Burgund mit ihrem eigenen Sohn, mit jenem Sprößling des kleinen Pagen am Hofe ihres Vater, eben aus dem Bette ſteigt. Sie hat eine Spur von Aehnlichkeit mit ihrem Kinde, um welches ſie ſich bis dahin natürlich nicht im Geringſten bekümmert hat, in

dem rüſtigen jungen Buhlen gefunden, ſie will ihn retten. Aber der Thor iſt ſo verliebt, daß er um jeden Preis das Angeſicht der Königin ſehen will, und dieſe iſt wieder ſo verliebt, daß ſie ihm nichts abſchlagen kann, ſelbſt ihr Angeſicht und den Tod nicht, der darauf ſteht. Alſo, ſie nimmt die Maske ab, und der unglückliche liederliche Bube ſinkt, von dem Dolch des Vertrauten getroffen, mit dem Ausruf: Marguerite de Bourgogne, reine de France! zu Boden und ſtirbt. Solche Scenen wiederholen ſich unaufhörlich, aber ſie ſind, der Abwechſelung wegen, mit anderen ſpannenden Lumpereien über und über vermiſcht, in denen ſich jeder der Mitſpielenden bemüht, ein größerer Schurke, als der andere zu ſein. Am Ende aber bricht die Kataſtrophe in Elternliebe aus: beide Söhne ſind umgebracht, und Buridan und Margaretha heulen und wehklagen, wie ein Epicier der rue St. Dénys am Sarge ſeines Kindes. Man könnte jetzt noch gerührt werden, träte nicht glücklicherweiſe ein Offizier mit Wache dazwiſchen, der „alle diejenigen

verhaften soll, die er im Thurm von Nesle finden wird."

Eine Sage solcher Art, in Betreff des „Thurms von Nesle," soll sich wirklich bei einem alten Chronisten — Brantome, wenn ich nicht irre — vorfinden, aber ihre Unhaltbarkeit ist durchaus erwiesen. Es fragt sich also nur, ob in jener Sage poetische Motive vorhanden sind, die die historische Unorthographie ausgleichen, und man wird sie vergebens suchen; denn was wir auch von der Emancipation des Fleisches halten mögen, bis zu diesem Grade wird sie selbst von H. Heine nicht vertheidigt werden, oder man müßte dann die partie honteuse von Paris, wie sie Duchatelet schildert, für die Poesie der Hauptstadt Frankreichs halten. Uebrigens hat Victor Hugo, wenn auch nicht mit so gemeinen Farben, doch eben so wenig motivirt, einen andern Gegenstand behandelt: ich meine Marie Tudor. Von historischer Wahrheit darf hier auch keine Rede sein, und die poetische Wahrheit ist wieder die äußerste Emancipation des Fleisches. Ich aber meine, daß

wir die Poeſie nur in dem Kampfe des Fleiſches mit dem Geiſte und was aus ihm fließt zu ſuchen haben, und daß in dieſem Sinne jener einfache Bibelſpruch: Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach, beſonders den dramatiſchen Dichtern als Norm vorſchweben kann. Woher ſollen ſie Helden bekommen, ohne Kampf? Mußte nicht ſelbſt jenes Alterthum, das ſogar ſeinen Göttern Fleiſch und Blut und Leidenſchaft gab, das unbeugſame Fatum über ſie ſetzen? Die Emancipation des ſinnlichen Menſchen wurde damals nirgends in Frage geſtellt, und doch bedurfte die Dichtung eines Gegenſatzes, der allein die alte klaſſiſche Tragödie möglich machte, ich meine eben jenes Fatum. Ein ſolcher Gegenſatz fehlt aber dem franzöſiſchen Drama ganz, hier ſind nur Menſchen anzutreffen, die ſich auf dem Lotterbett der Begierden dehnen und die, wenn ſie ſterben, von nichts anderem den Tod haben, als von einem Conflict jener Begierden mit anderen: man bricht ſich den Hals, weil man ſich im Wege ſteht.

So wenig, wie die Tendenzen der Porte

St. Martin, so sehr haben mich jene Schauspieler entzückt, die ich oben nannte, Bocage und Demoiselle Georges. Doch bevor ich sie bespreche, muß ich einige Worte über das Pathos der französischen Schauspieler voranstellen. Das Pathos der französischen Tragödie ist durchaus nicht eine specielle Sprache der Kunst, ein Cothurn des Vortrags, nein! es ist vielmehr nur der nationale Ausdruck der Kunst, in dem Pathos der französischen Schauspieler liegt die Passion des französischen Volks. Ein jeder Franzose, der in Affect geräth, wird mehr, oder weniger, nach Maßgabe des Gegenstandes, in Pathos ausbrechen; da, wo sich Leidenschaften und Handlung einmischen, ist das Pathos der einzige Rede-Styl.

Ich habe schon an einem ändern Orte von der „émotion“ des Franzosen gesprochen. Eine Sprache des Gefühls kennt der Franzose nicht, das Wort ist bei ihm That, und weil die That stets im Volke ist, so ist auch das Wort im Volke. Der Ouvrier mag nicht lesen und schreiben können, aber er kann reden. Und wer

kann in Frankreich nicht reden? Nennt mir ihn. Geht z. B. in die Tribunäle und sagt mir, ob ihr dort irgend jemand findet, der, wenn die Reihe an ihn kömmt, nicht ein festes und verständliches Französisch spricht, ein Französisch, in welchem sich Styl und Fluß vereinen? Leset nur die „Gazette des Tribunaux," wenn Ihr die Tribunäle nicht besuchen könnt, und Ihr werdet finden, daß ich Recht habe; denn die Journalistik verbessert hier nichts. Also das Wort ist in Frankreich dem Volke, und das Wort ist synonym mit That. Nicht nur daß große Redensarten, von der Sonne von Austerlitz an, die Napoleon vor jeder Schlacht benutzte, bis zu Cambronne's Worten: la garde ne se rend pas, elle meurt, die Franzosen selbst in den Tod trieben, nein! das Wort führt in Frankreich nicht nur zur That, es ist That. Der Franzose spricht stets in Leidenschaften und Handlungen, hört man ihn nicht, so sieht man ihn doch sprechen. Ein Streit im Café wegen eines Zeitungsblattes wird so lebhaft und ernstlich verfochten, wie eine Dis-

cuſſion über die Apanage in der Deputirten-Kammer; ſteht hier ganz in der Ferne, hört nicht ein Wort — wenn das anders möglich iſt — und ſagt mir, ob Ihr nicht Alles ſehet, was verhandelt wird; denn der Franzoſe ſchlägt mit Worten, er wird deshalb auch in einem Privatzwiſte die Fäuſte nie gebrauchen. Aber die Leidenſchaft im Vortrag des Franzoſen iſt häufig weit größer, als ſein Ernſt, er meint es bei weitem nicht ſo ſchlimm, als ſein Ton andeutet; denn der Franzoſe iſt ein ſehr groſſer Comödiant, ein „geborener Comödiant“ — wie Heine ſo richtig bemerkt. Betrachten wir nur die „gloire française“ und die ganze Geſchichte des Kaiſerreichs, ja ſelbſt die des Zeitalters Ludwigs XIV. dazu, und wir werden eingeſtehen müſſen, daß das franzöſiſche Volk aus purem Comödiantismus die größten Heldenthaten vollbracht hat. Oder iſt es nicht etwa Comödiantismus, ſich z. B. bloß für den Nachruhm des Namens todtſchlagen zu laſſen? Jetzt wenigſtens weiß man doch, daß der Franzoſe nicht mit einer Spur von Chriſtenthum in die Schlacht

geht, sondern nur mit der erschrecklichsten Negation, und doch haben diese Leute vor Constantine so tollkühn gefochten, als hätten sie einen russischen Unsterblichkeitsglauben. Mit einem Worte, die Geschichte der „gloire française“ hat viel von einer Theaterfeierlichkeit an sich, und Napoleon wußte diese Stimmung immer trefflich zu benutzen, ja diese Stimmung lebt noch in diesem Augenblick so sehr in dem Franzosen, daß man sich, als General Damrémont vor Constantine fiel, allgemein darüber wunderte, daß der Herzog von Rémours nicht ein großes Wort an der Leiche geredet habe.

Ich sagte, die Leidenschaft des Franzosen im Vortrag sei häufig weit größer, als sein Ernst, und nach der Erklärung, die ich dieser Behauptung hinzugefügt habe, wird man es begreiflich finden, muß man auch zugeben, daß diese Leidenschaft jeden Augenblick bereit sein wird, voller Ernst zu werden; denn wie sehr der Franzose auch renommirt, er renommirt nie ohne jene Perspective, die seine Renommisterei

nicht nur erträglich macht, ſondern ihr auch ſtets Bewunderung verſchaffen wird — ich meine die Aufopferung. Aber das theatraliſche Gepräge ſeiner Leidenſchaft und Begeiſterung verlangt einen gewiſſen grotesken und feierlichen Styl, und dieſer Styl iſt wieder das Pathos.

Alſo das Pathos iſt eine nationale Declamation, nur wird ſie auf der Bühne geregelt und kunſtgerecht gemacht. Ich aber möchte behaupten, daß, unter dieſer Vorausſetzung, die franzöſiſche Bühne wenigſtens in relativer Hinſicht die größten Schauſpieler aufzuweiſen hat, einmal weil ſie geborene Comödianten ſind, und dann auch weil ihre Kunſt in dem Volke und in der Geſchichte dieſes Volkes eine Anlehnung findet, wie ſie z. B. Deutſchland und England ihren Schauſpielern nicht bieten können. Wir Deutſche, mit unſeren innigen, warmen, bürgerlichen Gefühlen haben zudem ſogar eine Abneigung gegen die Bühne, wir gebrauchen das Wort theatraliſch als einen Vorwurf, uns muß der Schauſpieler, ohne daß er

Sympathieen für die Bühne in uns vorfindet, überwältigen, sollen wir es ihm verzeihen, daß er Comödie mit uns spielt. Der deutsche Schauspieler ist also auch schlimmer in Betreff der Wirkung daran, als der französische, er wird selten einen Standpunkt in der Nation — die territorialen Hindernisse ganz abgerechnet — erringen, weil seine Kunst nie ein nationales Gepräge haben wird. Er kann groß sein, aber man wird ihn nicht in dem Maße anerkennen, wie er es verdient. Und was ist die Größe des dramatischen Künstlers, ohne die volle Anerkennung der Mitwelt? Die Nachwelt kann hier nur nach-, aber nicht anbeten, sie kann nur die Größe bewahren, die ihr die Traditionen bringen, aber nichts verbessern und ergänzen. Talma stand auf dem Gipfel der Nationalität; er war so groß, wie das französische Volk; Devrient stand auf dem Gipfel des Berliner Hoftheaters, er war in dem Maße groß, als er seine Größe bei den verschiedenen deutschen Bühnen accreditiren konnte. Oberflächliche Recensenten und ein indifferentes Publi-

kum entſchieden über ſeinen Ruhm: dem Volke ſtand er, wie jeder Schauſpieler, fern.

Boccage und Demoiſelle Georges ſind ſicher in allen Beziehungen zwei große Darſteller. Betrachten wir zuerſt die Dame. Sie ſtammt aus einer klaſſiſchen Periode, einmal war ſie früher eine Zierde des théâtre français, und dann ſpielte ſie nicht nur mit Helden, ſondern lebte und liebte auch mit dem größten. Man erzählt ſich in dieſer Hinſicht einen ergötzlichen Vorfall, den ich aber — was den Kaiſer betrifft — nicht für wahr halte. Napoleon litt bekanntlich an heftigen Krämpfen, die ſich oft zu Convulſionen ſteigerten. Er wurde von ihnen in einer Schäferſtunde mit der Georges befallen, wahrſcheinlich aus überreizter Stimmung. Die geängſtete Schöne aber bedachte nicht, daß ſie ſich in den Tuilerien befand, ſie ſchellte und — Joſephine trat ein. Wie geſagt, ich glaube nicht, daß Napoleon ſo rückſichtslos war, ſeine Geliebte in die geheimen Appartements ſeines Hauſes einzuführen, und die Kaiſerin wird wahrſcheinlich ein Zuſatz der

geſchäftigen Fama ſein, die dieſe Scene aus der Wohnung der Georges in die Tuilerien verlegte, aber die Ohrfeige, die — wie man behauptet — der Kaiſer der letzteren während der Entwickelung dieſer Aventure reichte, war, aller Vermuthung nach, die Weihe des Fatums, das ſie ſeit jener Zeit größer, als nie zuvor in der claſſiſchen Tragoedie veranſchaulichte.

Wie man mir glauben wird, iſt Demoiſelle Georges über die beſten Jahre hinaus, und man könnte behaupten, ſie würde ohne Maske Niemand verführen, aber ihr Auge iſt dunkel, groß und kühn, und was iſt nicht eine tragiſche Schauſpielerin mit einem ſolchen Auge! Wenn ich von der Mars behauptete, in ihrem Auge ſtehe eine ganze Comödie Molière's geſchrieben, ſo kann ich von der Georges behaupten, in ihrem Auge ſpiegeln ſich die Eumeniden. Milde, bürgerliche, ſentimentale Empfindungen ſucht man hier vergebens, die Georges wird nur wie Medea lieben können, oder in der romantiſchen Weiſe von Marie Tudor und eben jener Margaretha von Burgund, die ſie heute

darſtellte; ihr Auge gleicht jener Schlange, deren Anblick uns feſtbannt, wir möchten ihm entfliehen, aber wir können es nicht, wir wiſſen, daß wir den Tod aus dieſem Auge trinken werden, aber dieſes Auge hat einen unendlichen Zauber, dem wir uns nicht entziehen können. So ſah Demoiſelle Georges als Margarethe von Burgund aus, und doch war ſie nicht außergewöhnlich wild, ſie raſte nicht, wie die Dorval im théâtre français, die ſich von den Leidenſchaften bei den Haaren auf der Bühne umherzerren läßt, nein, ſie war „calme,“ wie der Franzoſe ſagt, aber dieſe Stille glich dem Samum der Wüſte, der lautlos über den Sand ſtreift und was Leben athmet, vernichtet. Um der Georges willen verzeihe ich dieſer Margarethe von Burgund, ſie machte, was ſcheußlich war, entſetzlich, ſie riß dieſe Mißgeburt aus dem dürren Boden der Gemeinheit und goß ein Leben durch ihre Adern, das an Prometheus entzündet war. Aber abgeſehen von der Poeſie in dieſer Leiſtung muß man auch den alten Damen, die einſt an Talma's Seite

ſtanden, und den Cothurn ſtets wie Halbgötter traten, eine klaſſiſche Grazie zugeſtehen, die den urſprünglichen romantiſchen Schauſpielerinnen abgeht. Sie beherrſchen ihre Leiſtung, während die Dorval z. B. ſich ihr ganz hingibt, ſie wiſſen immer, was ſie dem Publikum ſchuldig ſind, ſie ſuchen dem Materialismus eine geiſtige Seite abzugewinnen, ſo ſchwer das auch halten mag. Mit einem Worte, Demoiſelle Georges ſpielte die Margaretha von Burgund geiſtreich, ſie machte aus einer H... einen tragiſchen Charakter und erinnerte in der trivialſten Rolle an die Lady Macbeth von Sophie Schröder.

Boccage mahnt mich in mehr, als einer Hinſicht an den verſtorbenen Devrient. Das romantiſch-dämoniſche Princip waltet auch in ihm vor, aber er hat es beſſer in ſeiner Gewalt, als jener, der immer zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte, das Haupt über die Wolken hinausragend, die Füße von den ſtygiſchen Fluthen beſpült. Boccage ſteht auf der Erde feſt, er iſt zunächſt Menſch, aber ſein Buridan

hatte soviel vom Teufel an sich, als eben jener Mensch vertragen kann. Zergliedern kann man eine solche Leistung nicht, das Entsetzen, welches aus ihr sprach, glich dem Medusenhaupte, das durch seine zurückschreckende Kälte am Furchtbarsten wirkt; denn auch Boccage gebraucht keine außergewöhnlichen Mittel, er weiß, daß das Ungeheure keine äußeren Zuthaten erfordert, wie denn die Nachkommenschaft des Phorkys und der schönen Ceto, bis auf ihr Aussehen, das nun einmal die sinnliche Mythologie der Alten bedurfte, meist an die Phantasie verwiesen ist, und diese Phantasie in einen Strudel von Grausen zu versetzen, das, wie die Erzeugung der Ungeheuer der Alten, mit der Geburt des Geheimnißvollen und Räthselhaften endet, versteht Boccage meisterhaft. Sein Wuchs ist schlank und sein Auge brennt dunkel, seine Gesichtszüge sind fein und voll Ausdruck, man kann ihn nicht nur einen interessanten, sondern auch einen schönen Mann nennen; aber vor allen Dingen ist er, wie alle bedeutenden französischen Schau-

spieler, ein geistreicher Darsteller. Worin liegt die Wahrheit mehr, als mit kleinen und natürlichen Mitteln große Wirkungen hervorzurufen? Buridans Erzählung im Kerker, die Margaretha von Burgund die nöthige Aufklärung gibt, wer er ist und was sie von ihm zu fürchten hat, tödtet sie ihn, der wehrlos auf Stroh gebettet und gekettet zu ihren Füßen liegt, ist wirklich entsetzlich plump und auf einen Effect zugeschnitten, gegen den Hildebrandts Romane Milch und Honig sind; aber ich hing mit einer Theilnahme an Augen und Lippen des Darstellers und befand mich in einer Spannung, die ich niemals in einem deutschen Theater, wo man solchen Scandal um keinen Preis zur Aufführung bringen dürfte *), empfunden habe. Buridan reichte Margarethen das Entsetzen tropfenweise, sein Geheimniß war bereits außer ihm, sie konnte es nicht mehr durch den

*) Freilich ist der „Thurm von Nesle" in Hamburg gegeben worden, aber dort muß man seit der großen Bühne die Interessen aller berücksichtigen, auch die der Matrosen.

Dolch, den sie im Busen verborgen hielt, vernichten. Beide versteinerten allmälig einander gegenüber, wie wenn beide den Schild der Minerva sich vorhielten, und nun die Bitte Buridans an die frühere Buzlin, seine Fesseln zu lösen und die Sicherheit und teuflische Ruhe in seinem Blick, nun die Ueberwindung Margarethens, der Sieg hier, die Niederlage dort, und doch schon die Perspective, daß man den Kampf gegen einander von Neuem beginnen wird — gewiß ein solcher Eindruck gestaltete sich zu einer neuen Dichtung, die mich den Thurm von Nesle ganz vergessen ließ: ich bewunderte zwei der größten Mimen Frankreichs.

Uebrigens muß man wirklich starke Nerven besitzen, will man einen ganzen Abend in der Porte-Saint-Martin aushalten: meistens werden dem Publikum hier zehn lange Acte geboten, dem Thurm von Nesle in fünf Acten und neun Tableaux *) folgte „La duchesse de Lavauba-

*) Tableaux sind Unter-Abtheilungen der einzelnen Acte.

lière," in fünf Acten; um sechs Uhr begann man und um Mitternacht fiel die Gardine des letzten Acts. Die Franzosen können nicht genug Graus und Entsetzen mit ins Bett nehmen.

Aus der Porte-Saint-Martin mögen mir die Leser in das théâtre du palais royal folgen, zu Virginie Déjazet, der Grisette par excellence, der Hebe des französischen Vaudeville. Irgend einer, der nicht zum besten Französisch verstand, übersetzte Vaudeville durch Stadtkalb, aber diese Bezeichnung ist nicht so sinnlos, wie man glauben möchte. Das Vaudeville ist in der That ein Kalb der Stadt Paris, man versteht es nur hier aus dem Grunde, dieses seltsame dramatische Gemisch, das von Lachen zu Thränen überspringt, von ausgelassener Laune zur Rührung, von der Trivialität zum Erhabenen. Es gebehrdet sich in der That wie ein Kalb, aber es ist ein geistreiches Kalb, wie ganz Paris. Das Vaudeville ist der Januskopf der „Hauptstadt der Welt," so hat man seit der ersten französischen Revolution in der Politik, der Gesellschaft, ja sogar in der

Religion geſpielt. Und geſungen hat man auch, wie im Vaudeville, heute des „allons enfans de la patrie“ morgen „où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille“, gewiß ein Grund, weshalb ein großer Theil der franzöſiſchen Geſchichte in Vaudevilleform gebracht wird: jeder Held muß ſeine Couplets ſingen, vom gamin de Paris an bis zum Kaiſer. Aber, da hätt' ich bald zu viel behauptet, der Kaiſer ſingt nicht, er hört die Anderen nur ſingen, denn ſo leichtfertig die Franzoſen auch ſind, vor Napoleon haben ſie noch jetzt eine entſetzliche Ehrfurcht; wenn Alles durcheinander tobt und Freude und Schmerz ihre Hocuspocus machen, ſteht er allein, theilnahmlos und groß in dem Gewirre, er ſingt nicht, er ſpricht nicht einmal; denn man kann wahrſcheinlich keine Worte für ihn finden, und beſchränkt ſich darauf, ihn zu beſchauen und anzuſtaunen. Napoleon ſteht immer auf der Höhe der Vendomeſäule, ſelbſt im Theater, ſelbſt im Vaudeville.

Ich ſprach von Virginie Déjazet, und wenn ich von ihr ſpreche, ſo fällt mir immer

das aufrichtige Geſtändniß aus einem Vaudeville ein, das ſie mit ſo unnachahmlicher Treuherzigkeit und Luſt betonte: „j'ais beaucoup péché et je veux encore plus pécher.“ Der Setzer ſetze ja nicht etwa aus Zartgefühl pêcher, es iſt hier nicht von fiſchen die Rede, ſondern einfach von ſündigen, und Demoiſelle Déjazet wird deſſen kein Hehl haben; denn ſie iſt die aufrichtigſte Sünderin von ganz Paris; ſie iſt auch die geiſtreichſte und liebenswürdigſte. Abgeſehen von den witzigen und ſprühenden Einfällen dieſer Dame, welche in der Tradition leben, beſitzt Paris ſogar ein ganzes Buch ihrer Laune: le perroquet de Déjazet, aus welchem der zarte und empfängliche Theodor Mundt die Philoſophie der Déjazet in ſeinem Delphin von 1838 entlehnte. Und wenn man hier z. B. lieſt: „Eine verſtellte Prude ſagte in Gegenwart der Déjazet und mit einem epigrammatiſchen Ton: ich, ich halte auf meinen Ruf! — „Ja wohl, Sie haben ſich immer an Kleinigkeiten geheftet!“ entgegnete die kauſtiſche Schauſpielerin,“ ſo wird man, trotz der Poin-

te, die allerdings in der Kleinigkeit des speciellen Rufs jener Dame liegt, doch erkennen, daß Virginie Déjazet eine aufrichtige Sünderin iſt, wie ich oben behauptete. Dieſe Naivität aber, dieſe glänzende, aber durchaus nicht erkünſtelte Naivität der Sünde erhebt ſie zur Hebe des Vaudevilles und der Griſetten; denn gerade in dieſem Genre iſt ſie unübertrefflich. Man wird ſich aus dem Capitel: „die Pariſer“ erinnern, daß die Griſetten aus der Noth eine Tugend machen, daß die moraliſche Ueberzeugung das Hauptmoment ihres Charakters iſt. „J'aime mon père, je le soutiens, mais j'aime aussi mon ami et je jouis de ma vie, c'est la volonté du bon dieu.“ Dieſe Philoſophie mag man in Deutſchland für verabſcheuungswürdig halten, aber in Paris iſt ſie wenigſtens verzeihlich; denn „das Leben iſt doch ſchön“ und Stoiker werden wir meiſtens nur aus Noth: der Stoicismus iſt die Philoſophie der Unglücklichen. Aber geſetzt auch, dieſe Betrachtung der Dinge wäre ſelbſt in Paris verabſcheuungswürdig, ſo exiſtirt ſie doch nun einmal, ein ganzer

beſtimmter Typus der Pariſer Bevölkerung hält ſich daran, man will, wenn auch nicht die goldenen Früchte, doch den kupfernen Inhalt des Lebens genießen, man will nicht, ein freiwilliger Siſyphus, ſtets Steine auf den Berg wälzen, man wirft ſich in die Strömung der Welt, wird häufig von ihr verſchlungen, aber auch eben ſo häufig auf das Trockene getragen, zu einem gemächlichen Leben. Wie geſagt, dieſe Lebensanſicht iſt die der Griſetten, und Demoiſelle Déjazet iſt eine Blumenleſe jener ſchönen Kinder; was ſich unter ihnen nur an Jugend, Heiterkeit, Keckheit, Laune, Treuherzigkeit, Uebermuth, Ausgelaſſenheit, Frivolität und Aufopferung vorfindet, das vereint ſie zu einem ſüßen, duftenden Potpourri, dem aber, trotz aller Kunſt, nie die Wahrheit fehlen wird. Als Griſette par excellence wird mir Virginie Déjazet ſtets unvergeßlich bleiben: ich ſah ſie nämlich in der Rolle der Frétillon. Frétillon beginnt, wie alle Griſetten, au grénier mit einem ami, wie man ihn dort findet, und bei Bier und Käſe. Aber ſie macht in der

Folge ihr Glück, fällt einem reichen Wüſtling zu, wird dame entretenue, reich und einflußreich. Kann ſie auch nicht die Unſchuld ihrer erſten Liebe retten, ſo bewahrt ſie doch die Treue: ſie beſucht ihren alten ami in St. Pélagie, ſie trinkt mit ihm und ſeinen Freunden Champagner, ſie lärmt und tobt mit der gutmüthigſten Liederlichkeit von der Welt um die Wette. Wie kann man ſo etwas auf die Bühne bringen? wird Deutſchland fragen. Aber es iſt eigens für die Déjazet geſchrieben. Wie kann man ſo etwas mit anſehen? wird Deutſchland fragen. Aber die Déjazet hat einen Liebreiz, der ſelbſt die Unſittlichkeit verklärt. Man ſpreche deshalb nicht das Anathem über mich aus; ich will nichts vertheidigen, ſondern nur den verführeriſchen Reiz dieſer Schauſpielerin ſchildern. Sie iſt nicht jung: vielleicht zählt ſie in den Vierzigen; ſie iſt nicht ſchön: höchſtens etwas hübſcher, als Demoiſelle Lindner, aber ſie iſt eine Schlange im Paradieſe, oder vielmehr ein Paradies in einer Schlange. Mit einem Worte, man kann das eminente

Talent der Déjazet nicht definiren, aber fühlen und anbeten muß man es, mag man auch noch so tugendhaft sein. Was wird man z. B. von einer Sängerin im Vaudeville halten? Was wird sie anders leisten, als nothdürftig einige Couplets singen? Gewiß der Gesang ist hier Nebensache? Aber die Déjazet leistet allerdings ganz andres, und der Gesang im Vaudeville ist keine Nebensache. Ich habe schon gesagt, das Vaudeville sei durchaus französisch, durchaus national, aber die einförmige „chanson“ mit Geist und Anmuth zu durchdringen, den Tropfenfall des Rhythmus zu einer schäumenden Fontaine zu verklären, die schleichende Melodie zu einem Feuerwerk, das zündende Raketen nach allen Seiten sprüht und Alles wieder in seinem Schooße versammelt, in der ursprünglichen einfachen Weise, das kann nur Virginie Déjazet. In dieser Hinsicht ist sie die Sonntag des Vaudeville. Und nun ihre Darstellungsweise! Der Stoff ist von der Oberfläche des Lebens, oft fehlt selbst die Anregung, wenigstens die poetische; aber Virginie ist die Idea

ex machina, ſie ſchafft und iſt Alles durch ſich ſelbſt. Und was iſt ſie ſelbſt? Ein Perpetuum mobile, eine ewige Springkraft einer Schönheit, die ſich eben nur auf jene Motive zurückführen läßt, „für die es“ — wie der geiſtreiche und tiefſühlende Mundt bemerkt — „keine Analogieen gibt.“ Gewiß, man kann Virginie Déjazet mit keinem anderen Maßſtab meſſen, als mit dem des Enthuſiasmus.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Welches Intereſſe nimmt Paris und Frankreich an deutſchen Zuſtänden? — Gründe der abſichtlichen und natürlichen Indifferenz der Regierung ſowohl, wie der Stimmführer, in Betreff Deutſchlands. — Die franzöſiſche Diplomatie in Vergleich mit der der öſtlichen Mächte, und Hinweiſungen auf die engliſche. — Die Brochure eines alten Diplomaten, von welcher man in Deutſchland keine Kunde erhielt. — Elſaß und Lothringen in Beziehungen zu Frankreich. — Erklärung der Oppoſition dieſer Provinzen gegen die Regierung. — Der Finanzminiſter Humann und Herr Cormenin über denſelben. — Die deutſche Sprache und Literatur in Frankreich und Herr Savoye. — Ueber die Theilnahme, welche die verſchiedenen Partheien den deutſchen Zuſtänden ſchenken. — Raspail, der „Reformateur„ und Börne ſuchten eine Vermittelung der Intereſſen herbeizuführen. —

Ich habe bereits im zweiten Bande die Stellung der franzöſiſchen Journaliſtik zum Auslande geſchildert. Ich will es nunmehr verſuchen, die Stellung der franzöſiſchen Regierung

zu Deutſchland darzuſtellen, nicht die äußere, die diplomatiſch-formelle, die durch das europäiſche Gleichgewicht veranlaßte, ſondern die pſychiſche — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — oder wenigſtens die mediciniſche. Mit einem Worte, in wie fern bekümmert ſich die franzöſiſche Regierung um die inneren Zuſtände Deutſchlands? Aus der Beantwortung dieſer Frage wird auch mehr oder weniger die Stellung der deutſchen Literatur zu Frankreich erklärbar ſein; denn was könnte den literariſchen Einfluß auf Frankreich beſſer bewirken, als eine Unterſuchung der politiſchen Schickſale, Erlebniſſe und Meinungen des Landes, dem jene Literatur angehört? Frankreich führt ein ſo ausſchließlich politiſches und öffentliches Leben, daß es ſich um deutſche Literatur nur aus dieſen Motiven bekümmern wird. Was freilich die Regierung betrifft, ſo muß ſie außerdem Gründe haben, die inneren Zuſtände eines Landes kennen zu lernen, zu welchem Frankreich in ſo mannigfachen und nothwendigen Beziehungen ſteht. Damit wir aber dieſes Verhältniß

vollſtändig erörtern, ſo wollen wir die Frage noch allgemeiner faſſen. Die franzöſiſche Regierung repräſentirt nämlich Frankreich ſtets nur bedingt und unter Vorausſetzung der geſetzlichen Modificationen; wir fragen alſo:

In wie fern iſt politiſches Intereſſe für die Angelegenheiten Deutſchlands in Frankreich vorhanden, erſtens bei der Regierung und zweitens bei den übrigen Stimmführern der Nation?

Noch vor Kurzem ſtellte man ſich in Deutſchland die franzöſiſche Regierung und die Partheien: die Carliſten zumeiſt, die Republikaner aber mehr, oder weniger als einen Januskopf vor, der hier die franzöſiſchen Zuſtände und dort die deutſchen ſorgſam in's Auge faſſe. Die Julius-Revolution und die ſich daran knüpfenden deutſchen Ereigniſſe waren der Grund dieſer Anſicht. Regierung und Partheien hieß es — eine jede nach ihrem Intereſſe, lauerten mit ſpähenden Blicken auf eine Gelegenheit, von unſern innern Zerwürfniſſen Vor-

theil zu ziehen. Ja man ging so weit, zu behaupten, man wäre in Paris augenblicklich auf das genaueste von Allem unterrichtet, was sich diesseits des Rheins begäbe, man unterhalte Emissaire, Spione, ununterbrochene Correspondenzen, mit einem Worte, man legte Deutschland eine große Wichtigkeit in den Augen jener Herren bei. Ist man nun auch späterhin von diesem Vorurtheil zurückgekommen, so wird man doch noch immer der Meinung sein, Frankreich interessire sich mehr für deutsche Zustände, als solches wirklich der Fall ist. Liest man nicht, auch noch in neuester Zeit in den französischen Blättern umständliche Détails über die Göttinger Vorfälle, über die hannöverschen Angelegenheiten, über die Schicksale der Frankfurter politischen Gefangenen? Hat nicht die Cölner Streitfrage die Partheien in Frankreich in Bewegung gesetzt? Die „gazette de France“ ist ja sogar in Preußen verboten worden. Diese anscheinende Theilnahme läßt sich indeß bald widerlegen, wenn man einmal das berücksichtigt, was ich im ersten Bande dieses Buchs

über die Beachtung fremder Zuſtände von Seiten der franzöſiſchen Journaliſtik bemerkte: man erwähnt und benutzt ſolche Zuſtände zu ſpeciellen Partheizwecken, und dann muß man auch bedenken, daß eine ſolche Beachtung häufig von Deutſchen in Paris ausgeht, die über ſolche Gegenſtände referiren. Welcher Franzoſe wird ſich für die Göttinger Profeſſoren intereſſiren? Und wenn man für den Erzbiſchof von Cöln und gegen Preußen in der That lebhaft intervenirte, ſo war das theils eine katholiſche Angelegenheit, theils eine franzöſiſch-politiſche, die alte Sympathie für die Rheinprovinzen, in welcher Republikaner, Carliſten und Regierung übereinſtimmen, fand Gelegenheit, ſich auszuſprechen.

Erwägen wir nun jene Frage ſpecieller, ſo wird die Antwort die ſein müſſen, daß ſo wenig die franzöſiſche Regierung, wie die Staatsmänner ſich eifrig bemühen, Aufklärungen über Deutſchland einzuſammeln. Ja, man kann behaupten, daß daſſelbe nicht nur hinſichtlich Deutſchlands, ſondern auch hinſichtlich aller

europäiſchen Staaten ſtattfindet, die nicht Parlamente und Freiheit der periodiſchen Preſſe beſitzen. Dieſer Indifferentismus geht ſogar von der Regierung aus, er ſcheint mitunter abſichtlich zu ſein. Freilich kann man dieſelbe Wahrnehmung bei England machen, auch die engliſche Regierung iſt, wenigſtens in Betreff der öſtlichen Staaten, höchſt nachläſſig, die Miniſterien des Auswärtigen beider Länder tappen meiſt im Dunklen. Frankreich bereits ſeit 1808, England wenigſtens ſeit 1820; denn bis zum griechiſchen Aufſtande war es der Verbündete der nordiſchen Mächte, die vielleicht heut zu Tage allein im Stande ſind, ſich von dem Zuſtande fremder Länder und den Abſichten derer, die an der Spitze ihrer Angelegenheiten ſtehen, Kenntniß zu verſchaffen. Dieſer Zuſtand iſt gewiß als die einzige Urſache zu betrachten, weshalb beide Cabinette, das franzöſiſche ſowohl, wie das engliſche ſeit der Reſtauration beſtändig in allen diplomatiſchen Spielen verloren. Talleyrand, der alte deus ex machina, der einzige franzöſiſche Diplomat, der europäiſche

Fühlfäden hatte, wurde alt, während die Verhältniſſe der Diplomatie ſich neu geſtalteten, er mußte ſich in delphiſche Orakelſprüche hüllen, oder eingeſtehen, er kenne die Diplomatie nicht mehr. Gewiß wird ſich ein jeder jener Verlegenheit aller miniſteriellen franzöſiſchen Journale erinnern, als von den letzten Zuſammenkünften der öſtlichen Monarchen in Kaliſch, Töplitz, und Prag die Rede war. Man war nicht einmal im Stande, Conjecturen über die möglichen Gegenſtände der Berathung zu machen; denn die hundertmal breit getretenen ſpaniſchen und orientaliſchen Wirren reichten für die Neugier nicht aus. Welche Erklärung erfand man nun? Eigentlich gar keine, man griff zu Alexanders Schwert und zerhieb den gordiſchen Knoten, indem man behauptete, das Ganze ſei eine ungeſchickt vom ruſſiſchen Cabinette angelegte und durchaus mißglückte Demonſtration. Aber ein ſo tüchtiger Diplomat Alexander ſein mochte, ſo wenig konnte ſein Schwerdt in den Händen des franzöſiſchen Miniſteriums imponiren. Rußland mochte zu jenem Ausſpruch la-

chen, Frankreich war vor allen Diplomaten Europa's blamirt; denn die Regierung bewies, daß ſie nicht die geringſte Ahnung von der Stellung der drei großen Monarchen zu einander und zu Deutſchland insbeſondere hatte.

Woher nun dieſe merkwürdige Erſcheinung, daß die Politiker jener europäiſchen Staaten — ich meine England und Frankreich — die bereits auf dem Zenith der Diplomatie ſtanden, als die öſtlichen Staaten faſt noch im Zuſtande politiſcher Kindheit waren — daß dieſe Politiker das Spiel jener jungen Länder wurden, die ſich zunächſt auf abſolute Gewalt ſtützen? Man könnte die Frage vielleicht kurz beantworten, wenn man erklärte, wie die Intelligenz, je mehr ſie Gemeingut wird und den freieſten Spielraum erhält, ſich leicht zerſplittert und mit Nebendingen beſchäftigt, dagegen aber, in einzelnen concentrirt, leichter auf beſtimmte und weſentliche Zwecke gerichtet wird. Man könnte darthun, daß die zunehmende Civiliſation auch den Leidenſchaften einen größeren Wirkungskreis einräumt, daß, wo die Maſſe activ wird, die

Regierung mehr, oder weniger paſſiv werden wird. Ja man könnte erweiſen, daß abſolute Regierungen die Ereigniſſe leiten, während conſtitutionelle ſie nur hervorrufen. Und gewiß, wenn man das Alles behauptete, man würde nicht wohl widerlegt werden können, aber man würde nur eine allgemeine Antwort auf eine Frage ertheilen, die doch eine ſpeciellere Auseinanderſetzung verlangt. Und dieſe ſpeciellere Auseinanderſetzung findet ſich in einer Schrift eines „ehemaligen Diplomaten," die wahrſcheinlich gar nicht nach Deutſchland gedrungen iſt, und aus welcher ich mir deshalb die intereſſanteſten Stellen mitzutheilen erlaube.

„Wer die neuere Geſchichte, ich meine die der dreißig Jahre, nur einigermaßen aufmerkſam verfolgt, wer die Tagesereigniſſe in ihrem ganzen Zuſammenhange zu überblicken und deren Motive überall da zu ſuchen ſich gewöhnt hat, wo die Thätigkeit der Regierungen und das politiſche Leben der Völker zugleich ſich offenbaren, der muß bald inne werden, daß die auswärtige Politik und die Diplomatie in un-

seren Tagen ganz andere Canäle, ganz andere Hebel, als sonst nöthig hat, will sie anders sich der Ereignisse bemächtigen. Er wird ferner finden, daß Rußland diese Hebel vorzugsweise anzuwenden versteht, daß Frankreich und England zwar die Kunst, dem Gange der politischen Ereignisse die Richtung anzuweisen, zuerst in dieser Weise umwandelten, sie aber nachher ganz und gar wieder aufgaben, um in den alten Schlendrian wieder einzulenken."

„So verehrten beide in Talleyrand noch neulich den Muster-Diplomaten, und suchten bei ihm nur ihr Heil. Bald aber sah man mit Erstaunen ihn selbst durch einen plötzlichen Zurücktritt von einem Theater, auf dem es noch so viel zu thun gab, das Geständniß ablegen, die Diplomatie sei heute zu Tage etwas, was er nicht mehr begreife. Wer möchte aber läugnen, daß Talleyrand ein geistreicher und erfahrener Mann sei, und, einzeln genommen, vielleicht allen denen überlegen, welche anderen Kabinetten vorstehen, und wer läugnet, daß die

engliſchen Torys immer eine groſse Geſchäfts-kenntniſs hatten?"

„Aber die neue Aera für die europäiſche Diplomatie beginnt mit jener Epoche, wo die gegen Frankreich coaliſirten Monarchen ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſahen, die Meinungen, Gefühle, Nationalvorurtheile und Leidenſchaften ihrer Völker ebenfalls für ſich in Anſpruch zu nehmen, um die moraliſchen Kräfte der franzöſiſchen Republik und den Einfluſs, den ſie auf ihre eigenen Unterthanen ausübte, zu bekämpfen; mit jener Epoche, in welcher ſie ſich genöthigt ſahen, ſelbſt da eine öffentliche Meinung hervorzurufen, wo es ſonſt noch keine gegeben hatte, und dieſer die ihrem Intereſſe zuſagende Richtung aufzudrücken. Damals verlieſs ein groſser Theil der Diplomaten die Einſamkeit der Kabinette, in denen man bis dahin faſt ausſchlieſslich gearbeitet hatte, miſchte ſich unter das Volk, ſuchte ſich der Preſſe, der Literatur des Auslandes zu bemächtigen und ſelbſt bis in die Studirzimmer fremder Gelehrten zudringen."

„Eine der Haupturſachen vom Sturze Na-

poleons war, daß er von dieser Thätigkeit keine Ahnung hatte. Fast nirgends aber hat er in dieser Beziehung so grobe Fehler begangen, als in Deutschland! Wenn er die mindeste Vorstellung von dem wirklichen Zustande der Gemüther und vom Charakter der Nation im Allgemeinen gehabt hätte, er würde nicht so offen seine Verachtung gegen die Gelehrten, Dichter, Philosophen, Professoren und jene Jugend der hohen Schulen und Universitäten ausgesprochen haben. Sie waren es doch vorzüglich, welche Preußen die Waffen in die Hände gaben und später auch Oesterreich zwangen, sich gegen ihn zu kehren und in letzter Instanz seinen Sturz zu entscheiden. Wie konnte er nach Rußland gehen und unbewacht ein Land zurücklassen, wo die Verzweigungen des Tugendbundes das Volk aufregten? Aber so ließ er Fichte seine politischen Vorträge bei offenen Fenstern und Thüren in Gegenwart eines dreißigtausend Mann starken Armeecorps halten, indem die Zuhörer in den Sälen, aus denen hunderte hernach in die Reihen der Krieger

traten, durch nichts gestört wurden, als durch die Musik der vorüberziehenden Bataillone"

„Aber freilich, er hielt es nicht für nöthig, die Gedanken des Volks zu studiren. So bedeckte er zwar die fremden Länder mit einer sehr zahlreichen geheimen Polizei; aber er nahm dazu nur Franzosen, die erst die Sprache des Landes, in das man sie schickte, zu lernen und zu studiren hatten, oder die einheimische Polizei, die er sich genommen, erhielt den Auftrag, die höchste Gesellschaft zu beherchen, die überall am wenigsten davon weiß, was das eigentliche Volk eben aufregt; kurz er bestand auf der alten Gewohnheit, eher die Geheimnisse der Kabinette, als die der Völker, denen die Kabinette die ihrigen vertraut, zu erlauschen. Er ahnte, daß man gegen ihn conspirire, aber er stellte seine Polizei hinter die Thüren der Ministerzimmer und in die Salons, wo die Politik sich zum Schein repräsentiren ließ, während die wahren Diplomaten die Städte und das Land durcheilten, und die Kir-

chen, Studirzimmer, Schulen und die Buchläden bereiſten."

„Zwar iſt die Verblendung eines Mannes erklärlich, der im Allgemeinen eine ſolche Richtung genommen hatte, und zwar in Folge von unerhörten Vorurtheilen und Reſultaten, die er allein durch ſein Feldherrngenie und durch die beiſpielloſe Tapferkeit ſeiner Truppen errungen hatte. Indeß iſt uns das Räthſel, wie Napoleon im Jahre 1813 ſo ganz und gar den Volksgeiſt verkannte, der ihm in derſelben Kraft hier gegenüberſtand, wie er den franzöſiſchen Revolutionsheeren zur Seite gefochten hatte, beſonders in Bezug auf Deutſchland, erſt gänzlich gelöſt wurden, als wir die völlige Vernachläſſigung des Studiums der auswärtigen Sprachen, ganz beſonders aber das der deutſchen von den Staatsmännern in allen franzöſiſchen Miniſterien und von allen ſelbſt zum Verkehr mit dem Auslande gebrauchten Beamten gewahr wurden. Und dieſe Vernachläſſigung iſt es, welche die Franzoſen ſtets hindert, ſich in die Denkweiſe eines andern Volks zu

verſetzen, und läßt ſie immer und ewig Mißgriffe im Auslande begehen.“

„Aeußerſt auffällig aber erſcheint es, daß ſelbſt ſpäter weder die franzöſiſche, noch die engliſche Diplomatie die ihr ertheilten Lehren und Erfahrungen benutzen mochte. Der Volksgeiſt hatte zu der Entſcheidung der letzten Erſchütterungen Europa's in jedem Lande ſoviel beigetragen; es hätte daher natürlich erſcheinen ſollen, daß überall die Regierungen fortgefahren wären, ihn im Auge zu behalten und ſich mit ihm zu beſchäftigen. Man hätte denken ſollen, alle Cabinette hätten gleicher Weiſe verſuchen müſſen, durch permanente Einrichtungen und Maaßregeln in immerwährendem Verkehr mit dem Ideen-Gange aller europäiſchen Völker zu bleiben, um bei jedem Colliſionsfalle ſogleich die Stärke der moraliſchen Kräfte zu kennen, über die in dieſer, oder jener Angelegenheit die Regierung jedes Landes verfügen könnte, oder auf der anderen Seite, welche moraliſche Hinderniſſe ſie vorfinden könnte, die ihre Thätigkeit aufzuhalten und zu feſſeln im Stande ſein

würden. Es waren nur die nordiſchen Mächte, welche in dieſem Geiſte fortfuhren, und in Deutſchland erinnert man ſich ſehr wohl, wie genau z. B. dem Petersburger Cabinett die Ideen bekannt waren, welche dieſe Nation zu verſchiedenen Zeiten erfüllten, wie ſehr die Ergründung ihrer Socialrichtungen daſſelbe intereſſirten und wie koſtbare Mittel es dazu anwandte."

„Man mißverſtehe mich hier nicht. Der ganze Gang meiner Darſtellung gibt zu erkennen, daß ich keinem Cabinette, das ſolcher Beſtrebungen ſich befleißigt, einen Vorwurf machen will, im Gegentheil der Intelligenz und Thätigkeit ſolcher Cabinette, der Organiſirung und Gewandtheit dieſer Diplomatie alle Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Es handelt ſich hier nicht um die Zwecke und Principien, welche verfolgt werden, ſondern bloß um die Thatſachen und Mittel. Und um ſo mehr, als bei dieſen Beſtrebungen ganzer Regierungen, aus politiſchen, meinetwegen aus ganz egoiſtiſchen Abſichten, in genaueſter Kenntniß des moraliſchen, intellectu-

ellen und ſocialen Zuſtandes fremder Völker zu bleiben, der allgemeine Ideenaustauſch und der intellectuelle Verkehr aller Völker, mithin die Civiliſation im Allgemeinen gewinnt, und jede Anwendung intellectueller Mittel auf andere Völker einzuwirken eben ſo natürlich, als untadelhaft iſt. Ich will davon gar nicht reden, daß in der neueren Geſchichte eine unendliche Menge politiſcher Mißgriffe, eine Menge Völkerunglück vermieden worden wäre, wenn jede Regierung auf das genaueſte den überall herrſchenden Volksgeiſt auszuſpüren und zu würdigen ſich die Mühe genommen hätte. Man kann dem ruſſiſchen Cabinette, ſeit den Revolutionskriegen keinen politiſchen, aus der Unkenntniß des moraliſchen Zuſtandes fremder Länder hervorgegangenen Mißgriff vorwerfen, wohl aber den Engländern, beſonders aber den Franzoſen.*) Aber ich verlange nicht bloß im Inter-

*) Ich bitte den Leſer, zu bedenken, daß ich jenen „alten Diplomaten" nicht citire, weil ich die Wahrheit aller ſeiner Folgerungen unbedingt annehme, ſondern nur weil ich die Wahrheit ſeiner Praemiſſen anerkenne.

eſſe der politiſchen Principien, die zum wenigſten im Gleichgewicht der von ihnen angewendeten Kräfte und Mittel bleiben ſollen, ſondern allein in dem des allgemeinen Völkerverkehrs, daß keine große Regierung dieſe ſo wichtigen politiſchen Hebel vernachläſſige."

„Was ſoll man aber ſagen, wenn man ſieht, daß man in Frankreich z. B. kaum von denen, die man im Miniſterium des Auswärtigen, ja ſelbſt bei den Geſandtſchaften anſtellt, die Kenntniß der Sprachen jener Länder verlangt, in welchen man ſie beſonders verwendet? Wie iſt es möglich, daß man ſo nur in irgend einem directen und beſtändigen Verkehr mit dem Gange und der Entwickelung des Volksgeiſtes im Auslande ſtehe? Ich rede nicht einmal davon, daß es nie noch einem franzöſiſchen Mini-

---

Ich will durch die betreffenden Stellen die Stellung der franzöſiſchen Regierung zum Auslande darthun, keineswegs aber bin ich der Meinung, daß z. B. aus der Aufklärung, die ſich allerdings Rußland in Betreff des Auslandes verſchafft hat, bis jetzt andere Reſultate hervorgegangen ſeien, als rein politiſche.

Anmerk. d. Verf.

ſter einfiel, für die verſchiedenen Länderſectionen Ausländer anzuſtellen, vertraut vollkommen mit dem Zuſtande ihrer Geburtsländer und in weitverzweigtem Verkehr mit ihnen, wie ſich in Petersburg z. B. hunderte finden. Dies kann man mit dem Gehäſſigen entſchuldigen, was jede auf ihre Nationalität eiferſüchtige Nation in der Anſtellung von Ausländern erblickt, und die franzöſiſche insbeſonders. Die franzöſiſche Regierung hätte das aber weniger nöthig, als jede andere, da ſie nur einigermaßen von der beſtändigen Anweſenheit politiſcher Notabiltäten des Auslandes, die als Emigrirte in ſo großer Anzahl ſich aus jedem Lande in Paris ſammeln, Nutzen zu ziehen brauchte. Aber ſie denkt wenig oder gar nicht daran. So z. B. publicirte der polniſche Capitain Tanski ein Werk über die Militairverfaſſung Rußlands, gerade in einem Augenblick, wo die Spannung zwiſchen beiden Cabinetten ſehr groß war. Es waren darin Aufklärungen enthalten, die die allergrößte Détailkenntniß von den Vorzügen, wie den Schwächen der ruſſiſchen Armee an den

Tag legten. Die Aufmerkſamkeit war allgemein; der Verfaſſer konnte nicht ganz ignorirt werden; man mußte glauben, die Regierung werde ſich auf irgend eine Weiſe der Dienſte dieſes Mannes verſichern. Sie gab ihm eine Officiersſtelle in einem polniſchen Bataillon der Fremdenlegion in Algier, mit dem er nach Spanien wanderte."

„Ein helles Licht auf die Organiſation und den Geſchäftsbetrieb der franzöſiſchen Geſandtſchaften in Deutſchland z. B. warf der neuliche Vorfall mit der angeblichen Adreſſe Ludwig Philipps an das franzöſiſche Volk zur fünften Feier der Julirevolution, welche in Leipzig unter der Angabe, ſie ſei aus der königlichen Buchdruckerei in Paris entwendet worden, eben als ſie Thiers unterdrückt habe, im Druck erſchien. Alle deutſchen Zeitungen ſprachen von dieſem Ereigniß, die franzöſiſchen wiederholten es; die Regierung, ausdrücklich zu einer Erklärung aufgefordert, wußte nichts zu antworten, weil ſie ohne alle Aufklärung über dieſes quid pro quo gelaſſen war: der „National" druckte ſie ab; ſpäter erfolgte ein Dementi; und erſt dann kam

die Sache in's Klare, als der franzöſiſche Verfaſſer ſich nannte."

Man ſieht, der gut unterrichtete Verfaſſer jener Brochure betrachtet die franzöſiſche Diplomatie der des Auslandes im Allgemeinen gegenüber; wir aber haben Frankreich insbeſondere rückſichtlich der deutſchen Zuſtände in's Auge gefaßt, und ich will jetzt meine obige Behauptung, die franzöſiſche Regierung ſei gegen dieſe abſichtlich indifferent, zu begründen ſuchen. Das Hauptmotiv dieſes Verfahrens, jede Theilnahme für Deutſchland von Frankreich zu entfernen, liegt vielleicht in den deutſchen Provinzen Elſaß und Lothringen. Das einmal feſtgeſtellte Syſtem der Union und Centraliſation macht hier eine Fortdauer deutſcher Elemente in Sprache, Denkweiſe und Sitte nicht rathſam. Aber man kann hier nicht gewaltſam einſchreiten, einmal als conſtitutionelle Regierung nicht, weil die Repräſentanten jener Provinzen den Miniſtern unangenehme Conflicte bereiten würden, und dann auch ſchon aus Rückſichten des Zeitgeiſtes nicht; endlich aber ahnet man viel-

leicht auch, daß die Sympathie jener deutsch-französischen Provinzen für die Heimath nicht so ganz erloschen ist, wie man aus einigen Thatsachen folgern möchte. Also man hilft sich, da keine gewaltsame Acclimatisirung jener Landestheile möglich ist, auf dieselbe Weise, wie ungefähr Rußland in Betreff der Ostseeprovinzen, man sucht allmählig und auf künstlichem Wege die deutschen Eigenthümlichkeiten zu verdrängen. Selten z. B. stellt man Elsaßer und Lothringer im übrigen Frankreich an, häufig aber sendet man Franzosen aus anderen Provinzen in den Elsaß und nach Lothringen, damit dort französische Sprache und Sitte einen immer festeren Anhalt gewinnen. Alle solche Versuche veranlaßten indeß immer die heftigste Opposition von Seiten jener Provinzen, und Straßburg machte es sich sogar zu einem Ehrenpunkte, die radicalsten Deputirten zu wählen, während der Restauration sandte es Benjamin Constant in die Kammer, nach der Julius-Revolution den General Lamarque, dann Cormenin. Aber nicht nur auf gesetzlichem Wege

machte ſich dieſe Oppoſition geltend, nein, ſie ergriff alle Mittel, um der Regierung ihre Antipathie zu beweiſen. So ſah man ſich genöthigt, die Straßburger Nationalgarde zuerſt unter allen aufzulöſen, in ihr waltete ein ſo feindlicher Geiſt, daß ſie den aus Polen zurückkehrenden General Romarino aufforderte, ſie direct nach Paris zu führen, man wolle dort die Republik proclamiren. Von den Verſchwörungen in den Cuiraſſierregimentern von Luneville und Nancy, welche beide meiſt aus Lothringern beſtehen, hat man durch den bekannten April-Proceß Kunde erhalten, und wenn auch der Antheil ſo vieler Straßburger an den politiſchen Bewegungen in Deutſchland und der Deutſche Comité, unter der Leitung des Advocaten Lichtenberger, nicht geradezu eine Hinneigung zu Deutſchland beweiſen, ſo zeigen ſie uns doch eine Brücke, über welche vielleicht jene Provinzen zum Mutterlande zurückkehren würden, und dieſe Brücke ſcheint uns nur ein dem politiſchen Begriff derſelben entſprechender politiſcher Zuſtand in Deutſchland zu ſein. Dieſen allerdings fernlie-

genden Fall mag die französische Regierung aber schon berücksichtigen, zumal da der Elsaß fortwährend auf Decentralisation des Landes dringt, und man doch erfahren hat, daß heut zu Tage die Zukunft nie so fern liegt, daß sie nicht über Nacht zur Gegenwart werden könne.

Also Elsaß und Lothringen sind allerdings ein Beweggrund der französischen Regierung, die Theilnahme für Deutschland nicht zu fördern. Das geht so weit, daß dieselbe sogar die deutschen Emigrirten unter allen am stiefmütterlichsten behandelt, und jeden Augenblick zur Vertreibung derselben aus Frankreich geneigt ist, sobald sich nur irgend ein einigermaßen plausibler Vorwand dazu darbietet. Der Redacteur des Geächteten, Herr Venedey, wurde aus den nichtigsten Gründen nach Havre verwiesen, und erhielt erst nach fünfmonatlichem Schweigen die Erlaubniß zur Rückkehr. Bald darauf mußte er jedoch zum zweitenmal in's Exil wandern, ohne daß sich irgend ein neuer Vorwand dazu auffinden ließ; denn der Geächtete war seitdem nicht wieder laut geworden. Man könnte

dieſe Maßregeln vielleicht auf Rechnung der deutſchen Diplomatie ſchreiben, aber die Entſcheidung ſteht denn doch immer der franzöſiſchen Regierung zu, die Polen, Italiener u. ſ. w. mit weit größerer Nachſicht behandelt, obwohl dieſe politiſch gewiß bedeutſamer ſind, als die ganze deutſche Emigration, die viel zu ehrlich und beſchränkt für weitausgreifende revolutionaire Umtriebe iſt.

Es iſt aber auch gewiß, daß, ſo wie Elſaß und Lothringen ſich am meiſten von allen Provinzen gegen die Centraliſation ſperren, ſie auch am meiſten darunter leiden. Das übrige Frankreich ſendet wenigſtens ſeine Intelligenz in die Hauptſtadt, daß ſie dort an jener Centralverwaltung Theil nehme, oder von dort aus bei der Verwaltung der Provinzen placirt werde. Elſaſſer und Lothringer aber trifft man ſelten unter den Beamten, ſie ſind nur überall in dem Handel und den Gewerben zerſtreut, was auch als Grund anzuſehen iſt, weshalb man ihnen faſt gar nicht in der Pariſer Geſellſchaft begegnet. Könnte man ſie nicht in dem Mini-

ſterium des Auswärtigen vortrefflich verwenden! Sie ſind der deutſchen Sprache mächtig, ſie würden hier wahrhaft nützlich ſein, aber ihrer Anſtellung ſtehen die oben berührten Hinderniſſe entgegen, ſie ſind Deutſche. Allerdings befördert man ſie in der Militaircarrière, aber die Elſaſſer und Lothringer ſind ſeit Kleber treffliche Soldaten, und der Soldat im Allgemeinen dient ſeinem Berufe, d. h. dem, was ihm Avancement verſpricht, ohne ſich um politiſche Zuſtände und Nationalität zu bekümmern. Man hat das am beſten unter Napoleon erkennen können; denn die deutſchen Hülfstruppen würden ihn nie vom Throne geſtürzt haben. Und wer war der „rothe Löwe" der franzöſiſchen Soldaten? Der hochblonde Deutſche Marſchall Ney, den man nur franzöſiſch betonte. Darum waren Elſaſſer und Lothringer, auf dieſe Militaircarrière angewieſen, die eifrigſten Anhänger und Verehrer des Kaiſers und in den Jahren 1814 und 1815 die allererbittertſten Gegner der Alliirten, die den Krieg vernichten wollten. Wir haben auch in dieſer Urſache hauptſächlich einen

großen Theil ihrer Opposition gegen das Juste milieu zu suchen, das den Frieden um jeden Preis will. Nicht republicanische Motive, sondern nur die Republik als Mittel zum Kriege veranlaßte die Soldatenverschwörung in Luneville und später die abentheuerliche Straßburger Emeute mit napoleonischer Färbung.

Allein die materiellen Nachtheile, die Elsaß und Lothringen aus der Centralisation erwachsen, sind, im Verhältniß zu den intellectuellen, immer gering. Beide Provinzen stehen nämlich an Bildung und Cultur hinter den meisten französischen zurück. Das erklärt sich theilweise natürlich: alle Grenzländer haben ein Amalgam von Sprache, Sitte, Bildung, ein Bastard-Ansehen, sie werden meistens in einem Chaos verschiedenartiger Eindrücke umhergeworfen, entgegengesetzte und nicht selten widerstrebende Elemente finden sich hier unwillkührlich zusammen, die Cultur kann nicht zu einem Höhepunkte gelangen, sie wird sich im besten Falle in einer ewigen Krise befinden, in fortwährenden Conflicten und Reibungen. Wenn

ſolche Grenzvölker eine Tugend aus jenem Chaos retten, ſo wird es nur die Tapferkeit ſein, wenn ſie ſich zu nichts eignen, ſo werden ſie doch vortrefflich Krieg führen, ſie werden, können ſie keine Minerventempel bauen, doch den Janustempel auch im Frieden offen halten; denn in der That hier findet, ſelbſt im Frieden, wenigſtens ein ſtiller lautloſer Krieg ſtatt, weil ſolche Grenzvölker meiſtens die ſchroffſten Gegenſätze jener Nationen, die ſie trennen, in ſich vereinen. Auch aus dieſem Grunde mögen Elſaß und Lothringen gute Soldaten liefern, ſo gute Soldaten, daß ſelbſt der franzöſiſche Spott an ihnen erlahmt; denn obwohl Kleber ein eben ſo ſchlechtes Franzöſiſch ſprach, wie der Finanzminiſter Humann, man hat es im Kanonendonner von Egypten ganz überhört. Was aber jenen natürlichen Mangel der Cultur in den erwähnten Grenz-Provinzen betrifft, ſo iſt er nicht bloß hier zu finden, ſondern auch in den deutſchen Beſtandtheilen jenſeits des Rheins, die, mit Ausnahme des franzöſiſchen Kaiſerreichs, nie von dem Ganzen getrennt wurden.

Wir werden eingeſtehen müſſen, daß auch dieſe Provinzen, außer jener Epoche, wo Burgund und Lothringen die ſie ſchützenden Grenzländer waren, nie zu den intellectuell thätigen und geiſtig producirenden des Vaterlandes gehörten. Handel und Gewerbe mit allen Nebenzweigen bilden auch hier den Mittelpunkt der Beſtrebungen.

Ich ſagte, theilweiſe erkläre ſich der Mangel an Bildung in jenen Provinzen natürlich, aber die franzöſiſche Regierung begünſtigt auch dieſen Zuſtand. Würde man darauf ausgehen, die geringen Ueberreſte deutſcher Bildung in Elſaß und Lothringen zu vernichten, ſo möchte man leicht eine Reaction hervorrufen; alſo man beſchränkt ſich auf die Paſſivität, man unterhält jenen halbwachen Schlummer der Cultur ſorgfältig, man unterſtützt jene Carricatur der Denkungs- und Anſchauungsweiſe, indem man auf deutſche Eigenthümlichkeit franzöſiſche Manier kleckſt. So kann man denn den beſten Maßſtab der Bildung des Elſaſſers in ſeiner Sprache ſuchen: er redet ein herzzerreißendes

Deutſch und ein ohrzerreißendes Franzöſiſch. Und wer den Elſaſſer nie gehört hat, der hat ihn doch vielleicht in ſeinem deutſch-franzöſiſchen „Courrier du bas Rhin“ und in der „Revue germanique“ geleſen; auch die Schriftſprache iſt nicht geregelter und ſelbſtändiger, und beide Journale vertreten gleichſam die Geiſtes-Lethargie dieſer Provinz.

Ich darf hier nicht eine Thatſache übergehen, die ich bereits oben berührte, nämlich den Finanzminiſter Humann. Man könnte dieſen Mann als Gegenbeweis gegen mich geltend machen wollen, aber er gerade dient meiner Behauptung. Durch eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden gelangte er aus Straßburg in's Miniſterium, aber durchaus in keine Verhältniſſe zu Frankreich; denn er war nur rechtlich, unbeholfen und charakterlos und ſomit eine politiſche Nullität, die von der Oppoſition, wie den Journalen vollkommen ignorirt wurde. Als er aber aus dem Miniſterium austrat, vergaß er unglücklicherweiſe ſogar den Takt, den man, Franzoſen gegenüber, immer bewahren muß,

und kehrte jene Bedienten-Natur heraus, die den Deutſchen nicht ſelten mit Recht vorgeworfen wird, indem er die alten Collegen mit Complimenten überhäufte und die Verſicherung ertheilte, ihnen ferner treu zu dienen. Die ganze Kammer brach in Gelächter aus, und Cormenin ſagt in ſeinen „Etudes sur les orateurs parlementaires“ von ihm: „M. Humann, pour leur (aux prières) donner un air de nouveauté, sème agréablement ses discours de germanismes, qui équivalent mot pour mot à des barbarismes. On dirait qu'il tient à prouver qu'un ministre des finances n'est pas du tout obligé de parler français. Il psalmodie comme un chantre de lutrin, lorsqu'il veut rendre sa phrase solennelle, à la manière allemande, et particulièrement lorsqu'il entretient la chambre des bénédictions dont il a plu à la divine Providence de combler le pays, en faisant sortir la prospérité, l'abondance et les richesses des entrailles du budget.“

Alſo urtheilte der Straßburger Deputirte Cormenin über den Straßburger Finanzmini-

ſter Humann: er vergaß über ſeine Committenten nicht ihre manière allemande und daß ein Elſaſſer vor allen Dingen ſich bemühen müſſe, franzöſiſch zu ſprechen. Aber nicht nur Cormenin wird ſolches verlangen, ſondern alle Franzoſen, die ihre Stimme geltend machen können, und die Regierung zumeiſt; denn vielleicht wäre Humann länger Miniſter geblieben, hätte er ein beſſeres Franzöſiſch geſprochen. Wie genau man es übrigens mit dem Patois der Elſaſſer nimmt und wie wenig man ihnen daſſelbe verzeihen kann, erſieht man inſonderheit auch aus den Schauſpielern: wird nämlich auf der Bühne ein Deutſcher dargeſtellt, ſo muß er ſtets im Elſaſſer Dialect ſprechen. Das iſt den Franzoſen deutſch, und will ein Reſtaurant dem Deutſchen mit der Speiſekarte ſchmeicheln, ſo weiſt er auf die choucroûte de Strasbourg hin.

Man darf alſo von der franzöſiſchen Regierung, ſo lange das Centraliſations-Syſtem fortdauert, in keiner Weiſe eine Beförderung der deutſchen Sprache und Literatur erwarten, die zunächſt eine innigere Theilnahme für deut-

ſche Intereſſen herbeiführen könnten, im Gegentheil wird man ſich nur auf widerſtrebende Tendenzen gefaßt machen müſſen. So iſt z. B. der Unterricht der deutſchen Sprache in den öffentlichen Schulen ſehr ſchlecht, oder meiſt gar nicht beſtellt, und nur in einzelnen Privatanſtalten wird derſelbe mit Vorliebe betrieben. Wenn Deutſchland in dieſer Hinſicht jemanden Dank ſchuldig iſt, ſo iſt dieſer Jemand nicht die franzöſiſche Regierung, ſondern Herr Savove, aus Rhein-Baiern, der ſeinen deutſchen Vorleſungen große Theilnahme verſchaffte. Aber wodurch hauptſächlich? Einmal ſpricht Herr Savove ein vortreffliches Franzöſiſch, — er iſt, ſo viel mir bekannt, auch franzöſiſchen Urſprungs — und dann beſitzt er eine den Franzoſen imponirende Perſönlichkeit, ein ſchönes Organ und als früherer Advocat in den Aſſiſen, eine Herrſchaft über die Rede. Seine Manier mag die Franzoſen mehr intereſſiren, als ſeine Tendenzen, die übrigens alle Anerkennung verdienen.

So wie die Regierung verfahren auch die Partheien, die Journale, mit einem Worte

alle Organe, die auf das Volk influiren. Von den Theatern hab' ich ſchon geſprochen. Gleich ihnen, gleich Herrn Cormenin witzeln miniſterielle und Oppoſitions-Journale über elſaſſer Germanismen: in der „Gazette des Tribunaux“ ſo gut, wie im „Corsaire“, „Figaro“ und „Charivari“ wird jedes Wort des Elſaſſers, das deutſchen Accent hat, übertrieben verſpottet. Die eigentlichen Politiker aber theilen ſich in ſolche, welche Deutſchland haſſen, wie z. B. der „National“ der, wenn auch nicht ganz mit der früheren Antipathie Carrels, doch voll Vorurtheil gegen daſſelbe verfährt, und in ſolche, die die Rheingrenze beſeitigt wünſchen und deshalb von einer lebhaften Theilnahme Frankreichs für Deutſchland eine Aenderung des politiſchen Zuſtandes dieſes Landes befürchten, ein Reſultat, das ihre Hoffnung auf einen Anſchluß jener Provinzen an Frankreich vernichten würde, da ja alsdann die Motive dazu wegfielen. Neben dieſen beiden Partheien, die ihrem Verfahren ein Intereſſe unterſchieben, bemerkt man eine dritte, die aus bloßer Gleich-

gültigkeit gleichgültig iſt. Dieſe iſt die größte; denn das ganze franzöſiſche Volk gehört zu ihr. Sieht man ſich aber endlich nach der kleinſten Parthei um, die ſich für deutſche Zuſtände intereſſiren möchte, ſo wird man ſie — wenigſtens in dieſem Augenblick — ſelbſt nicht mit der Laterne des Diogenes finden; denn Raspail, der dieſe Parthei in ſeinem längſt eingegangenen „Reformateur“ zu vereinen ſuchte, hat in ſeine Leichenrede am Grabe Börne's auch ihre Leichenrede verflochten. Sie verlor mit dem „Reformateur“ ihren Mittelpunkt und auch ihren Anhalt; denn hier fand der deutſche Republikaner Börne Gelegenheit, in franzöſiſcher Weiſe Deutſchland mit Frankreich zu vermitteln und einem Volke, das freilich an ſeinen Kosmopolitismus unbedingt glaubt, das aber nie über die franzöſiſchen Grenzen hinausſieht, den wahren und heiligen Begriff des Kosmopolitismus zu lehren. Und wäre auch der „Reformateur“ nicht der Regierung erlegen, wer hätte nach Börne hier die deutſchen Intereſſen ſo klug und mit ſo heiligem Eifer

vertreten ſollen? Raspail hatte freilich den Charakter dazu, aber nicht die Fähigkeit, er klagt: „Die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, macht es mir nicht möglich, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die ſo ſüß zum Ohre und zum Herzen tönt.“

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

St. Denis mit ſeinen Käſekuchen und Gräbern. — Détails der Königsgruft. — Der Schatz der Abtei St. Denis. — Beſchreibung der Oriflamme. — Napoleon und Madame Récamier in St. Denis. — Wie waren die Könige von Frankreich bei ihrer Ausgrabung beſchaffen? erzählt von einem Augenzeugen.

St. Denis iſt berühmt durch ſeine Käſekuchen und durch ſeine — Königsgräber. Ein Pariſer Epicier, mit welchem ich zufällig von dem Faubourg Saint-Denis aus dorthin fuhr, empfahl mir die erſteren, und als ich ihm bemerkte, ich wolle die Gräber der Könige von Frankreich beſuchen, entgegnete er mit einigem tragi-komiſchen Pathos, wie es dieſen Leuten eigen iſt: Monsieur, il n'y a point de tombeaux des rois de France, il y avait en 1793 une fosse commune pour tous les rois depuis

Dajobert jusque Louis XV. creusée à la place, qu'occupa jusqu'au dix-huitième siècle la tour des Valois, monument attenant à la croisée de l'église, du côté du septentrion. Der gute Mann ſprach von jenem Akt der Revolution, der die Gräber von St. Denis öffnete und die Leichname der Könige von Frankreich in eine gemeinſchaftliche Grube warf, ihr Ueberflüſſiges: Gold, Silber und Blei in salutem reipublicae zu Geld und Kugeln verwendend. Ich bemerkte ihm, daß ich nur die von Napoleon und den Bourbonen reſtaurirte Stätte ſehen wolle, die Kenotaphien und die Namen, und daß mir die Gebeine für jene Beziehungen, die ich an St. Denis knüpfte, ſehr gleichgültig ſeien.

Welche Momente der franzöſiſchen Geſchichte treten uns hier entgegen, ſelbſt wenn wir nur die neuere Richtung derſelben ins Auge faſſen. Die Republik war ſo ängſtlich für das Volk beſorgt, daß ſie ſelbſt jenen Satz des Tacitus: principes sunt nomina gentium ſtreichen wollte: ſie wollte die Monarchie bis auf den Tod, bis auf die Leichname vernichten. Hierin lag ihr

äußerſtes Extrem, in St. Denis ſchrieb die Republik ihr Todesurtheil; denn ſie lehnte ſich wider die Geſchichte auf, der ſie ſelbſt ihre Exiſtenz verdankte, ſie glaubte einen ganzen Abſchnitt von Frankreich mit ungelöſchtem Kalk, den man über ſeine Könige ausbreitete, vertilgen zu können. Die Republik verfuhr gegen die Monarchie, wie die Monarchie ſpäter gegen die Republik verfuhr: man wollte, was Gott ſelbſt nicht vermochte, die Thatſachen, die Namen, die Erinnerungen auslöſchen; aber die Republik war das Volk, und die Monarchie war nur der König; in dieſen beiden Begriffen liegt die Erklärung der Folgen, die jene Mißverſtändniſſe der Geſchichte veranlaßten: das Mißverſtändniß der Monarchie traf nur den Einzelnen, den regierenden Herrſcher, das Mißverſtändniß der Republik traf Alle und Alles, die Menſchen und die Menſchheit. — Napoleon erkannte bald, wie nothwendig die Herſtellung der alten Königsgruft für die Monarchie ſei, aber er wollte nicht ohne Noth an die Legitimität der Bourbonen erinnern, er räumte den

aus ihren Gräbern vertriebenen Königen nur eine Sühnungs-Kapelle ein, und hier wurden nur Statuen von Königen der zweiten Race zugelaſſen: nicht Hugo Capet, ſondern Karl der Große ſollte die Autorität des Kaiſerreichs darthun. Aus demſelben Grunde ſtellte man wahrſcheinlich auch nur jene Fürſten in die Kapelle, die den Kaiſertitel führten. Der Adler wollte ſein Recht auf den franzöſiſchen Thron von einer beſonderen Dynaſtie des Ruhms und der Majeſtät herleiten: Karl der Große, Ludwig I., Karl II., Ludwig II., Karl III. und Karl IV. waren jene Statuen, die die Sühnungskapelle verzierten. Das Kaiſerthum Napoleon ſtellte die Monarchie feſt, die aufrecht zu erhalten, die Bourbonen zu ſchwach geweſen waren: dieſe Anſpielung konnte man allenfalls aus dem Monumente herausfinden, welches Napoleon den letzteren und dem abgeſtorbenen Königreich ſetzte. Natürlich erbaute er ſich bei Zeiten ſeine künftige Ruheſtätte an dieſer Stelle, in die ſich bekanntlich ſpäter Ludwig XVIII. legte, ein quid pro quo, das die „funerailles

de Louis XVIII.“ par Monsieur Victor Hugo veranlaßte, die einzige Poesie, welche sich an die Regierung dieses Herrschers knüpft, aber gewiß die schlechteste Ode eines Dichters, der alle Phasen der Gesinnung vom Royalisten bis zum Republikaner durchlief, und am Grabe Napoleons und seines Nachfolgers vor lauter Begeisterung für den neuen miserablen Zustand der Dinge nicht zu einem Höheflug gelangen konnte, sondern nur zu einem Gelegenheitsgedicht. — Nach Napoleon fuhren die Bourbonen mit der Wiederinstandsetzung von St. Denis fort, alle alten Grabsteine und Denkmäler, die im Museum des Augustinerklosters von der Revolution bei Seite gesetzt worden waren, wurden wieder herbeigeschafft, auch wollte man, was man an alten Königsgebeinen zusammenraffen konnte, ihnen hinzufügen. Aber der ungelöschte Kalk hatte die letzten Ueberreste der Könige von Frankreich vertilgt, die fosse des Valois bot keine Ausbeute für St. Denis dar, und man mußte sich mit den Kenotaphien begnügen, denen man die Gebeine Ludwigs XVI.,

ſeiner Gemahlin und der beiden Töchter Ludwigs XV., der Prinzeſſinnen Victoria und Adelaide hinzufügte. Wenn man, außer dieſen, in St. Denis nach Fäulniß ſucht, ſo wird man nur einen dreijährigen Sohn der Madame Hortenſie Saint Leu finden, den jungen Ludwig Napoleon, Ludwig XVIII. und den Herzog von Berry: ein paar welke Zweige, die der Sturm, welcher den Stamm der älteren Dynaſtie entwurzelte, bei Seite wehte, die aber in der That nur für Saint Denis beſtimmt waren, für die alte feudale Königsgruft, deren Gegenſatz die Kathedrale von Rheims bildete, und nicht, den franzöſiſchen Thron zu ſchmücken, auf den das Morgenroth des jungen Tages herniederſchien, bis Ludwig Philipp die Vorhänge herabließ.

Ich führe nur dieſe drei Phaſen der neueren franzöſiſchen Geſchichte an: die Republik, Napoleon und die Reſtauration, um einige Eindrücke von Saint Denis hervorzuheben. Wie ſeltſam iſt nicht jene Erſcheinung, daß ſich Volk, Uſurpator und die legitime Dynaſtie gleichſam um Saint Denis ſtritten; jedes wollte, ſei-

ner speciellen Stellung nach, die Wirkungen derselben vernichten, oder benutzen. Wenn die Republik auch die Königsgräber nicht fürchten mochte, so erlagen sie doch ihrem Uebermuth. Napoleon frischte von Saint Denis das wieder an, was seinen Tendenzen zusagte. Ludwig XVIII. aber machte Saint Denis, wie alle alten Institutionen, von Neuem zur Hauptsache. Saint Denis gleicht dem heiligen Grabe, um dessen Besitz man kämpfte, die Einen, um es zu beschimpfen, die Anderen, um sich den Heiligenschein der Legitimität selbst unter den Todten zu holen, die Dritten in frommem Glauben, weil sich an diese schwarzen, uralten Mauern, die ein dankbarer Sohn, der hier eine Zuflucht gegen den Zorn des Vaters fand (Dagobert,) dem Andenken eines Heiligen erbaute, der Ursprung der allerchristlichsten Majestät heftet, und die solidesten Traditionen aus der Zeit der Tafelrunde und der königlichen Gewalt. Am Ende aber sind doch die Ungläubigen im Besitz von Saint Denis geblieben; denn in diesem Augenblick möchten wenige Franzosen

mit Hingebung und in frommer Erinnerung eine Stätte betreten, die einſt beinahe für heilig galt. Noch im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts war die Gründung von Saint Denis in nachſtehenden Verſen auf dem zweiten Portal der Kirche geſchildert:

Sainct-Denys, apostre de France,
Après auoir acquis à Dieu
Les François, par grande constance,
Apporta sa teste en ce lieu:
Catulle, femme de ce nom,
Le corps receut honestement,
Et le martyr de grand renom
Ensepelit dénetement.
Quand Dagobert, fils de Clotaire
Fuyoit son indignation.

Dagobert baute übrigens Saint Denis aus einer förmlichen Beute der anderen Kirchen, er hatte ein Gelübde gethan, dem heiligen Dionyſius eine Kirche zu errichten, käme er zur Regierung, und die Baſilika des heiligen Hilarius zu Poitiers mußte unter andern das Gold dazu hergeben und die Schätze: ein Heiliger beraubte den andern.

Die Ehre, zum Grabe der Könige von Frankreich erſehen zu werden, verdankt Saint Denis wohl zunächſt jenem Heiligen; denn ſolche Leute beſaßen von jeher eine beſondere Attractionskraft für die Könige. Je weniger ſie im Leben mit Heiligen Umgang gepflogen hatten, deſto mehr ſehnten ſie ſich im Tode danach. Demnach ließ ſich hier bereits im ſechſten Jahrhundert ein Sohn Chilperichs I., Königs von Soiſſon, beerdigen, deſſen Leichnam man von Braine, aus der Umgegend von Soiſſon, hieherbrachte, und dem Sohne folgte der Vater, deſſen Grab man 643 auffand, erkennbar an der Inſchrift: Precor ego Chilpericus, non auferantur hinc ossa mea. Chilperich und Pipin der Kleine ſind denn auch neben Ludwig dem Heiligen die einzigen Könige geweſen, die dem Conventsbeſchluß entgingen, ſie waren außerhalb der Kirche beerdigt und wahrſcheinlich durch die Verweſung den Nachſtellungen der Republik entzogen. Daß dieſe, zunächſt in Hoffnung auf eine ſehr reiche Ausbeute, ſich um die Gräber von Saint Denis bekümmern

mochte, wird keinem Zweifel unterliegen, aber was man fand, ſtand nicht im Verhältniß zu den Erwartungen. Die Bleiſärge der Könige waren faſt das Einzige, was man benutzen konnte; man ſchickte ſie in die Gießerei, und verfertigte Kugeln aus ihnen, mit welchen man auf die Monarchie ſchoß und die, welche ſie vertheidigten. Waren die Todten ohne Schätze, ſo war der Schatz der Abtei Saint Denis deſto bedeutender. Ich könnte hier ein ſpecielles Verzeichniß der Koſtbarkeiten und Heiligthümer geben, mit welchen man den alten Dionyſius geſchmückt hatte, hätte ich nur die Geduld dazu, aber die Oriflamme, die in der Abtei aufbewahrt wurde, will ich wenigſtens Neugierigen beſchreiben. Clovis ſoll ſie direct von dem lieben Gott erhalten haben, wie Moſes die zehn Gebote. Nur war ſie kein Geſetz des Friedens, ſondern des Krieges, der in der Zeit des Feudalismus noch eine Lieblingsneigung unſeres Herrgotts war. Die Oriflamme war das Banner von Frankreich, ſie führte die Franzoſen ſtets zum Siege, wenn ſie nämlich dabei in das

Kriegsgeſchrei ausbrachen: Montjoye et Saint-Denis. Wie ſie ausſah, ſagt uns ein altes Inventarium der Abtei; denn die ächte Oriflamme, die Clovis aus dem Himmel holte, wurde von Philipp von Valois in dem flandriſchen Kriege verloren. Jene Beſchreibung lautet wörtlich: Etendard d'un sandal fort épais, fendu par le milieu en forme de gonfanon, fort caduque, enveloppée d'un bâton couvert de cuivre doré, fer longuet aigu au bout. Die Schrift, welcher ich dieſe Notiz entlehne, meint übrigens, man könne die Oriflamme heut zu Tage ſehr wohl entbehren, Heinrich IV. habe die Franzoſen mit ſeinem Helmbuſch zum Siege geführt, und Karl X. werde, „wolle ein tollkühner Feind ſeinen Thron angreifen" die Oriflamme dadurch erſetzen können, daß er eine weiße Schärpe an den Schaft einer Lanze befeſtige. Dieſe neue Oriflamme, von einem „Sohn von Frankreich" getragen, werde „allen Franzoſen als Banner dienen, und, wie einſt die alte, eine ſichere Garantie des Sieges über die Feinde ſein." Man ſieht auch wieder hieraus, auf welche Dinge

die Reſtauration ihre Zukunft baute. Was würde es Karl X., oder dem Herzog von Angoulême genutzt haben, hätten ſie eine weiße Schärpe an eine Lanze gebunden; aber ſolche Schmeicheleien fanden in dem Hofe der Tuilerieen die beſte Aufnahme, man täuſchte ſich auf die einfältigſte Weiſe. Denn man hielt die einfältigſten Mittel für gut genug, die Geſinnung des geiſtreichſten Volkes zu beſtimmen. Wenn man bedenkt, daß ſolche Dinge nach Voltaire, der Revolution und Napoleon in Frankreich geſchrieben werden konnten, dann hat man in der That den ſicherſten Maßſtab für den Zuſtand der Regierung, und für ihre Zukunft. Ich glaube nicht einmal, daß der flüchtige König Zeit hatte, die weiße Schärpe an den Schaft einer Lanze zu befeſtigen, ſo dicht folgte die Revolution ſeinen Ferſen bis zu ſeiner Einſchiffung.

Kotzebue, der mit Madame Récamier die ausgeleerte Königsgruft noch während der Revolution beſuchte, ſpricht mit Emphaſe von einem alten Schweizer, der da behauptete, er habe die Ueberreſte der Könige von Frankreich nicht ver-

braunt, wie ihm von dem Convente aufgetragen worden sei, sondern vielmehr auf einer Stelle beerdigt, eine Versicherung, bei welcher er seine Arme ausbreitete und solcherweise den Raum beschrieb, auf welchem die Gebeine von mehr als dreiundvierzig Königen, Fürsten und Helden beisammen lägen. Wenn ich aber schon bemerkt habe, daß die fosse des Valois das gemeinsame Begräbniß eben jener Gebeine wurde und wenn über die Art und Weise der Einsargung authentische Berichte und Actenstücke, die der „Moniteur“ jener Zeit auch Europa mitgetheilt hat, existiren, so mag man in der Kotzebue'schen Erzählung zunächst wohl das sentimentale und feile theatralische Gefühl dieses Schriftstellers erblicken und nur im besten Falle eine Lüge des Schweizers; denn wie sollte jenes Begebniß Kotzebue, der inmitten der Ereignisse damaliger Zeit stand, entgangen sein? Er wollte wahrscheinlich nur die Ueberreste der Könige Frankreichs für das Princip der Legitimität retten, das durch die französische Revolution angeregt wurde. Aus demselben Motive mag

man auch jene Angabe erklären, der erwähnte Schweizer habe nicht weniger versichert, die Republicaner hätten sich nur aus dem Grunde an den Bart Heinrichs IV. gemacht, um die Haare zu Amuletten und gefeiten Ringen zu benutzen. Ich kann versichern — und zwar nach Mittheilungen von Augenzeugen — daß man nicht die geringste Achtung vor der alten Monarchie hatte, daß man aber die Persönlichkeit des guten Heinrichs dadurch auszeichnete, daß man seinen Leichnam, wie man ihn gefunden hatte und indem man den Sarg aufrichtete, so daß die Figur stehend erschien, drei Tage hindurch öffentlich in der Kirche für die Neugierigen zur Schau ausstellte. Die Züge des Königs sollen noch sehr erkennbar gewesen sein, der berühmte Bart aber kräftig und gut geordnet, wie bei Lebzeiten.

Wen es weiter interessiren könnte, wie gut, oder schlecht die Leichname der Könige von Frankreich sich conservirt hatten, für den bemerke ich, daß Ludwig XIV. schwarz und wie mit Dinte überzogen aussah; daß Ludwig XV. wohl erhalten war, aber bei der Berührung

einen ſolchen Geſtank verbreitete, daß man ſich genöthigt ſah, die Luft mit Pulver zu reinigen; daß Ludwig XIII. an ſeinem gewaltigen Schnurbart erkannt wurde; daß Karl VII. (der Zeitgenoſſe der Jungfrau von Orleans, der Geliebte der ſchönen Sorel) mit Queckſilber ausgefüllt war, das ſeine ganze Flüſſigkeit behalten hatte; daß dagegen Ludwig VIII., der Vater des heiligen Ludwig, beinahe ganz und gar der Fäulniß verfallen war, der man wohlweislich die Gebeine des heiligen Ludwig bei ſeiner Canoniſation entzogen hatte, weshalb denn auch die Republikaner hier nur den leeren Sarg fanden; daß Philipp der Schöne endlich nur das Skelett dieſer Schönheit aufzuweiſen hatte; daß aber König Dagobert und ſeine Gemahlin, Nantildis noch die alten königlichen Formen ahnen ließen, obwohl der erſtere 1055, die zweite 1051 Jahre im Grabe ruheten. — Wie geſagt, ich bemerke dieſe Détails für Neugierige; was mich betrifft, ſo will ich durch ſie keinen Beweis bieten, wie lange unſer ſterblicher Theil dem allgemeinen Looſe des Fleiſches entzogen wird, auch

nicht den, daß die Einbalſamirungen der Könige ſie nicht gegen die Natur ſchützen, aber es gefiel mir, dieſe ſpeciellen Notizen aus dem Munde eines Mannes zu vernehmen, der an der Vollziehung des Convents-Beſchluſſes Theil nahm und mir kurz und trocken bemerkte: „Mein Herr, jeder weiß, daß die Könige ſterblich ſind, aber man vergißt es, wenn man ſie im Triumphe und im Schmucke ihrer Inſignien, begleitet von dem ganzen Volke und von der Kirche geweihet und geſegnet, zu Grabe führen ſieht, man könnte das ſogar, in Hinblick auf den armen unglücklichen Todten, der nicht einmal den Sarg bezahlen kann, für eine Himmelfahrt in Krone und Scepter halten. Wenn man indeß, wie ich, die Sterblichkeit der Könige mit allen ihren Schreckniſſen geſehen hat, wenn die Naſe des gemeinſten Mannes dieſe Sterblichkeit nicht ertragen konnte, dann begreift man weit beſſer, worauf ſich ihre Unſterblichkeit gründen muß. Und, mein Herr, die Könige können nur in ihrem Volke unſterblich ſein.“

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Ueber die Vereinigung verſchiedener literariſcher Kräfte zu einem Werke, wie ſie in Frankreich vorkömmt. — Die gelehrten Geſellſchaften in Paris, ihre Gründung und der Nutzen, den ſie der Wiſſenſchaft bringen. — Ueber das Gelehrten-Monopol und die literariſche Eiferſucht in Paris. — Ein Vorfall in dieſer Hinſicht, der die Medicin betrifft. — Victor Hugo und Ymbert Gallois. —

Die Centraliſation von Paris hat in Bezug auf die Literatur noch eine Eigenthümlichkeit hervorgerufen, die wir nirgends anders gewahren, als in Frankreich, ich meine, die fragmentariſche Arbeitsweiſe, die Zuſammenſetzung verſchiedener geiſtiger Individualitäten, die Verbindung verſchiedener Gelehrten nicht nur, ſondern auch Dichter zu einem Ganzen. So hat man Dramen und Comödien erhalten, die von zwei Autoren herrühren, ja ſelbſt Epopöen, bei

denen man Keines Arbeit unterscheiden kann. Diese Werke gleichen jenen künstlichen Compositionen in Holz, die ohne Fugen scheinen; aber wer möchte behaupten, das Leben und der Geist werden hier stets nur durch einen Mechanismus ersetzt. Nein! es hat in der That häufig eine geistige Verschmelzung stattgefunden, so viel Handwerksarbeit auch dabei vorkommen mag. Wie gesagt, ich kann mir diese Weise nur aus Paris erklären, das selbst größere und zusammenhängendere Arbeiten, als Journalartikel in das Leben zieht und in eine gesellige Behandlung, der der Franzose sich um so lieber hingiebt, als er nicht arbeitet, um zu schaffen, sondern um geistig zu genießen. Er kann nicht wohl isolirt arbeiten, und weil die französische Literatur sich hauptsächlich an das Leben knüpft, so mag auch dieses den geistigen Zusammenhang veranlassen, indem es auf verschiedene Individualitäten gleichen Einfluß übt, sie gewissermaßen unter einen Hut bringt. So schmiegt man sich in gleiche Ansichten und gleiche Formen hinein, und was unter deutschen Gelehrten — die

durch Theorien und Studien von jeder Gemeinschaft abgehalten werden — unmöglich sein würde, das wird in Paris durch die Strömungen der Gesellschaft bewirkt. So gelang es selbst den französischen Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts in einer Zeit, wo die lettres de cachet auf die Meinungen der Personen noch einwirkten, eine und dieselbe Ansicht, Auffassung und Darstellung in der Bearbeitung großer Gebiete der Wissenschaft zu befolgen. Dieser Associationsgeist der französischen Gelehrten tritt aber außerdem in den zahlreichen gelehrten Gesellschaften hervor, die Frankreich bedecken, und die theilweise wieder auf den Drang zur Geselligkeit zurückzuführen sind, theilweise allerdings auf französischer Charlatanerie beruhen, theilweise endlich aus dem Bedürfniß herrühren, sich einen Anhaltspunkt zu verschaffen, der selbst untergeordneten Talenten eine Anlehnung bietet in dem literarischen Gewirre, das sie sonst überfluthen würde, theilweise aber — und man stellt diesen sehr guten Zweck voran — dem unbekannten Genie den Weg zu dem Publikum

verſchaffen ſollen. Ich gebe hier vorerſt ein Verzeichniß der Pariſer gelehrten Geſellſchaften, um ſpäter zu den Reſultaten dieſes Verhältniſſes überzugehen. Zuvor jedoch muß ich bemerken, daß dieſe Geſellſchaften ſich täglich mehren und daß zwiſchen der Zeit, in welcher die hier folgenden aufgezeichnet wurden, und dem Augenblick, in welchem ich ſie dem Druck übergebe, ihre Zahl vielleicht das Doppelte betragen kann, denn wie man ſpäter erſehen wird, iſt die Weiſe der Organiſation ſolcher Societäten ſehr leicht in Paris, wenn man nur keinen politiſchen Hinterhalt hinter dem wiſſenſchaftlichen Aushängeſchild vermuthet.

1) La société royale d'agriculture.
2) — des amis des arts.
3) — des antiquaires de France.
4) L'Athenée royal.
5) — des arts.
6) — de médecine.
7) — des sciences.
8) — musical.
9) — asiatique.

10) La société libre des beaux arts.
11) — biblique.
12) — des bons livres.
13) — de la chimie médicale.
14) — de la civilisation.
15) — de l'écriture.
16) — de l'émancipation intellectuelle. (Dieſer Begriff, den man nicht anders als durch geiſtige Mündigkeit überſetzen kann, knüpft ſich bekanntlich an Jacotots enseignement universel, zu deſſen Verbreitung jene Geſellſchaft dienen ſoll.)
17) — pour l'encouragement de l'industrie nationale.
18) — des enfans d'Apollon.
19) — étymologique.
20) — de géographie.
21) — géologique.
22) — grammaticale.
23) — de gravure.
24) — du gymnase lyrique.
25) — de horticulture.

26) La société industrielle.
27) — de l'instruction élémentaire.
28) — de la médecine pratique.
29) — de médecine de Paris.
30) — de l'Athenée de médecine.
31) — médicale de l'émulation.
32) — medico-philantropique.
33) — medico pratique.
34) — pour des méthodes d'enseignement.
35) — morale-chrétienne.
36) — de pharmacie.
37) — philomatique.
38) — philotechnique.
39) — phrénologique.
40) — politechnique.
41) — des progrès agricoles.
42) — des sciences physiques et chimiques.
43) — statistique.
44) — des traités religieux.
45) l'institut historique.

Man wird einſehen, daß die Franzoſen aus Allem, was Wiſſenſchaft, Kunſt, Induſtrie

und Gewerbe betrifft, Societäten machen können, und ich muß nur bemerken, daß die eigentlichen königlichen Institute in der obigen Sammlung noch nicht aufgeführt sind, dieselbe vielmehr nur aus Privatsocietäten besteht, so wie auch, daß die Provinz, obwohl sie durchaus nicht die Elemente dazu besitzt, wie Paris, eben so viele gelehrte Gesellschaften aufzuweisen hat, denn jede einigermaßen bedeutende Stadt hat ihre académie royale.

Was nun aber die Begründung einer solchen gelehrten Gesellschaft betrifft — die häufig sehr ungelehrt sein mag — so geht sie in folgender Weise vor sich. Der Unternehmer macht sich zum sécretaire perpétuel, der seltsam genug die Basis der Gesellschaft bildet, statt daß er nur eine Pertinenz derselben sein sollte. Wenn nun der sécretaire perpétuel vorhanden ist, so ist das zweite Erforderniß nicht die Gesellschaft, sondern der Präsident der Gesellschaft, der ein duc, pair, oder ein großer Gelehrter sein muß, damit sich unter seinem Wappen, oder Rénommée die Gesellschaft vereine, die also nicht ein

zig und allein durch wiſſenſchaftliche Tendenzen herangezogen wird. Nachdem nun ſolchergeſtalt das Regierungs-Perſonal beiſammen iſt, läßt der sécretaire perpétuel, der Stifter der gelehrten Geſellſchaft, die noch im Schooße der Götter ruht, einen Proſpectus drucken, in welchem er den Plan und den Zweck der zu ſtiftenden Geſellſchaft auseinanderſetzt, und bittet den Präfecten von Paris um die Einräumung eines Locals, oder vielmehr des großen Saals St. Jean im Hôtel de Ville. Erſt nach dieſen Vorarbeiten leihet er von den beſtehenden Geſellſchaften die Liſten ihrer Mitglieder und ladet von dieſen diejenigen ein, welche ihm zu ſeinem Zwecke und zur Feſtſtellung der Statuten paſſend dünken. Dort im Saal St. Jean bildet ſich nun ein bureau provisoire, das gemeiniglich, wenn die Geſellſchaft zu Stande kömmt, beſtätigt wird. Das erſte Geſchäft der letzteren aber iſt, die Quote der einzuziehenden Gelder zu bewilligen, ein Verſammlungs-Local zu miethen und die Diplome auszufertigen. Dieſe Acte beweiſen die Conſtituirung der Geſellſchaft.

Was nun den Nutzen einer solchen Gesellschaft betrifft, so bezieht er sich zunächst wohl auf den sécretaire perpétuel, der übrigens auch die Kosten eines fehlgeschlagenen Versuchs aus seiner Tasche zu tragen hat, und den Spott dazu, wenn Name und Tendenz der beabsichtigten Societät gar zu komisch lauten, was häufig vorkommen soll. Der Nutzen, den aber diese Gesellschaften für die Wissenschaften abwerfen, ist in der That nur untergeordneter Natur, indem bei den meisten weder Arbeiten, noch Zusammenkünfte ersprießliche Resultate herausstellen, noch auch herausstellen können, da der Gesellschaften zu viele sind und selbst die große Anzahl Gelehrter, die sich in Paris zusammen finden mögen, nicht für die große Anzahl gelehrter Gesellschaften ausreicht, weshalb man auch in den meisten dieselben Gesichter trifft. Rechnet man nun dazu den Umstand, daß die Sitzungen der verschiedenen Gesellschaften gewöhnlich auf dieselbe Zeit und Stunde fallen, so wird man einsehen, daß sie von den Mitgliedern auch nur bruchstückweise besucht werden können. Nichts deste-

weniger aber gewähren dieſe Vereine der Wiſſenſchaft einen indirecten Nutzen, indem ſie wenigſtens den Befähigten, die auf keine andere Weiſe in die Oeffentlichkeit gelangen können, zur Vermittelung dienen. Ich muß nämlich hier auf meine Mittheilungen in Betreff der franzöſiſchen Kritik, die ich im zweiten Bande dieſes Werks, bei Gelegenheit der Schilderung des franzöſiſchen Journalismus, charakteriſirte, verweiſen, indem aus ihnen zur Genüge hervorgeht, daß eben die Kritik durchaus keinen univerſellen, ſondern einen höchſt beſchränkten und partheiiſchen Standpunkt behauptet. Wenn nun außerdem der franzöſiſche Buchhandel eine eben ſo beſchränkte und von dem anerkannten Renommée abhängige Stellung einnimmt, ſo wird man mir glauben, daß ſelbſt die Induſtrie, oder die Ueberzeugung eines bedeutenden Buchhändlers von dieſem, oder jenem Talente demſelben nicht dienen kann. Daſſelbe wäre alſo im äuſſerſten Falle auf die Wiſſenſchaft angewieſen, die, ihres göttlichen Urſprungs eingedenk, die Verhältniſſe beſiegen und das Genie aus der

Verborgenheit an's Tageslicht befördern könnte, trotz Journalismus und feiler und partheibefangener Kritik. Aber die Wiſſenſchaft iſt in Frankreich weniger ihres göttlichen Urſprungs, als ihres gelehrten Egoismus und ihrer materiellen Tendenzen eingedenk. Ein junges Talent wird ſich nämlich nur durch neue Forſchungen und Entdeckungen Bahn brechen können. Aber wer ſoll dieſen neuen Forſchungen und Entdeckungen Gehör geben? Die Wiſſenſchaft zunächſt. Aber die Wiſſenſchaft hat vielleicht durch das alte Syſtem eine jährliche Rente von 3 — 400,000 Francs, wie ſolches von Dupuytren behauptet wurde. Soll ſie dieſe Einkünfte an ein neues Syſtem wagen? Sie wird es nicht thun. Aber hätte ſie auch nicht 3—400,000 Francs jährlicher Revenueen, ſo hat ſie doch Stolz, ſoll ſie dieſen Stolz einem neuen Syſtem zu Füßen legen? Sie wird es gewiß nicht thun. So wenig nun auch die Intoleranz und der Fanatismus der Wiſſenſchaft eine ausſchließliche Eigenſchaft der franzöſiſchen Gelehrten iſt, ſo ſehr wird dieſe Eigenſchaft doch von den franzöſiſchen

Verhältniſſen begünſtigt. Wie geſagt, weder die Kritik, noch der Buchhandel beeinträchtigen die Autoritäten, und die Provinz richtet ihre Augen nur gen Paris. Wer hier in der Wiſſenſchaft einmal feſtſteht, wird von dreißig Millionen Menſchen getragen, Keiner zweifelt, Alles glaubt. Ich muß hier nämlich ergänzen, daß, ſo beweglich, wie das politiſche Leben in Frankreich iſt, ſo ſtetig und unangefochten iſt das wiſſenſchaftliche. Man könnte ſagen, die Franzoſen wollten doch irgend etwas Beſtehendes, oder ſie hätten einen eben ſo conſervativen Inſtinkt in Betreff der Wiſſenſchaft, wie einen deſtructiven in Betreff der Politik. Aber es iſt nicht Abſicht, nicht Inſtinkt, wodurch dieſes Verhältniß herbeigeführt wird, ſondern lediglich Indifferentismus gegen wiſſenſchaftliche Tendenzen. Materiell wie man iſt, überläßt man ſich den wiſſenſchaftlichen Syſtemen auf Treu und Glauben, die ganze Bevölkerung eines großen Reichs wendet ſich den Autoritäten ſo unwiderſtehlich zu, wie die Magnetnadel ſich dem Nordpol zuwendet. So haben in den Bergketten

nur einzelne hervorragende Spitzen einen Namen, weil nur ſie den Augen der Menſchen begegnen. Freilich haben dieſe Spitzen in der That den Vorzug, daß die kleineren Berge ihnen nicht nachkommen können, aber die Bergkette der Wiſſenſchaft wächſt nach allen Richtungen hin und was heute ein Chimboraſſo war, kann morgen ein Maulwurfshügel ſein, und umgekehrt. In Frankreich wird ein ſolches Verhältniß überſehen. Mit einem Worte, das Volk überläßt der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Poeſie die Beſtimmung ihrer Größe. So konnte ſich die Claſſicität ſo lange halten, ſo konnten Boileau und Corneille die franzöſiſche Revolution überleben, ſo konnte die romantiſche Richtung nicht durchdringen, ſo konnte David die Kunſt uſurpiren, im Namen des Kaiſerthums, und Horace Vernet, im Namen des Bürgerkönigreichs. Von den Pariſer Medicinern könnt' ich ſchweigen, man findet ſie noch heut zu Tage in Molière wieder, und ich habe ſie bereits im zweiten Bande geſchildert, aber es liegt mir gerade eine neue Erfahrung in Betreff der Eifer-

ſucht dieſer Herren vor, die zu ſchlagend iſt, als daß ſie nicht erwähnt zu werden verdiente.

Ein Pariſer faßte den Plan, eine Art von Aſſecuranzgeſellſchaft für die Pflege in allen möglichen Krankheitsfällen in der Hauptſtadt zu gründen. Jeder Abonnent, der mit achtzehn Francs jährlich ſubſcribirte, ſollte ſolcherweiſe das Recht erlangen, in jedem noch ſo ſchweren Krankheitsfalle von den Aerzten der Geſellſchaft verpflegt zu werden. Gewiß beruhete auf die Verwirklichung dieſes Plans eine unendliche Wohlthat für die ganze unbemittelte Bevölkerung, aber es bedurfte zunächſt, der fides publica wegen, eines conseil consultatif, zuſammengeſetzt aus den berühmteſten Aerzten der Hauptſtadt, der den gewöhnlichen Aerzten in bedenklichen Fällen mit Rath und That beiſtände. Dieſer conseil consultatif mußte alſo wenigſtens vier berühmte Namen enthalten. Wie dazu kommen, da in Paris aller Ruhm in Zwieſpalt liegt? Vorerſt mußte der Unternehmer alle medeciniſchen Syſteme der Hauptſtadt ſtudiren, um nicht zwei Todfeinde einander gegenüber zu ſtel-

len, und dann gelang es ihm erſt nach ſechs Wochen, drei Celebritäten der Pariſer Heilkunde wenn nicht unter einen Hut, doch in einen Conſeil zu bringen.

Man mache alſo nicht ſo viel Rühmens von der Stellung der Wiſſenſchaft, der Kunſt und Poeſie in Paris und von der Perſpective, die dort dem Genie und Talent erſchloſſen ſei. Ja, wenn es die Wiſſenſchaft, die Kunſt und Poeſie wären, die hier zu entſcheiden hätten, ſo möchten ſich die ungleichen Zahlen bald ausgleichen und die ſchneidenden Gegenſätze zwiſchen Schwelgerei und Elend, die hier die äußeren Momente der Literatur bilden, an einander abſchleifen, aber es entſcheiden nur die Literaten, die Künſtler und die Dichter, und da darf man ſich nicht wundern, wenn dieſe nicht über den materiellen Schwerpunkt von Paris hinaus können. Ich erinnere wiederholt an Ymbert Galloix, der am Elend ſterben mußte und doch Poeſie genug beſaß, um ſelbſt noch nach ſeinem Tode durch einen Brief, den Victor Hugo zu ſchönen Phraſen über die Unzuverläſſigkeit von Paris und

die Zerrissenheit eines Menschen ausbeutete, eine Stellung als Dichter zu erlangen, nach welcher er sich in seinem Leben vergebens umgesehen hatte. Victor Hugo, der reiche und einflußreiche Dichter, den er mehre Male als ein pauvre honteux besucht hatte, als ein Mann, der das Elend auf seinem Antlitz und seinen Kleidern zur Schau trägt, Victor Hugo sagt von Ymbert Galloix: „Weder Männer, die den intelligenten und humanen Classen der bürgerlichen Gesellschaft angehören, welche man allgemein mit dem vagen Namen Künstler bezeichnet, noch junge Leute jener bewährten Jugend, die da denkt und studirt, und in deren Mitte er sich, unbekannt mit Allem, bei seiner Ankunft in Paris begab, haben ihm die Hand geboten, Rath und Hülfe ertheilt, ihm ihre Börse erschlossen, wenn er Hunger hatte, und ihr Herz, wenn er weinte. Es versteht sich von selbst, daß mehre von ihnen zusammenschossen, um seine letzte Wohnung, seinen letzten Arzt zu bezahlen, und daß er nicht dem Zimmermann den Sarg schuldig blieb. Aber was heißt das an-

ders, als am Elend ſterben" — Victor Hugo ſpricht ſo von Ymbert Galloix und erröthet nicht. Und wie viele, die zu Höherem berechtigt waren, ſterben wie dieſer, oder, wenn ſie nicht die Kataſtrophe des Jammers abwarten können, freiwillig. Die reichhaltige Chronik des Elends bringt täglich ſolche Kunde, und die Sache bleibt dieſelbe. Kömmt es aber auch nicht zum Aeußerſten, ſo wende man ſich einmal zum „pays latin" und betrachte dort die Phyſiognomieen, die ſtill und ergeben, in abgeſchabten Röcken und à la Lorenz Kindlein, hie und da durch die Straßen ſchleichen. Sie fallen in dem Gewirre von Paris auf, aber es ſind größtentheils Privatgelehrte, die ihr Leben kümmerlich in Buchdruckereien und Journal-Bureaus friſten, ihren Geiſt aber wenigſtens theilweiſe anderen Namen leihen, die damit Aufſehen machen. Alſo das Talent, das Genie kann nur in ſofern in Paris zu Reſultaten gelangen, als es von dem Glücke einiger hervorragenden Zufälligkeiten des Lebens, die auch Unglück ſein können, begünſtigt wird. Stellt man ſich aber

das Genie in Paris wie einen Titanen vor, der nur dem Zorn der Götter ausgesetzt ist und sich um die Menschen nicht zu kümmern braucht, so irrt man. Die Menschen verhindern hier, daß man nicht den Himmel stürmt, man unterliegt nicht dem Fatum, sondern der Misere des Lebens. Demnach wird man zugeben müssen, daß jede Einrichtung, die dieses entsetzliche Verhältniß ausgleicht, der Wissenschaft mindestens indirecten Nutzen gewährt, und in dieser Hinsicht sind auch die gelehrten Gesellschaften — wie gesagt — beachtungswerth. Einmal herrscht hier nothwendig vollständige Gleichheit unter allen Mitgliedern, dann aber haben die älteren und angesehenern unter ihnen kaum Zeit, eine ausschließliche, oder prävalirende Thätigkeit zu entwickeln und müssen also den jungen Kräften Raum lassen, endlich begünstigt der demokratische Sinn, der jetzt in Frankreich der rothe Faden aller Zustände ist, die Richtung der Societäten sehr. Das Renommée muß hier dem Nichtrenommée Rede stehen, wenn dieses eine geistige Kraft in die Wagschale legen kann, das Renommée muß

nicht nur die Productivität des Nichtrenommée's beachten, ſondern auch ſeine Kritik, die hier der Jüngſte, ohne den Vorwurf der Unverſchämtheit fürchten zu müſſen, an die Werke des Aelteſten legen kann. Man kann denken, wie es das Selbſtbewußtſein, freilich auch oft die Eitelkeit, hebt, wenn junge Kämpen, die ihre bewährten Gegner nach allen Richtungen aufſuchten, die ſtets an ihnen verſchloſſenen Schranken umherritten, ſich jetzt mit leichter Mühe Gehör verſchaffen und gegen den Ruhm von ganz Frankreich vielleicht eine Lanze wagen dürfen. Aber — wird man fragen — woher denn alle dieſe Celebritäten in Geſellſchaften, die nur dazu dienen, das Monopol der gelehrten Autoritäten zu untergraben? Wenn man wirklich ſo beſorgt für dieſes Monopol iſt, ſo würde man ja nur, bei dem Bedürfniß, an der Spitze aller Unternehmungen große und berühmte Namen zu erblicken, ſich ausſchließen dürfen. Hierauf iſt zu erwiedern, daß wiſſenſchaftliche Bildung zwar nicht, aber wenigſtens wiſſenſchaftliches Intereſſe in Frankreich ſo ſehr Ehrenpunkt, oder Gemein-

gut der höchſten Stände geworden iſt, daß eigentliche Gelehrte von Profeſſion zur Bildung einer gelehrten Geſellſchaft nicht durchaus nothwendig ſind. Stellt ſich ein Choiſeul, ein Montmorency, ein Dondeauville an die Spitze einer ſolchen, ſo iſt der Zufluß von Gelehrten ſchon entſchieden, und ſelbſt die Ausgezeichnetſten ſind durch ihre geſellſchaftliche Stellung — die, wie ich bereits dargethan habe, in Paris der Wendepunkt auch der Literatur iſt — genöthigt, ihnen beizutreten. Was aber die Namen betrifft, an die man dieſe Geſellſchaften lehnt, ſo begreifen diejenigen, welche ſie führen, ich meine jene Herzöge und Pairs von altem bourboniſchen Adel, ſehr wohl ihre Tendenz, nämlich die Emporhebung jugendlicher und unbekannter Talente und Kräfte, und ſchließen ſich um ſo lieber an, als ſie ſich nicht wohl auf andere Weiſe populär machen können, denn in wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hinſicht.

Ich deutete bereits auf eine freie Kritik hin, die durch ſolche Societäten möglich werde, und man wird alſo auch in dieſer Hinſicht — wenn

man das, was ich, bei Gelegenheit der Journaliſtik, über dieſen Punkt geſagt habe, vergleicht — ihren Werth anerkennen. Man kann nämlich behaupten, daß ſich in dieſe Inſtitute Alles flüchtet, was noch an kritiſchem Sinn in Frankreich vorhanden iſt. Die Gleichheit, die hier den rothen Faden bildet, ſtreift den Berühmten einen Theil der Hochachtung ab, die ſie im öffentlichen Leben uſurpirt haben, und ſie ertragen dieſelbe auch mit größerem Gleichmuth, weil ſie faſt nur unter vier Augen ſtattfindet, unter Leuten vom Fach und nicht auf öffentlichem Markte; denn die Journale der Societät ſelbſt kommen kaum in andere Hände, als in die der Mitglieder. Daß man aber unter ſich weniger ſtolz iſt, als der Maſſe gegenüber, liegt eben an der Richtung der franzöſiſchen Literatur, die ihren Genuß nur aus der Menge herleiten kann. Deutſche Gelehrte leben der Wiſſenſchaft um der Wiſſenſchaft willen, ſie iſt ihnen Zweck; franzöſiſche leben der Wiſſenſchaft nur um des Lebens willen, ſie iſt ihnen Mittel zum Zweck. In den Societäten

alſo entfalten ſich neue Theorien, in den Societäten nur finden Discuſſionen und kecke Angriffe in Betreff der alten ſtatt. Endlich erſcheint auch die Kritik, die in den Journalen für den Geſchmack der Menge eingerichtet werden muß und alſo alles wiſſenſchaftlichen Kriteriums ermangelt, hier allein auf wiſſenſchaftlicher Baſis, in wiſſenſchaftlicher Form und mit wiſſenſchaftlichen Tendenzen. Somit geſtaltet ſich denn in den gelehrten Geſellſchaften noch die einzige Controle der Literatur.

Daß aber dieſe Societäten im eigentlichen Sinne Reactionsverſuche gegen die Despotie und den Monopolismus der franzöſiſchen Gelehrten ſind, wird man leicht aus dem oben mitgetheilten Verzeichniß derſelben erſehen. Dort ſind nicht weniger, als ſechs verſchiedene mediciniſche Geſellſchaften angegeben, mit Ausnahme ſolcher, die ſich mit den ſpeciellen in dieſes Fach einſchlagenden Wiſſenſchaften beſchäftigen. Die Medicin, als die vageſte und unſicherſte Doctrin, iſt natürlich am meiſten dem Monopolismus und der Syſtemſucht ausgeſetzt; wo die Men-

ſchen keinen zuverläſſigen äußeren Maßſtab anlegen können, wo die höchſte Entſcheidung immer faſt ein wiſſenſchaftliches arbitrium iſt, da wird der angeborene Egoismus des Menſchen mehr, als irgendwo ſeine Stimme geltend machen. Hier iſt nirgends ein Richter, und folglich macht ſich ein jeder dazu und behauptet ſeinen Platz ſo lange, wie möglich.

Was nun endlich das Verfahren der gelehrten Geſellſchaften betrifft, ſo muß man die Zeit gleich nach der Stiftung ſehr wohl von der ſpäteren unterſcheiden. Im Anfange ſchalten und walten nämlich die Autoritäten allein. Sie nehmen die erſten Stellen in Beſchlag, ſie beſetzen die übrigen, ſie führen das Wort, ſie halten Reden. Wenn aber die Einleitung getroffen und das Neue von der Geſellſchaft abgetragen iſt, ſo erkaltet der Eifer der alten Herren. Sie kommen nun ſelten, und am Ende bleiben ihre Sitze leer. Jetzt drängen ſich die Jungen heran und ſuchen ſich Geltung zu verſchaffen. Sie werden kecker in den Discuſſionen — was dem Franzoſen ſehr leicht wird —

und führen laut das Wort. Die Alten verzichten nun auf ihre Ehrenämter, nicht weil ihnen das vorlaute Wesen der jungen Collegen beschwerlich fällt — denn den Begriff „vorlaut" kennt der Franzose eigentlich nicht — sondern weil sie keine Zeit mehr haben für die Gesellschaft. Und nun erst tritt der rechte Zeitpunkt für die Berufenen, aber nicht durch glückliche Verhältnisse Auserwählten ein. Man erneuert die Wahlen, die Jüngern treten in die erledigten Aemter ein und erlangen eine einflußreiche Stellung. Sie werden Secretaire der Classen, Mitglieder aller Commissionen, verfassen eine Menge Abhandlungen, machen Vorschläge zu Unternehmungen, halten Reden, wie früher die Alten, bemächtigen sich der Discussion, und erringen sich so einen kleinen Ruf, der, wenn er sich auf wirklichen Fond stützt, bald über die Gesellschaft hinauswächst. Die Aufmerksamkeit — die in Paris Alles ist — ist auf sie hingelenkt, sie werden den Aelteren bekannt, die wenigstens in Zwischenräumen die Gesellschaft besuchen, sie verbinden sich mit ihnen zu Arbeiten, von denen

dieſe freilich den pecuniären Vortheil ziehen und ſie nur den, daß ſie die ſchwierigſten Theile der Arbeit ausführen müſſen und ſich ſomit immermehr ausbilden — indeß die Laufbahn wird ihnen ſolcherweiſe erſchloſſen, ihre Perſpective erweitert ſich. Was iſt dem Talent nicht ein Wirkungskreis, wenn auch der beſchränkteſte! was iſt ihm nicht Aufmunterung! In dieſen Begriffen liegt ſein Leben, ſeine Hoffnung, ja bei dem Genie die Unſterblichkeit; denn wie viele Begabte mögen gerade in Paris von dem Indifferentismus den Tod haben. Daß aber die gelehrten Geſellſchaften, bei aller Zerriſſenheit des Pariſer Lebens, die auch ihnen influirt, ſolche Reſultate herbeiführen, hat mir Spazier, der ſeine Erfahrungen zunächſt auf das institut historique zurückführte, deſſen Mitglied er iſt, durch Mittheilung ſpecieller Fälle dargethan.

Wenn man nun endlich das hier Geſagte zuſammenfaßt, ſo wird man leicht einſehen, daß der Anblick einer ſolchen Geſellſchaft, die auf rein demokratiſchen Elementen beruhet, auf einen

Deutſchen ganz eigenthümliche Wirkungen machen muß. Wir ſind an eine Ariſtokratie der Gelehrſamkeit gewöhnt und verſtehen unter einer Gelehrten-Republik eben nicht viel mehr, als die freie Discuſſion Ebenbürtiger. In Deutſchland wird Keiner durch äußere und zufällige Verhältniſſe verhindert, ſeine Meinung zu ſagen, aber wohl durch innere, durch Gewohnheit und Sitte. Wir können ſprechen, aber wir wagen es nicht, wir ſind frei, aber wir benutzen die Freiheit nicht. Unſere Gelehrten-Vereine begründen eben eine Gelehrten-Hierarchie, die durchaus nicht in unſeren politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtänden liegt; die franzöſiſchen dagegen dienen dazu, ſie zu vernichten, oder wenigſtens abzuſchleifen. Sie ſollen die Wiſſenſchaft mit dem Leben vermitteln, während deutſche Gelehrten-Vereine ſie davon trennen. Deutſche Gelehrten-Vereine ſind Ehren-Inſtitute, oft Invalidenhäuſer der Wiſſenſchaft, die ſich dorthin flüchtet, wenn die Brandung des Lebens ſie zu überwältigen droht, franzöſiſche ſind Pflanzſchulen. Jene ſind ein Schlußſtein wiſſenſchaftlicher Au-

toritäten, dieſe ſind eine Einleitung derſelben. Und wie ſehr auch die franzöſiſche Literatur im Leben der Umtriebe bedarf, oder umgekehrt an ihnen zu leiden hat, ſo kann ſie in den gelehrten Geſellſchaften doch mit dem ganzen Stolze des Gleichheitsgefühls, das den Franzoſen einmal zur andern Natur geworden iſt und nur durch unnatürliche Mittel unterdrückt, aber nie vernichtet werden kann, ihr Haupt erheben.

Betrachten wir eine Verſammlung, wie ich ſie geſchildert habe, in ihren einzelnen Beſtandtheilen und Perſönlichkeiten. Hier gewahren wir ein ernſtes Antlitz, auf welches Jahre und Wiſſenſchaften ihre Züge ſchrieben, eine hohe Stirn, die nur Nachdenken ſpiegelt, Erfahrung und gereiftes Wiſſen; dort ein junges, feuriges Auge, mit ungezügelter Kraft, mit feſtem Willen, aber unſtät und flüchtig umherſchweifend nach Anſehn und Ruhm. Hier ſteht ein bebänderter Duc, vornehm und kalt, dort ein armer Gelehrter in abgeſchabtem Rock, ſtolz und voll Selbſtbewußtſein. Er iſt aus einem vierten Stockwerk des pays latin in die Verſammlung

herabgeſtiegen, wo nur der Geiſt Unterſcheidungs-Merkmale an die Hand gibt. Hier ſind junge ſchnurbärtige Leute, mit Schnürröcken; dort alte gepuderte Abbés, in escarpins und Schnallſchuhen. Hier und dort machen ſich die auffallendſten Verſchiedenheiten der Form und der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände bemerkbar; aber die Wiſſenſchaft benutzt klüglich die demokratiſchen Sympathieen des Franzoſen, um alle dieſe Unterſcheidungen aufzuheben. Wenn jenen Sympathieen ſonſt allenthalben Regierungs-Rückſichten entgegen treten, ſo läßt man ihnen hier, wo ſie in die Literatur und den Frieden münden und gewiſſermaßen alle böſen Säfte nach dieſem Canal ableiten, nicht nur freien Lauf, ja man begünſtigt ſie ſogar. Wie gern ſähe Ludwig Philipp, daß alle ſocialen und politiſchen Aſſociationen, die fortwährend an der Zukunft Frankreichs nagen, ſich in literariſche, induſtrielle und artiſtiſche umwandelten. Wir hören hier Michelet ſprechen, Michaud, Lemercier, Jouy, und wenn ſie geſprochen haben, ſo bittet ein junger, angehender

Literat um's Wort, er pflichtet nicht den gelehrten Herren bei, er hat die Dreiſtigkeit, ihre Anſicht nicht nur zu widerlegen, nein! er wagt es, dieſelbe, wenn nicht ungereimt, doch zwecklos, oder zweifelhaft, oder einſeitig zu ſchelten. Und man ruft: écoutez! écoutez, und der junge Mann ſetzt ſeine Gründe gerade ſo ſelbſtbewußt und überzeugt auseinander, als hätte er Sitz und Stimme in der Academie von Frankreich. Nicht ſelten aber beſiegt ſolcherweiſe die Jugend die Weisheit des Wiſſens und des Lebens, und ich halte dieſe Weiſe durchaus nicht für vorlaut, ich, der ich freilich nie gehört habe, daß in Deutſchland die junge Literatur gegen die alte das Wort ergriffen hat, wohl aber erlebt, daß ſie anonym und hinter dem Rücken der Letzteren die Feder gegen ſie gebrauchte. Bei uns disputiren die Profeſſoren — Oken allenfalls ausgenommen — nicht mit Studenten und Seminariſten, aber ſie müſſen ſich von ihnen häufig auf die perfideſte Weiſe kritiſiren laſſen.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Details und Beiſpiele über die materielle Richtung Frankreichs, die bereits in den früheren Kapiteln hervorgehoben wurde, beſonders in Betreff der franzöſiſchen Literaten. — J. J.... nimmt 200 Francs für einen lobenden Artikel. — Ph. Ch. nimmt das Honorar im Voraus von der Revue du Nord und kömmt ſeinen Verbindlichkeiten nicht nach. — Derſelbe überſetzt den Jean Paul, ohne Deutſch zu verſtehen. — Vorreden werden zu enormen Preiſen verkauft. — Die Menſchenfreundlichkeit wird verkauft. — Ein berühmter Schriftſteller und Herr von Balzac. — Die Buchhändler knüpfen den Abſatz ihres Verlags an eine Lotterie.

Ich habe zu verſchiedenen Malen auf den Materialismus, als Mittelpunkt der jetzigen franzöſiſchen Zuſtände hingedeutet, und da er gewiſſermaßen eine Notorietät iſt, ſo könnte man Beiſpiele umgehen, wären nicht einige zu intereſſante Belege, um übergangen zu werden.

Man wird gleich nach der Julius-Revolution erkannt haben, daß die Atmoſphäre Frank-

reichs ſo wenig, wie des übrigen Europa ein Miasma der Revolution enthalte: man ſehnte ſich nämlich allgemein nach Ruhe und Frieden und behaglichem Genuß. Dieſe Richtung, die in einem Lande der Cultur und Wiſſenſchaft nichts Verderbliches veranlaſſen konnte, artete jedoch in Frankreich, das ohne dieſe Eigenſchaften in eine freie politiſche Verfaſſung gerieth, bald aus, indem die Regierung es für gut hielt, die materielle Vorliebe nicht nur zu begünſtigen und zu unterhalten, ſondern ſie auch zu heben. Das Schreckbild der Revolution bewog ſie dazu, aber an die Stelle eines Phantoms trat nun eine traurige Realität, die unbedingte Hingebung des Franzoſen an den Genuß, und aus dieſer Hingebung an den Genuß und den daraus herrührenden Conflicten mit der Geſellſchaft entwickelten ſich von neuem revolutionäre Elemente, die gefährlicher waren, als jene, die den Julius-Ereigniſſen zum Grunde lagen, da ſie, ohne höhere Beziehungen, lediglich auf dem thieriſchen Momente beruheten. Was in Oeſterreich z. B. mit Erfolg gegen die Revolution angewendet

werden kann, in Oesterreich, wo man die Gewalt in Händen hat gegen die sinnlichen Leidenschaften, das benutzte man in Frankreich dagegen, in Frankreich, wo das Volk nur unter die Controle der Polizei gebracht werden kann, wo aber die ausübende Gewalt in jeder Hinsicht beschränkt ist. Als man indeß einmal in diesem Sinne angefangen hatte, mußte man auch in diesem Sinne fortfahren. Wir müssen es erwarten, ob der Mechanismus des Materialismus in Frankreich, den Ludwig Philipp gegen die Revolution angewendet hat, von den Leidenschaften, die ihn in Bewegung setzten, noch länger getragen werden wird, oder ob, wenn sein Ende kömmt, weil er zu kostspielig wird, die Bildung des Volks, die man jetzt beabsichtigt, kräftig genug ist, jene Leidenschaften, die dann, nach der Zerstörung der Maschine, in die Gesellschaft strömen werden, zu absorbiren. Nur auf diese Weise wird Unheil verhütet werden können. Für jetzt aber werden wir die vielgerühmte Weisheit Ludwig Philipps nur als ein Palliativ betrachten können, er hat unzweifelhaft die

Zukunft der Monarchie an die Gegenwart ſeines Throns gewagt, er hat ſie ohne Hypothek der Polizei geliehen, ob ſie zurückgezahlt werden wird? das iſt eine groſſe Frage. Ich wenigſtens bin der Meinung, daß es keine Revolution in Europa gegeben haben würde, wenn man aufrichtig geweſen wäre und der Majorität die Conceſſionen gemacht hätte, die in der Vernunft und dem Jahrhundert lagen; aber indem man dieſe Majorität nicht beachtete und nur die revolutionaire Minorität, hat man ſich allerdings momentan geholfen, man hat gar keine Conceſſionen gemacht, ſondern nur ein Gegengift in dem ganzen Staatskörper verbreitet; um ein Geſchwür an einem kleinen und unbedeutenden Gliede zu heilen, hat man den ganzen Organismus geſtört. Wie geſagt, wir müſſen es erwarten, ob dieſer Organismus wieder hergeſtellt werde; hier will ich nur darthun, wie ſchauderhaft es in dieſer Hinſicht in Frankreich ausſieht.

Man würde unrecht thun, zu behaupten, der Franzoſe ſei erſt durch das Bürgerkönigthum

in die materielle Richtung verſetzt worden. Er hatte vielmehr von jeher Anlagen dazu, er arbeitete nur, um zu genieſſen. Hatte der Pariſer ſich ſoviel erworben, daß er davon leben konnte, ſo zog er ſich in die Provinz zurück und räumte Anderen ſein Etabliſſement in der Hauptſtadt ein. Des Lebens Höchſtes war ihm der Genuß, ſelbſt ſein Geiſt mußte ſich dieſem Zwecke unterordnen, er ſchwelgte in ihm. Bildung an und für ſich kannte der Franzoſe wohl nie. Darin aber unterſchied ſich der Geiſtreiche von dem Rohen, daß jener eine materiell-geiſtige Schwelgerei, dieſer eine materiell-ſinnliche vorzog. Dieſe Grundlage nun des franzöſiſchen National-Charakters iſt von Ludwig Philipp ganz und gar ausgebildet worden. Er hat den Franzoſen ſogar den Ruhm genommen, dieſen glänzenden Mantel, der die Blöße der Nation bedeckte, dieſe einzige Poeſie der neueren franzöſiſchen Geſchichte; aber ein Gewiſſen hat er ihnen dafür nicht gegeben. Ich ſagte, Ludwig Philipp habe den Franzoſen den Ruhm genommen, aber er nahm ihnen noch mehr, er nahm ihnen die

Erinnerungen des Ruhms, er machte jene alten Marſchälle des Kaiſerreichs zu ganz gewöhnlichen Pariſern, zu ganz gewöhnlichen ſchmutzigen Egoiſten. Wer denkt an den Sieg von Toulouſe, wenn man die ſehr gemeinen Motive, die dem Herzog von Dalmatien in Betreff der neueren Ereigniſſe zur Laſt gelegt werden, in den franzöſiſchen Blättern lieſt. Wenn man behaupten kann, Corneille und Racine haben die franzöſiſchen Marſchälle erzeugt, ſo wird man auch fragen: welche franzöſiſchen Marſchälle haben Dichter erzeugt, indem ſie ſie begeiſterten? Und wahrlich! in Hugo's Dramen ſehen wir nur Ehebrecher und Huren. Der entſetzliche proſaiſche Terrorismus des Bürgerkönigs hat eine glorreiche nächſte Vergangenheit alles Heiligenſcheins beraubt, und die franzöſiſchen Dichter können ſich ihre Helden eher aus dem Pariſer Gaſſenkoth zuſammenleſen, denn aus der Geſchichte, von der man glauben ſollte, ſie ſei mit Fleiſch und Blut der Nation verwachſen. Aber können die Dichter — wird man fragen — den Helden nicht von den ſtörenden Zufälligkeiten

reinigen, können ſie dem nackten Menſchen nicht den Mantel ſeiner Thaten umhängen? Gewiß, ſie könnten es, wenn ſie nicht in Paris lebten, wenn ſie nicht fortwährend alle Diſſonanzen des Alltagslebens empfänden. Man wird übrigens nicht der Meinung ſein, ich verlange, Victor Hugo ſolle eine Tragödie ſchreiben, deren Held der Marſchall Soult ſei, oder ein anderer Soldat, nein! ich wollte nur darthun, wie Alles, woran ſich die Größe der Nation lehnt, in dieſem Augenblick in Paris — und meiſtentheils mit Recht — der chronique scandaleuse ausgeſetzt iſt und wie die Dichter hier keinen Höhepunkt gewinnen können. Aber die Literatur ſchwelgt in geiſtigen Genüſſen, ſie lebt à la Pückler-Muskau unter Gourmandie und geiſtreichen Einfällen, und wenn ſie nach Geld ringt, ſo ringt ſie nur um dieſen Preis nach Geld. Wie ſollten unbemittelte Literaten ein ſolches Leben führen können, wenn ſie nicht viel verdienten und wenig ſchrieben. Ein ſolches Leben verträgt ſich auch nicht mit Einheit der Idee, der Kunſt und Poeſie; ja man wird lautere und

edle Bestrebungen sogar für kleinlich und gegen den guten Ton halten. Was soll den französischen Literaten Wissenschaft ohne Glanz des Lebens, jetzt, wo Alles in Frankreich auf den Luxus und die äußere Form ankömmt, ohne die man nun einmal nicht seine Unsterblichkeit bei Lebzeiten genießen kann! Aber ich wollte Beispiele mittheilen, und ich citire hier zuerst den Fürsten Pückler-Muskau, oder vielmehr „Semilasso's vorletzten Weltgang," wo es Theil I., Abtheilung 2, S. 37 bei Gelegenheit der Schilderung eines Diners im Hause der Wittwe Benjamin Constants heißt: „Das Leben dieser jungen Schöngeister in Paris ist übrigens ziemlich dissipirt und sehr von dem der unsrigen verschieden. In der jetzigen Saison ziehen sie sich aber alle, wie die Schnecke in ihr Haus, in irgend eine entlegene Stadtwohnung, oder auf das Land zurück, und arbeiten dann mit großem Fleiß. Ihre Mühe wird auch reichlicher belohnt, der literarische Succeß gibt ihnen unendlich mehr Ansehn in der Gesellschaft, und sie können ihr Leben angenehmer genießen, als es

in der Regel ihren deutſchen Collegen zu Theil wird, deren Viele dadurch gewiß eine bittre Tendenz annehmen, als ſie ſonſt gehabt haben würden *). Es war für mich ein großes Vergnügen, dem immer lebhafter werdenden Geſpräch dieſer lebendigen und geiſtreichen Franzoſen zu folgen, für welche die Converſation, faſt gleichviel mit wem, eine der angenehmſten Recreationen iſt, während ſie uns nur zu oft als ein bloßes penibles Geſchäft erſcheint. Unſere erfahrene Gaſtgeberin wußte, indem ſie dem Feuer von Zeit zu Zeit eine neue Nahrung gab, es immer lodernd zu erhalten, ohne auch der materiellen Nachhülfe des Champagners zu vergeſſen. Nach Tiſche ward die Luſtigkeit noch größer, und da die Uebrigen behaupteten, daß Beranger niemand zu Worte kommen ließe, wurde vor Jedem, ſowie er zu ſprechen anfing, eine Nadel

*) Freilich wohl würde die deutſche Literatur verbeſſert werden, wenn ſie zu Anſehen in der Geſellſchaft gelangte, aber die franzöſiſche iſt nur durch die Geſellſchaft depravirt worden.

Anmerk. d. Verf.

in das Wachslicht geſteckt mit der Weiſung: bis hieher und nicht weiter.“ In dieſer Schilderung liegt die Schilderung der franzöſiſchen Literatur; aber wir lernen ſie noch immer von einer guten Seite kennen, und erfahren nur ſo viel, daß ſie in einem dolce far niente dahin lebt, obwohl gewiß ſolchergeſtalt zwei Bände Geiſt von Balzac, der ſich auch in der Geſellſchaft befand, in einer Converſation verſchwendet wurden, die beſſer dem Zuſammenhange eines Werks gedient hätten. Die ſchlechte Seite der franzöſiſchen Literatur und wie ſie jenem Zwecke Alles opfert, mögen weitere Mittheilungen darthun.

Die Mutter eines jungen Schriftſtellers begibt ſich mit einem eben erſchienenen Buche ihres Sohns zu J...., von dem jedermann weiß, daß er dergleichen Audienzen ertheilt. Sie trifft J.... an der Seite ſeiner Maitreſſe, einer jungen hübſchen Marquiſe, die ſeinetwegen ihren Gemahl verlaſſen, *) gibt ihm das Buch, bittet

*) Jetzt hat J.... ſie wiederum verlaſſen.

um ein Feuilleton in den Débats und fragt um den Honorarpreis. „Zweihundert Francs!“ iſt die Antwort. „Das iſt nicht theuer“ verſetzt die Dame ironiſch, das Geld zählend. „Was wollen Sie“ — erwiedert jener — „die Coquine da koſtet mir ſo viel Geld, daß ich nicht anders kann.“

Der erſte Artikel der „Revue du Nord,“ die Spazier in Verein mit Boulet edirte, war von dem bekannten Ueberſetzer des Jean Paul, Ph. Ch. verfaßt worden. Weil dieſer, einer der luſtigſten Lebemänner von Paris, ſehr oft Buchhändler und Journaleigenthümer dadurch in Verlegenheit geſetzt hat, daß er Artikel verſprochen, die Honorarzahlung im voraus genommen und die Arbeit nicht geliefert hat, ſo wurden die Herausgeber der „Revue du Nord,“ als davon die Rede war, bei Ch. den Einleitungsartikel zu beſtellen, gewarnt, ja nicht einen Franc Honorar vorauszuzahlen. Aber ſie wurden dennoch betrogen. Ch. verlangte nämlich für einen Druckbogen 250 Francs Honorar und übergab bald darauf ein anſcheinend genügendes

Manuſcript, worauf dann Herr Boulet keinen Anſtand nahm, das Honorar ſofort auszuzahlen; denn geſetzt, das Manuſcript genüge nicht, ſo ſtand doch zu vermuthen, der Verfaſſer werde ſchon aus ſchriftſtelleriſcher Reputation das Ende bringen. In der That auch genügte das Manuſcript nicht, es war, um zu täuſchen, auf ſtarkem Papier und weitläuftig geſchrieben, ſo daß der Druck nur neun Octavſeiten lieferte. Und brachte Ph. Ch. die ſieben fehlenden? Nein, er hielt es nicht der Mühe werth. Auch war der Aufſatz klüglich ſo eingerichtet worden, daß er bei jedem beliebigen Satze abgebrochen werden konnte, er war, wie Gott ſelbſt, ohne Anfang und ohne Ende und nur geſchrieben, damit der Verfaſſer 250 Francs erhielte. Aber iſt es nicht entſetzlich, daß die Haute Volée der Pariſer Literatur ſo mißtrauiſch gegen einander ſein muß, daß man weder Honorar gibt, bevor nicht das Manuſcript den Augen des Honorirenden vorliegt, noch Manuſcript, bevor nicht das Honorar den Augen des zu Honorirenden vorliegt? denn auch Herr Ch. bemerkte ausdrück-

lich, daß um die bestimmte Stunde, wenn sein Bediente mit dem Manuscripte in dem Redactions-Bureau erscheinen werde, auch das Honorar für ihn bereit liegen müsse.

Man wird sich wundern, wenn man hört, derselbe Ph. Ch., von dem hier die Rede ist, verstehe kein Deutsch. Und doch hat er Jean Paul ins Französische übertragen, einen Schriftsteller, den Deutsche nicht einmal im Deutschen verstehen? Nein! Herr Ch. übersetzte Jean Paul nicht, er gab nur den Namen dazu her, nachdem er das Manuscript des Deutschen, von dem die Uebersetzung herrührte, etwas besser stylisirt hatte. Natürlich Alles für ein Honorar, als sei er der wirkliche Uebersetzer gewesen.

Vorreden berühmter Autoren werden in Paris den Schriften unberühmter Autoren für einen enormen Preis überlassen.

Große Herren verkaufen auch ihren Namen zu Patronaten von Unternehmungen, die eine Art von gemeinnützigem Zweck haben; man macht somit aus der Menschenfreundlichkeit sogar ein Gewerbe.

Hinſichts des Verhältniſſes der Schriftſteller zu den Buchhändlern kommen bald von der einen Seite, bald von der anderen die gröbſten Uebervortheilungen vor. Man glaube nicht, daß hier von den diis minorum gentium die Rede iſt, die nie Honorar beziehen; ich rede vielmehr von der Elite der Literatur, die ein europäiſches Renommée beſitzt. Da wird man ſich denn jenes Proceſſes erinnern, in welchen ein berühmter Schriftſteller verwickelt wurde, weil er ein und daſſelbe Manuſcript an zwei verſchiedene Buchhändler verkauft hatte, und wie oft ſtand Balzac auf den Grund einer Anklage der Revue du Nord, oder der Revue des deux mondes vor dem Handelsgericht, weil er Novellen nicht geliefert hatte, die ihm bereits honorirt worden waren. Aber alle dieſe Dinge kümmern ſo wenig große Geiſter, wie ſie ſonſt irgend Aufſehen erregen.

Solche Beiſpiele aber werden eine regina probationis der Richtung der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur in Frankreich ſein, und können ſomit als der Schlußſtein meines Urtheils über die Entartung bedeutender literariſcher Kräfte

angesehen werden. Weil der Broderwerb nicht einmal, sondern der raffinirte Luxus der Zweck der Literatur ist, so hat sie sich zu dem großen Haufen, der theilnahmlos gegen Kunst und Poesie und jede höhere Bestrebung ist, herablassen müssen; sie lebt nur von ihm.

Somit konnte es sich denn auch in Frankreich ereignen — und kein Literat nahm daran Anstoß, selbst nicht einmal Chateaubriand, der der Erste seinen Namen dazu hergab — daß die Buchhändler den Absatz ihres Verlags an eine Lotterie knüpften, ganz in der Weise, wie hie und da kleine Bühnen in Deutschland nach der Vorstellung einer Schiller'schen Tragödie die Verlosung eines Schaafs, oder eines andereren interessanten Gegenstandes ankündigten, um dem kunstliebenden Publikum, das für das Entréegeld auch ein Loos zu dem Schaafe erhielt, solcherweise einen Impuls zu geben. Die Käufer von Büchern zu 7 — 8 Francs Werth erhielten ein Lotterie-Loos, auf welches sie im besten Falle 2000 Frcs gewinnen konnten. Da diese Speculation in jene Zeit fiel, wo die Lotto's in Frankreich auf-

gehoben wurden, ſo kaufte man allerdings ſehr viele Bücher; indeß war man bei dieſer Manipulation durchaus unbekümmert um die Literatur und ſehr indifferent in Betreff der Werke, die man für 7 Francs 50 Centimes erhielt, ſondern hatte vielmehr nur die Perſpective des Gewinnes der 2000 Francs vor Augen. Als Spazier ſich gegen dieſen Misbrauch, den der Buchhandel ſich mit der Literatur erlaube und der dieſelbe ganz herabwürdige, nachdrücklich ausſprach, erhielt er aber die Antwort: Que voulez-vous, Monsieur; comment pourrait-on abaisser encore la litérature française, elle n'est plus qu'une question d'argent.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Détails über die materielle Richtung Frankreichs. (Fortſetzung.) Robert Macaire. — Frédéric Lemaitre. — Lacenaire, ein Mörder aus ſocialen Motiven, wie er behauptet. — Er gehört wenigſtens der Literatur im weiteren Sinne an. — Verlegenheit derſelben, da die gerichtlichen Verhandlungen ſie durch Lacenaire's Auseinanderſetzung ſeiner Beweggründe in den Augen des Publikums compromittiren, das ähnliche Redensarten ſelbſt von Hictor Hugo gehört hat. — Wie hilft man ſich, um die öffentliche Meinung irre zu führen und das gefährliche Beiſpiel zu vernichten? —

Der Cynismus, der die Literatur im weiteren und engeren Sinne auszeichnet, findet ſich natürlich auch in allen andern Verhältniſſen. Ich habe bereits über dieſe Richtung, in welcher gewiſſermaßen alle franzöſiſchen Zuſtände der neueſten Zeit liegen, ausführlich bei Schilderung Einzelner derſelben geſprochen und hebe hier nur zwei Erſcheinungen hervor, die beide im innig-

ſten Verhältniß zu ihr ſtehen. Die Eine trat auf der Bühne auf, die ſich nicht länger weigern durfte, eine Satyre der Sitten und des in ihnen hervorragenden Materialismus dem Publikum vorzuführen; die Andere aber bräuend und entſetzlich im Leben. Erſt die Letztere mochte die Franzoſen die Erſtere aus dem richtigen Geſichtspunkte betrachten laſſen; denn wenn Robert Macaire eine Zeit lang wenigſtens nur das Zwergfell erſchütterte, ſo trieb Lacenaire ſofort die Haare zu Berge. Robert Macaire war eine Theater-Figur; Lacenaire war ein Mörder. Jener declamirte auf der Bühne, dieſer vor den Aſſiſen.

Betrachten wir zuerſt Robert Macaire. Ein Menſch aus der sentina des Volks, mit Lumpen bedeckt und mit einer Geſinnung unter dieſen Lumpen, die ebenfalls ein Lumpen iſt, hat von der Natur Verſtand erhalten, ſo viel Verſtand, daß er damit für die Chauſſée d'Antin ausreichen könnte. Nichts ſcheidet ihn von dieſer und dem Materialismus, als das zufällige Verhältniß, daß er arm iſt, bettelarm, und

daß der Lumpen der Geſinnung nicht von der neueſten Pariſer Mode bedeckt wird, ſondern — wie geſagt — nur von Lumpen. Was hält Robert Macaire von dem Leben? Er iſt der Meinung, der Genuß ſei der Höhepunkt deſſelben. Was hält Macaire von ſich ſelbſt? Sehr viel, er hält ſich zu dem Genuß und dem Leben der höchſten Claſſen der Geſellſchaft berechtigt. Somit ſucht er ſich auf alle Weiſe und durch alle Mittel in dieſer Hinſicht zu pouſſiren. Da er nicht mit dem Strome der Geſellſchaft zum Ziele gelangen kann, ſo verſucht er es, gegen denſelben dorthin zu gelangen. Diebſtahl und Betrügereien müſſen ihm dienen, wo Anderen von der Polizei allerdings nicht, aber häufig von der Moral verbotene Mittel zu Statten kommen. Aber Robert Macaire genießt nicht durch ſchlechte Mittel, wie Einer, der keine anderen bei der Hand hat, er iſt kein Lump aus Noth; nein! er genießt wie Einer, der von dieſem einzigen und höchſten Zweck des Lebens ganz und gar überzeugt iſt, er genießt, wie Alle in Frankreich, er iſt ein Lump aus Syſtem;

nicht die Mittel kümmern ihn, sondern nur der Zweck. So ſetzt er denn mit dem gröſsten Cynismus und mit den Phraſen der Vornehmen, die häufig ſeltſam mit dem erbärmlichen Zuſtande contraſtiren, in welchen er von Zeit zu Zeit zurückfällt, (denn Robert Macaire erſcheint bald in Lumpen, in welchen er dieſelbe Salonsform zu beobachten ſtrebt, und bald im Glanze des erſtohlenen Glücks) ſeine Theorie von dem Leben auseinander, und ſpiegelt in den niedrigſten Verhältniſſen und in den roheſten Wendungen die Sophismen und Laſter der Vornehmen ab. Er iſt eine treue Uebertragung der Geſinnung der höheren Welt in die Weiſe der niederen. Die glänzende Geſellſchaft erſcheint hier in das Rohe und Gemeine überſetzt. Man kann ſich leicht vorſtellen, daſs die Widerſprüche der äuſsern Stellung und des Mangels aller Bildung mit den Anſprüchen, die Robert Macaire an's Leben macht, der Contraſt des wirklichen Elends mit dem Scheinleben die komiſchſten Scenen veranlaſſe, und zwar um ſo mehr, als Frédéric Lemaitre die Hauptrolle

ſpielt; aber die Pariſer bewieſen ihren Indiffe-
rentismus in Betreff der moraliſchen Zuſtände
der Hauptſtadt, ganz und gar dadurch, daß ſie
eine gute Zeit nur lachten und daß von Robert
Macaire nur als von einer Farce die Rede war.
Erſt ſpäter kam man zur Beſinnung und er-
blickte die Tiefe der Satyre, durch deren klare
und ſcherzende Oberfläche nur die geſellſchaftli-
chen Verhältniſſe von Paris blinkten. Erſchüt-
tert aber wurde man gar nicht von dieſem treuen
Spiegel der Zeit; war man Anfangs ſo weit
gegangen, die jungen Leute in den Salons mit
dem Prädicat: Robert Macaire aufzuziehen, wie
man ſie früher mit dem „mauvais sujet“ auf-
gezogen hatte, ſo kam man in der Folge höch-
ſtens dahin, eine ſolche Anſpielung für eine
Beleidigung zu halten; denn die Freunde Ar-
mand Carrels und des „National“ brachten den
Redacteur der „Presse“ Emil Girardin, der
jenen bekanntlich im Duell getödtet hatte und
an den ehrenrührigſten Anſchuldigungen litt, un-
ter den Geſichtspunkt dieſes Charakters und ver-
herrlichten ihn in unzähligen Carricaturen, aus

denen ſtets Girardins Portrait hervorſah, als Robert Macaire. Erſt dieſe Beziehungen der Dichtung auf naheliegende Thatſachen und Verhältniſſe machten Robert Macaire den Pariſern widerwärtig. Man fing wenigſtens an, ſich zu ſchämen.

Aber was war Robert Macaire gegen Lacenaire. Lacenaire ſetzte daſſelbe Syſtem vor den Aſſiſen auseinander, und das Entſetzen konnte hier nicht ausbleiben. Aber wie ſeltſam das auch klingen mag, der theatraliſche Eindruck jener Verhandlungen war eben ſo groß, wie der moraliſche. Damen drängten ſich ſogar herbei, um den intereſſanten Mörder zu ſehen, einen Mörder, der ganz im modernen Sinne behauptete, er ſterbe an der Geſellſchaft. Wer war Lacenaire? Wir haben es ſchon gehört, ein Mörder, aber ein anſtändiger, feiner, gebildeter, poetiſcher Mörder, ein Mann von den zarteſten Manieren, gekleidet in die neueſte Pariſer Mode, ein Mann, den bald die öffentliche Meinung als Schriftſteller bezeichnete, eine Bezeichnung, der die Literatur nicht widerſprechen konnte; denn Lacenaire hatte eine treffliche chanson gedichtet

er hatte an dem „Bon Sens“ mitgearbeitet, er hatte muſterhafte Artikel in Form und Inhalt für dieſes Journal geſchrieben. Und Sprache, Gewandheit des Ausdruckes, Geiſt und Sachkenntniß, die er vor den Aſſiſen entwickelte, mußten alle Zweifel an dem eigentlichen Beruf dieſes Mannes heben. Wäre Lacenaire in den Stand geſetzt worden, von der Literatur anſtändig und wie er ſich einbildete, daß es der Fall ſein müſſe, zu leben, er würde dann wahrſcheinlich kein Mörder geworden ſein, er würde dann eben ſo ſchön über die mangelhafte Einrichtung der Geſellſchaft geſchrieben haben, wie er jetzt, weniger um ſeinen Kopf zu retten, als um ſeine Ehre — denn er wollte durchaus an der Geſellſchaft ſterben — darüber ſprach. Gewiß, Lacenaire hatte viel Talent für die romantiſche Schule, aber das Schickſal machte ihn nicht zu einem Helden Victor Hugo's, ſondern zu einem Helden der Pariſer Original-Geſchichte. Daß ich es kurz ſage, was ohnehin in allen Zeitungen vor einigen Jahren zu leſen war, Lacenaire hatte eine Menge Morde in Paris

und anderswo begangen. Dergleichen Dinge ſind nichts Seltenes. Er hatte ſie kalt und mit ſyſtematiſcher Ueberlegung begangen. Das iſt auch nichts Seltenes. Aber er ſprach kalt und mit inniger Ueberzeugung darüber, daß ihm nichts übrig geblieben ſei, als die Menſchen umzubringen, daß er dazu befugt geweſen ſei; er, der ſo ſchwer Angeklagte, vertheidigte ſich nicht, er klagte vielmehr die Geſellſchaft vor einem ihrer Organe, vor dem Aſſiſenhofe der Seine, laut und ſogar mit Geiſt und Beredtſamkeit an, daß ſie ihn in dieſe Lage gebracht habe, die er übrigens mit Reſignation zu ertragen ſchien. Das iſt allerdings etwas Seltenes. Die Literatur, dieſelbe Literatur, die zu einer Geldfrage geworden iſt, konnte den Mörder nicht desavouiren, dem es nicht gelungen war, aus dieſer Geldfrage hinreichenden Genuß zu gewinnen, um in dieſem Falle kein Mörder zu werden. Die Literatur, die Journaliſtik mußte Protokoll führen über Lacenaire und den Mörder mit dem Publikum vermitteln, indem ſie die Détails ſeiner Philoſophie des Mordes und der Genußſucht

in den Spalten ihrer Journale mittheilte. Sie konnte höchſtens nur bei ſeinem Tode der Sache eine andere Wendung zu geben verſuchen — indem ſie durch ihre Organe verbreitete, Lacenaire ſei wie ein gemeiner Mörder, feig und verzweiflungsvoll, geſtorben; bei ſeinem Leben trug Lacenaire den Sieg davon; denn geſetzt auch — was ich allerdings für ſehr möglich halte — dieſer Verbrecher wollte ſich nur durch ſeine Entwickelung der Motive ein Relief geben und durch die Beziehung ſeiner Schandthaten zu dem Organismus der Geſellſchaft intereſſant machen, ſo konnte er ſolches doch nur unter der Vorausſetzung, daß man ihm glauben werde, daß Beziehungen dieſer Art nicht nur von Victor Hugo, ſondern auch von der öffentlichen Meinung für äußerſt möglich gehalten würden, daß überhaupt Mitleid und Entſetzen, ſtatt Verachtung, das Reſultat ſeiner Deductionen wäre. Wie konnten aber ſolche Reſultate herbeigeführt werden, wenn nicht in der Maſſe, ſtatt einer moraliſchen Richtung, die rein thieriſche des Genuſſes vorwaltete, wenn Lacenaire

nicht erwartete, man würde ſeiner Philoſophie wenigſtens, wenn auch nicht ſeinen Thaten, beipflichten, oder man würde, wenn man ihr auch nicht beipflichtete, doch durch ſeine Auslegung der Geſellſchaft und durch die Aufdeckung jenes Mechanismus — von dem man allerdings behaupten kann, er treibe Frankreich — in Verlegenheit gerathen.

Genug, Lacenaire erklärte ſeine Verbrechen in folgender Weiſe und in einer ſo gutmüthigen Form, daß der Contraſt zwiſchen Anſicht und That allerdings das Entſetzen der Zuhörer auf den Gipfel trieb. Die Natur habe ihn mit reichen Mitteln ausgeſtattet, ſo daß er dieſelben Anſprüche an ein genußreiches Leben machen zu können glaube, die der Beſte und Beglückteſte daran mache. Die Geſellſchaft habe ihm dies verweigert: er ſei arm geweſen, ohne Familie und Protection, und habe nicht ſogleich einen ſeiner Anlagen und Kenntniſſe würdigen Platz angewieſen erhalten. Er habe zuerſt geſtohlen, ſei in's Gefängniß geſetzt, dadurch der Achtung in der Geſellſchaft beraubt und dadurch

um die Perſpective jedes rechtlichen Emporkommens gebracht worden! Im Gefängniſſe habe ihn das gemeine Geſindel wegen ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit geachtet, *) er habe deshalb den Verkehr mit demſelben vorgezogen und ſich, der übrigen Geſellſchaft gegenüber, in einen förmlichen Kriegszuſtand verſetzt. Geld habe ihm Lebensgenüſſe verſchafft, darum habe er ſich deſſelben, wo nur Gelegenheit war, bemächtigt, und Leute todtgeſchlagen, um ihnen das Ihrige zu nehmen, aber ohne Haß, ohne Blutgier, wie der Schlächter ein Thier tödte, das er ſelbſt verſpeiſen, oder deſſen Fleiſch er verkaufen wolle. Er habe in dieſem begonnenen Kriege alle Folgen berechnet, er habe eingeſehen, daß er früher, oder ſpäter auf dem Schaffotte enden werde, er ſei darauf vorbereitet. Und nun erzählte er mit einer ſchauderhaften Ruhe und mit dem treueſten Gedächtniß die Détails ſeiner Mordthaten und

*) Lacenaire gebrauchte das Wort considération, das nur die geſellſchaftliche Achtung bezeichnet, die in Frankreich die einzige Achtung iſt, zu der man aber nur äußere Mittel gebraucht.

entwickelte darauf im Allgemeinen das völlig organisirte System der Banden, unter denen er gelebt hatte und die solche Verbrechen förmlich wie Geschäfte betrachten, die angenommen, oder abgelehnt werden, je nachdem Einer dem Andern den Vorschlag dazu macht und Mittel und Erfolge rechtfertigt.

Man wird leicht einsehen, daß Lacenaire — trotz seiner wissenschaftlichen Politur — ein so gemeiner Mörder war, wie nur irgend Einer. Er stahl, wurde in das Gefängniß geworfen und handelte — will man ihn einmal unter den Gesichtspunkt der Poesie bringen — nach dem alten Ausspruch: „das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Aber er bestrebte sich, seine Schlechtigkeit nicht nur unter den Begriff des vollständigen Bewußtseins, sondern auch unter den des Systems zu bringen. Und dazu boten ihm die französischen Zustände und die auf diese gestützte Literatur — die selbst die thierischen Leidenschaften zum Mittelpunkt der Tragödie gemacht hat — die beste Gelegenheit. Lacenaire

ſtarb nicht an der Geſellſchaft, aber er durfte behaupten, an der Geſellſchaft zu ſterben, ohne daß man ihn der Lüge zeihen konnte, oder auch nur wollte — denn man hielt einen ſolchen Tod für ganz möglich, da die Geſellſchaft in Frankreich ohne ſittliches Moment iſt. Das iſt offenbar der traurigſte Schluß, den man aus dieſem Ereigniß ziehen kann; es enthüllt uns alle Verzweigungen jenes entſetzlichen Geſchwürs, das an dem Herzen Frankreichs nagt. Die Journaliſtik konnte ſich hier nicht durch die Wahrheit helfen, um das Truggewebe Lacenaire's zu zerreißen; ſie mußte zu einer Lüge ihre Zuflucht nehmen, die übrigens wiederum die Macht der franzöſiſchen Preſſe beweiſen mag. Man gab ſich nämlich das Wort, der öffentlichen Moral dadurch eine Genugthuung zu bereiten, daß man das gefährliche Beiſpiel Lacenaire's, das allerdings, wenn es Nachahmung finden würde, die geſellſchaftlichen Bande auf die fürchterlichſte Weiſe bedrohen mußte, durch ſeinen Tod vernichtete. Lacenaire hatte nämlich die Verſicherung ertheilt, er werde ruhig und mit der Re-

ſignation eines Opfers der Geſellſchaft ſeinen Kopf dem Fallbeil der Guillotine unterlegen. Somit beſchloß die Journaliſtik — wie geſagt — nur das Gegentheil zu berichten, er ſterbe, wie er wolle. Freilich ließ ſich allein auf dieſe Weiſe die conſequente Entwickelung dieſes Drama's unſchädlich machen, oder wenigſtens in ihren Folgen mildern, und die Journaliſtik benutzte hier vielleicht zum erſtenmale ihr ſchrankenloſes Anſehen zu einem guten Ende. Genug, der „Messager," ein Abendblatt, berichtete noch am Tage der Execution in dieſem Sinne: Avril, der gemeine uncultivirte Genoſſe Lacenaire's, ſei feſt und mit chriſtlicher Ergebung geſtorben, Lacenaire aber hinfällig und ohnmächtig wie ein Thier, das man zur Schlachtbank ſchleppe; ſein Tod habe bewieſen, daß er eben ſo ſehr ein prahleriſcher Feigling, wie ein Lügner in Betreff des von ihm behaupteten Syſtems geweſen ſei. Dieſer Bericht über die Hinrichtung wurde von allen Blättern nachgedruckt. Leider ließen dagegen der „Constitutionnel" und der „Temps," die die Parole nicht erhalten hatten, den Mör-

der muthig bis zum letzten Augenblick verſcheiden; konnten aber, wegen der Einſtimmigkeit der übrigen Journale, höchſtens einen leiſen Zweifel erregen. Und die Zuſchauer? wird man fragen — die Zuſchauer? Ja, die Zuſchauer können gegen den feſten Phalanx der Journaliſtik nichts ausrichten, ſie verlaufen ſich in's Volk, während ſich das Volk in die Journale verläuft. Es mochten etwa zehntauſend Zuſchauer der Hinrichtung Lacenaire's und Avrils beiwohnen, die Alle bezeugen konnten, daß Lacenaire im Charakter ſeiner Rolle bis zum Falle des Beils blieb; aber die Journale berichteten, Lacenaire ſei ſo hinfällig geweſen, daß man ihn auf das Schaffott habe tragen müſſen.

Vierzigstes Kapitel.

Börne über Lamennais. — Ansicht des Verfassers über Lamennais' Beziehungen zu Frankreich. — Die Persönlichkeit des Abbés. — Schlußwort des dritten Bändchens. —

„Börne war mit Lamennais bei dem Bildhauer David zum Diner gewesen. Kränklich und körperlich angegriffen, wie er war, konnte er die Freuden des Mahles weder ertragen, noch in einer Soirée im eleganten Pariser Anzuge lange aushalten. Schon nach dem zweiten Gange hatte sich Börne entfernen müssen. Er war ganz voll der Eindrücke des Abbés. „Können Sie es glauben, unsere Gedanken kommen sich so entgegen, daß er mir, oder ich ihm das Wort aus dem Munde nehme." Mit diesen Worten leitete ich in meinem „Börne als Charakter und in der Literatur" meine Ansicht über die zukünftige Stellung Börne's zu Lamennais

ein. Ich knüpfte dieſe Zukunft an den „Monde,“ der zu jener Zeit gegründet wurde und über welchem der Geiſt Lamennais' ſchwebte. Indeß muß ich eingeſtehen, daß ich mich bei jenen Ausſprüchen allerdings zu ſehr auf den Enthuſiasmus Börne's verließ, der mit ſeinen Freiheits-Begriffen ſo rein und unantaſtbar daſtand, daß er, der nur praktiſche Tendenzen verfolgte, ſogar nicht nur nichts dagegen hatte, als Lamenais die Freiheit unter den Geſichtspunkt des Evangeliums brachte, ſondern dieſe Weiſe als die erhabenſte anſah. Ich ſagte freilich ſchon damals, Börne würde nie Katholik im Sinne von Zacharias Werner werden und ſich in den Nebulismus der alleinſeligmachenden Kirche verlieren, da ihm ſeine Freiheitsbeſtrebungen in weltlicher Hinſicht ſo ſchlecht belohnt worden waren; allein er ſchien den Katholicismus, wenn derſelbe von allen Schlacken menſchlicher Deutungen und Zuſätze gereinigt werde, für weit zuverläſſiger in Betreff des irdiſchen Glücks zu halten, als den Proteſtantismus, der die Menſchen nur an den Himmel verweiſe und ſie hienieden zu Staats-

zwecken verwende. In seinem „Wenzel der Franzosenfresser" hat Börne hinlänglich seine Meinung über die Einseitigkeit und Scheinheiligkeit des Protestantismus ausgesprochen, er meinte ungefähr, der Katholicismus sei höchstens ungereinigter Zucker, der noch einmal zur feinsten Raffinade gemacht werden könne; der Protestantismus aber bestehe aus dürren, saftlosen Dogmen, die weder die Menschen, noch den lieben Gott, sondern nur die Theologen erfreuen könnten. Unter solchen Verhältnissen mußte Börne ein Mann, der den Katholicismus von der Kirche losriß und einen Dom der Freiheit auf dieser Grundlage erbauen wollte, sehr ansprechen. Lamennais erschien ihm, wenn nicht als der Messias der Freiheit, doch als der Johannes in der Pariser Wüste. Die Schlechtigkeit und der Materialismus, die ihn von allen Seiten in der französischen Hauptstadt angrinzten, bedurften eines Gegensatzes. Mit einem Worte, Börne erkannte, daß die Freiheit, die in Frankreich als Mittel zum Zweck benutzt worden war, eines Anhaltes bedürfe, um wie-

der Zweck zu werden. Die religiöse Richtung Lamennais' erschien ihm ein Regenbogen in der Sündfluth der Demoralisation, ein Zeichen Gottes für die Redlichen und Guten. Deshalb meinte ich auch, Börne werde einen Platz in dieser neugeschaffnen „Welt" einnehmen und die „paroles d'un croyant" praktisch machen. Er wurde nur zum Theil durch den Tod daran verhindert; denn ich sehe jetzt ein, Börne würde nie Mitarbeiter des „Monde" geworden sein; erklärte er doch selbst auf seinem Todbette, bei Ansicht der ersten Nummern dieses Lamennais'schen Journals: er habe sich Anderes versprochen. Ich will damit nur andeuten, daß Börne bis zum letzten Athemzug klar, besonnen und rüstig war; daß er selbst, als die Unsterblichkeit bereits mit ihrem Kranze zu Häupten seines Lagers stand, nicht das Leben aus dem Gesichte verlor. Die Redensarten und der Styl und die fromme Salbung konnten ihn Lamennais nicht so theuer machen; nein! er glaubte, die Kraft, die unbezweifelt aus allen Werken des Abbés spricht, werde den Himmel

zu den Menſchen herniedertragen können; ſpäter mochte er einſehen, daß Lamennais die Menſchen nur zu dem Himmel geleiten wolle. Und zu welchem Himmel? Börne vermuthete, wieder zu dem alten, wo es Süßigkeiten des Glaubens genug geben mag, aber doch kein Mittel gegen den Hungertod, der gerade in Paris ſo häufig vorkömmt. Wie konnte ſich aber Börne in Lamennais irren, er, der ſonſt ſo tief blickte? Hier dient zur Antwort, daß er einmal alle liebte, die an dem großen Werke mit ihm arbeiteten, und weil er ſie liebte, kritiſirte er ſie nicht, oder doch befangen; dann aber iſt Lamennais in der Unterhaltung durchaus praktiſch. Hat ihn die Trollope nicht mit Cobbett verglichen, mit William Cobbett, der nie für den Himmel ſchrieb und für den Glauben und gegen den Unglauben, mit William Cobbett, der wegen ſeiner beißenden Satyre, ſeiner ſcharfen Polemik und ſeiner durchaus radicalen Richtung weit eher mit Börne verglichen werden kann? Aber die Trollope kannte Börne nicht; wie ſie Aehnlichkeit mit Cobbett in Lamennais fand,

ſo fand Börne in ihm Aehnlichkeit mit ſich. Er hat den Pfaffen dabei außer Acht gelaſſen; denn ſelbſt Lamennais kann es nicht vergeſſen, daß der Kardinalshut ihm einſt beſtimmt war. Wenn er auch — woran nicht zu zweifeln ſteht — noch einmal zum Pantheismus gelangt — er wird doch nur eine neue Kirche bauen, einen neuen Dom an der Stelle der Peterskirche, wo etwa das Himmelsgewölbe von Stein durch den Himmel droben vertreten wird, wo kein Papſt der Hierarchie, ſondern ein Papſt der Demokratie die Zügel hält. Eine neue Geſellſchaft, einen neuen Staat dürfen wir nicht von Lamennais erwarten. Börne aber z. B. würde ſich nie in einen Gottesdienſt der Freiheit gefunden haben, und die Freiheit ſelbſt ſo wenig, wie er. Nicht umhin kann ich, bei dieſer Gelegenheit wiederholt an Beck's ſchönes Gedicht „Sein Tod" zu erinnern, das auch in dieſer Hinſicht Börne's Stellung beſſer beſchreibt, als irgend eine Charakteriſtik es vermag. „Iſt man in Deinem Himmel frei?" So lautet der letzte Vers, und wahr-

lich! Börne konnte selbst den Himmel ohne Freiheit so wenig ertragen, wie die Erde. In Lamennais' Begleitung dorthin würde er wahrscheinlich schon auf der ersten Station zurückgekehrt sein; denn der Abbé würde ihn nur gelehrt haben, daß Gott den Menschen die Freiheit deshalb gegeben habe, daß sie ihm und keinem andern Gotte neben ihm gehorsam seien, und wo Börne von Gehorsam hörte, dachte er sofort an das alte Lied, das die Menschen Gott zum Lobe und sich zu Nutzen singen und nachsingen. Mit einem Worte, Börne wollte fertige Resultate und so sehr er den Menschen verzieh, wenn sie von andern Vordersätzen ausgingen, als er, so verzieh er ihnen nie, wenn sie, von demselben Vordersatz ausgehend, wie er, statt zur Menschheit, in unabsehbare Fernen, oder zu Resultaten gelangten, die nirgends zu der irdischen Welt in festen und unterbrochenen Beziehungen standen. Lamennais' demokratischer Katholicismus ist nichts als eine große Ascension der Republik, wie sie unsere Seiltänzer häufig unternehmen. Es nimmt

ſich ſchön aus, aber in den Himmel kömmt man ſolcherweiſe nicht, obwohl man auf der andern Seite ſehr leicht den Hals dabei brechen kann.

Nichts deſto weniger hat Lamennais, wenn auch nicht für die Freiheit, die er nur predigte, doch in Betreff Frankreichs den Nutzen geſtiftet, daß er eine religiöſe Neigung hervorrief und daß er den Indifferentismus, wenn nicht verdrängte, doch in ein Gedränge brachte. Die Schwärmerei des Abbés konnte in Frankreich, wo man heut zu Tage kalt und genußſüchtig iſt, wie niemals, keinen Schaden ſtiften, aber ſie war doch mehr, als ein Tropfen kalten Waſſers auf einen heißen Stein, ſie war wenigſtens ein Tropfen heißen Waſſers auf einen kalten Stein, ſie erwärmte hie und da ſelbſt die Salons, und den unteren Klaſſen wurden die „Worte eines Glaubenden" ein Troſt ſogar. Die nächſte Folge war, daß man, ſeit Lamennais die Freiheit predigte, die Kirchen beſetzt fand, man ſehnte ſich nach himmliſchem Brode, da man das irdiſche nicht erlangen konnte.

Der Reaction der Demoraliſation, die nur von oben ausging, ſtellte ſich das Evangelium der Freiheit entgegen, die Negation, die in den unteren Klaſſen eine ſo ſchreckliche Leere bewirkt hatte, wurde durch die Worte Lamennais' paralyſirt, und Oaſen der chriſtlichen Lehre traten freundlich hervor aus dem dürren Boden des Materialismus. Somit war Lamennais für die Gegenwart Frankreichs nicht ohne Nutzen, eine Zukunft kann er nie erreichen, da er als Prieſter handelt und keine praktiſchen Wohlthaten bietet, ſondern nur das erhabene Wort. Er wird ſich nicht der Freiheit hingeben, ſondern verlangen, daß ſich die Freiheit ihm hingiebt, er wird — wie geſagt — eine Kirche der Freiheit gründen und ſich von der neuen Gemeinde die kirchlichen Ehren erbitten, die ihm die Gemeinde St. Peters verſagte.

Lamennais iſt klein und hager, nur aus ſeinen Augen ſpricht ſeine Größe, eine Größe, die, wenn ſie ein Terrain und Jünger gefunden hätte, vielleicht einen zweiten Luther, aber keinen zweiten Proteſtantismus bewirkt haben

würde; denn Lamennais iſt durch und durch Katholik. Seine Blicke ſchießen wild und flammend, wie Blitze, in die Welt; denn wenn er ſich auch in einem engen Kreiſe befindet, lebt er doch nicht in ihm, ſondern führt ihn ſchnell, wie ein begeiſterter Seher, in ſeine Abſichten und Pläne ein, die immer auf die Beziehungen der Menſchheit zu Gott gerichtet ſind. Aber eben die gewaltige Flamme, die aus dieſem Auge ſpricht, leuchtet nicht wie das milde Licht der Aufklärung, ſondern wie Ehrgeiz und Ruhm und wie die alte Majeſtät der Hierarchie, die der Menſchheit nie Frieden und Segen bringen wird. Ich traf den modernen Papſt in ſchwarzem Anzuge, der weder ernſt noch feierlich — wie man es ſonſt bei der Kirche gewohnt iſt — auch nicht ſteif und abſichtlich, ſondern faſt in republikaniſcher Nachläſſigkeit ſeine Glieder umſchloß. Nur die weiße Halsbinde, die um den dürren Hals geknotet war, erinnerte einigermaßen an den Prieſter. Sie iſt ſonſt nicht Mode in Paris. Lamennais ſpricht übrigens im modernen,

seinen Style, und von der Emphase und dem lyrischen Schwunge seiner Schriften gewahrt man in der Unterhaltung nichts. Somit kann ich es mir sehr wohl denken, daß er in den geistreichen Salons der Hauptstadt, wo man den extravaganten Priester nicht gebrauchen könnte, gern gesehen ist. Er soll hier selbst, statt der republikanischen, die moderne Nachlässigkeit, welche in der französischen Literatur gleichsam zum guten Ton gehört, an den Tag legen, ein Beweis, daß das gesellschaftliche Leben von Paris ihm durchaus nicht fern liegt, obwohl er meistens versichert, das Geräusch der Hauptstadt störe ihn in seinen Betrachtungen, die freilich in deutlichen Zügen auf seiner Stirn geschrieben stehen, die keineswegs die heitere und auf das Leben gerichtete Weise der Pariser Literatur aufzuweisen hat, sondern nur das Nachdenken und die Reflexion abspiegelt.

Indem ich das dritte Bändchen meines Pariser Aufenthalts mit der Schilderung einer interessanten Persönlichkeit schließe, bemerke ich

nur, daß das vierte ausschließlich Charakteristiken und Portraits französischer und deutscher Notabilitäten der Hauptstadt Frankreichs bieten wird. Ich hielt es nämlich für nöthig, die Verhältnisse, in welchen sich die Persönlichkeiten von Paris bewegen, ihnen vorangehen zu lassen; denn einmal ändern sich die Zustände in Paris leicht und Beziehungen der Gegenwart gerathen über Nacht in die Vergangenheit; dann aber kann man auch von dem allgemeinen Standpunkte aus leichter die Détails erreichen und rubriciren. Haben vielleicht meine Raisonnements den Lesern hie und da einen neuen Gesichtspunkt eröffnet, so hoffe ich, diesen Gesichtspunkt im vierten Bändchen durch Mittheilungen interessanter Thatsachen noch mehr festzustellen.

Berichtigungen.

Wo St. Dénis vorkömmt lese man St. Denis'.

Seite 9 Zeile 1 von unten statt klüglicherweise lies klüglicherweise

— 12 — 8 v. oben st. Cambramne l. Cambronne

— 14 — 4 v. unten st. erleuchtetsten l. erleuchtetsten

— 28 — 6 v. unten st. française l. français

— 30 — 4 v. unten st. française l. français

— 50 — 11 v. oben st. Untergang l. Uebergang

— 52 — in der Ueberschrift st. de pas-perdus l. de pas perdus

— 52 Zeile 6 v. unten st. lucité l. la cité

— 53 — 1 v. oben st. den ihm l. dem ihn

— 67 — 8 v. unten st. forditudinis l. fortitudinis

— 67 — 3 v. unten st. Cayes l. Cazes

— 71 — 11 v. oben st. billets l. billet

— 113 — 9 v. unten st. wurden l. werden

— 137 in der Ueberschrift st. Napoleon l. Kotzebue

— 186 Zeile 4 v. oben st. Sieg l. Sieger.